Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Magazin

für die

Deutsche Sprache.

Von

Johann Christoph Adelung.

Erster Band.

Leipzig, 1783.

auf Kosten des Verfassers.

In Commission zu haben auf der hiesigen Zeitungs-Expedition, in der Buchhandlung der Gelehrten, und in der Breitkopfischen Buchhandlung.

Digitized by Google

S2H5.5
4.

1777, April 20.
Elliot fined.
(1er, IIer Ed.)

Digitized by Google

Magazin

für die

Deutsche Sprache.

Von

Johann Christoph Adelung.

Ersten Jahrganges erstes Stück.

D. Leipzig, 1782.

auf Kosten des Verfassers.

In Commission zu haben auf der hiesigen Zeitungs-Expedition, in der Buchhandlung der Gelehrten, und in der Breitkopfischen Buchhandlung.

Digitized by Google

Digitized by Google

Vorrede.

Die Liebe der Deutschen für ihre Muttersprache scheinet vorzüglich in unsern Tagen zu erwachen, wenigstens hat man sich wohl nicht leicht zu irgend einer andern Zeit so viel mit ihr zu schaffen gemacht, als eben jetzt. Dieß hat mich bewogen, derselben eine eigene Quartal-Schrift zu widmen, von welcher hiermit das erste Stück erscheinet.

Aus demselben wird man auch bereits die Einrichtung ersehen können, welche ich dieser Schrift zu geben denke. Abhandlungen über die Geschichte, Richtigkeit und Reinigkeit der Sprache, werden immer den vornehmsten Theil dieses Journales ausmachen. Mit Recensionen werde ich sparsamer seyn, weil des Recensierens in unsern Zeiten ohnehin schon genug ist, obgleich Schriften über die Sprache immer am schlechtesten und seichtesten beurtheilet zu werden pflegen. Ich werde daher

bloß wichtige Bücher über die Sprache, oder doch solche, bey welchen sich etwas gutes und nützliches sagen läßt, anzeigen, und mich dabey nicht bloß auf das neueste einschränken, sondern auch ältere, nicht genug bekannt gewordene, oder doch aus andern Ursachen merkwürdige Schriften mitnehmen.

Ich fürchte, daß ich es durch die erste und fünfte Abhandlung in diesem Stücke mit unsern Deutschen Provinzen gleich im Anfange völlig verderben werde. Allein ich kann mir nun einmahl nicht helfen; es ist Wahrheit, und ich kann nicht dafür, daß es Wahrheit ist. Es ist zugleich eine überaus wichtige Wahrheit, welche, wenn sie gehörig erkannt wird, allem Künsteln, Neuern und vorgegebenen Bessern an der Sprache, womit man in den Provinzen so viel Zeit und Papier verderbt, auf immer ein Ende machen muß. Sollten die von mir angeführten Gründe noch nicht überzeugend scheinen, so bin ich erböthig, jede Widerlegung meines Satzes, wenn sie nur irgend Wahrheitsliebe und Kenntniß

der

der Sache verräth, in diesem Magazine aufzunehmen. Mehr kann ich doch wohl nicht thun, jedermann zu überzeugen, daß es mir nicht um die Aufstellung oder Verfechtung einer neuen Meinung, sondern einig und allein um die Wahrheit zu thun ist.

Hoffentlich werde ich in Zukunft im Stande seyn, jedem Stücke dieses Magazines ein wenig mehr Abwechselung zu geben, als sich in diesem konnte anbringen lassen. Wird mich das Publicum mit seinem Beyfalle unterstützen, so wird es mir auf mehrere Jahre an nützlichem Vorrathe zur Fortsetzung dieser Quartal-Schrift nicht fehlen. Denn so eingeschränkt auch das Feld der Sprache manchem scheinen möchte, so weitläufig ist es doch, und so viel unerkanntes Gutes läßt sich noch darüber sagen.

In dem zweyten Stücke, welches in der bevorstehenden Michaelis-Messe erscheinen soll, werden ungefär folgende Gegenstände vorkommen: Nothwendigkeit der philoso-

phischen Behandlung der Sprachlehre; allgemeine Blicke auf den Gang des menschlichen Geistes in den ältern und neuern Sprachen, oder Beweis der fortschreitenden Cultur des menschlichen Geistes aus der Vergleichung der ältern Sprachen mit den neuern; Litteratur der Deutschen Mundarten; Beytrag zur Geschichte des Deutschen Gartenbaues aus Deutschen Glossen und Vocabulariis der mittlern Zeit; von der Erneuerung veralteter Wörter; von dem so genannten weiblichen e; Muster-Karte der Reformatoren der Orthographie der ältern und neuern Zeit und so ferner.

Leipzig den 1sten Sept. 1782.

Inhalt.

Inhalt.

I.
Abhandlungen.

1.

Was ist Hochdeutsch? Seite 1

2.

Von der Nieder-Hochdeutschen Mundart, und von Obersächsischen Sprachfehlern, S. 32

3.

Von dem Participio der Deutschen, S. 41

4.

Grundgesetz der Deutschen Orthographie, S. 59

5.

Auch etwas von der Deutschen Litteratur, S. 84

6.

Anecdote von D. Joh. Schiltern, S. 101

II. Recen-

Inhalt.

II.
Recenſionen.

7.

Carl Michaeler Tabulae parallelae antiquiſſimarum Dialectorum, S. 103

8.

J. S. V. Popowitſchens Probe eines Deutſchen Wörterbuches, S. 119

9.

J. W. Meiner philoſophiſche Sprachlehre, S. 134

10.

J. J. Oberlins Gemma *Bonevii*, S. 149

I.

Was ist Hochdeutsch?

Hochdeutsch? Ey nun, das ist die allgemeine Schriftsprache, deren sich ganz Deutschland in Büchern, und ein großer Theil der Deutschen von Stande und Erziehung auch in dem gesellschaftlichen Umgange bedienet.

Sehr wohl! Aber, wenn ist sie entstanden, diese allgemeine Schriftsprache? wie ist sie entstanden? und von wem ist sie entstanden?

„So verschieden und streitend," heißt es in Herrn Hemmers Deutschen Sprachlehre, (Mannheim, 1775,) S. 7, „auch alle Deutsche Mundarten sind, so gehet „doch eine gewisse Art zu reden in Deutschland im „Schwange, die überall verständlich, überall in Hochachtung ist. Diese bindet sich an keine besondere „Mundart, sondern nimmt das Gewöhnlichste und „Beste aus allen Mundarten heraus. Das ist also „eine ausgesuchte Sprache, eine auserlesene Mundart, „welche billig den erhabenen Nahmen der Hochdeutschen „führet."

Das ist denn nun die gemeine Meinung fast aller, welche über die Deutsche Sprache, und besonders über das Hochdeutsche, nachgedacht und geschrieben haben, wenn sie gleich selbige nicht so deutlich an den Tag legen, als hier geschehen ist. Es ist der Mühe werth, die Sache ein wenig genauer zu untersuchen, weil sie sehr wichtig ist, wichtiger, als man gemeiniglich denkt. Der Satz heißt so: das Hochdeutsche ist eine ausgesuchte Mundart, welche sich an keine besondere Mundart bindet, sondern das Gewöhnlichste und Beste aus allen Mundarten heraus hebt. Ich könnte hier gleich wider das Gewöhnlichste und Beste einen Einwurf machen, und behaupten, daß absolute nichts in den Sprachen das Beste genannt werden könne, sondern daß dieser Ausdruck bloß in Beziehung auf jede individuelle Sprache, und auf jede individuelle Mundart in derselben genommen werden müsse, und daß in Beziehung auf sie alles gut und das Beste ist, was seine Absicht erfüllet, d. i. in seiner Sprache oder Mundart allgemein verständlich ist; daher keine Mundart etwas hergeben kann, was in Vergleichung mit andern Mundarten absolute das Beste wäre. Doch ich will mich dabey nicht aufhalten, sondern die einzelen Theile des Satzes für jetzt als richtig annehmen, und nur die Wahrheit des ganzen Satzes untersuchen. Das

Hoch-

Hochdeutsche sey also eine ausgesuchte Mundart, welche das Gewöhnlichste und Beste aus allen übrigen Mundarten enthält.

Aber da dringen sich denn doch gleich wieder die Fragen von selbst auf: wenn ist das Hochdeutsche aus dem Besten aller Mundarten ausgehoben und zusammen gesetzt worden? Wer waren die Männer, die das thaten, und auf wessen Gewalt und Antrieb thaten sie es? Ohne Zweiffel waren es sehr gründliche und tiefe Sprachkenner, die nicht nur alle Mundarten aus dem Grunde kannten, sondern auch das Beste in jeder auf ein Haar zu beurtheilen wußten? Man nenne uns diese großen Männer, damit man ihnen Ehrensäulen setze, die sie so sehr verdienen? Waren es etwa Sprachlehrer, o, so verdienen sie zwiefache Ehrensäulen, denn Sprachlehrer, die sich über das Beste in allen Mundarten vergleichen und daraus eine so reiche und wohl eingerichtete Sprache zusammen setzen können, verdienen gewiß als Wunder der Natur angestaunet zu werden, da seit zwey hundert Jahren noch nicht zwey Sprachlehrer über eine solche Kleinigkeit, als die Orthographie ist, einig werden können, und in unsern aufgeklärten Zeiten sich alle Sprachlehrer eher zehen Mahl die Hälse brechen, als sich über einen einigen aus

einer Mundart aufzunehmenden Ausdruck vergleichen würden.

Aber die Geschichte sagt uns von dem allen kein Wort, und sie könnte uns doch sehr vieles davon sagen, da der Ursprung des Hochdeutschen schon in die neuern Zeiten fällt, und sie würde es gewiß thun, da sie bey ihrer bekannten Schwatzhaftigkeit uns so viele unbedeutende Kleinigkeiten aufbehalten hat, die Aushebung einer allgemeinen Schriftsprache aus allen Mundarten aber eine so wichtige, und sie selbst so nahe angehende Sache ist, daß sie diese neue Sprache gewiß zuerst dazu angewandt haben würde, das Andenken ihres Ursprunges zu verewigen. Aber, wie gesagt, davon findet sich in der ganzen Geschichte, findet sich bey allen Deutschen Sprachlehrern nichts.

Da wir nun die Hoffnung, in der Geschichte unserer Sprache einige Aufklärung dieses so wichtigen Umstandes zu finden, wohl aufgeben müssen, so wollen wir, um uns zu zerstreuen, ein Paar Blicke auf die Schriftsprachen anderer Völker wenden, und sehen, ob denn auch diese durch Aushebung des Besten aus allen ihren Mundarten entstanden sind, und wie das Wunder bey ihnen zugegangen ist, oder ob ihre Schriftsprachen etwa einen andern Weg gegangen sind, und wenn dieses ist, ob sich bey dieser Gelegenheit nicht vielleicht ein Mittel

entdecken

entdecken läßt, der Deutschen Schriftsprache auf die Spur zu kommen.

So wie jedes Land von einiger Größe in mehrere Provinzen getheilet ist, so zerfällt auch jede Sprache von einigem Umfange in mehrere Mundarten. Wie diese Mundarten entstehen, oder woher sie ihren Ursprung haben, gehet uns hier jetzt nichts an, genug daß sie da sind. So lange ein Volk in einem einfachen, rohen und kümmerlichen Zustande ohne genaue engere Verbindung lebt, sind alle diese Mundarten einander an Werth, Güte und Würde gleich, und eine Schriftsprache im engsten Verstande kann ein solches Volk auch darum nicht haben, weil es in diesem Zustande nur einen sehr geringen Gebrauch von der Schrift macht, gesetzt auch, daß es sie kennet. Aber so bald es in eine allgemeine engere Verbindung tritt, so bald es zu einigem Wohlstande gelanget, so bald Künste und Wissenschaften in demselben aufblühen, kurz, so bald es einigen Fortschritt in der höhern Cultur macht, bildet sich in demselben eine allgemeine Mundart für die höhern Classen der Nation, welche denn gemeiniglich auch in Schriften gebraucht wird, und daher die Schriftsprache eines solchen Volkes heißt. Es kommt nur darauf an, wie sie entstehet, und woher sie entspringt, und diese Fragen werden sich sehr leicht beantworten

lassen, so bald wir nur den bekannten Schriftsprachen anderer Völker ein wenig aufmerksam nachspüren. Die ältern morgenländischen Sprachen sind uns nach ihren Mundarten und deren Verhältnissen gegen einander so genau nicht bekannt, daher wir bey der Griechischen anfangen wollen.

Diejenigen Gegenden, welche wir unter dem Nahmen Griechenlandes im weitesten Verstande verstehen, und in welchen die Griechische Sprache geredet ward, hatten eine Menge verschiedener Mundarten aufzuweisen, welches desto begreiflicher wird, theils weil ihre Einwohner sehr verschiedener Herkunft waren, theils aber auch, weil der ganze Landstrich selbst aus einer Menge Inseln, Küsten und durchschnittenen Gegenden bestehet. Unter diesen Mundarten sind uns die Jonische, die Dorische mit ihrer Unterart der Aeolischen, und die Attische am genauesten bekannt. In den ältern Zeiten der Griechischen Staaten, da die Cultur unter ihnen bey nahe gleich war, hatten alle Mundarten einen gleichen Werth, und jeder Schriftsteller schrieb in der Mundart seiner Provinz oder seiner Insel. Allein nach und nach ward die Attische Mundart die herrschende Schriftsprache durch ganz Griechenland, und jeder, welcher in den übrigen Provinzen Griechisch schrieb,

suchte

ſuchte ſich ihr zu nähern, ſo gut er konnte. Woher erhielt ſie dieſen Vorzug? Etwa auch, weil man das Beſte aus allen übrigen Mundarten ausgehoben und in ihr vereinigt hatte? Nichts weniger als das. Es war die alte gewöhnliche Mundart der Stadt Athen, welche durch den hohen Grad der Cultur und des Geſchmackes, wodurch Athen ſich ſo ſehr vor andern Griechiſchen Staaten auszeichnete, die wohlklingendſte und biegſamſte Mundart geworden war, und um deßwillen von allen übrigen Provinzen freywillig zur allgemeinen Schriftſprache angenommen ward, und angenommen werden mußte, wenn ſie nicht einen gegründeten Verdacht wider die Feinheit ihres Geſchmackes erregen wollten. Daß das, was zur allgemeinen Schriftſprache angenommen ward, nicht die Sprache oder Mundart des Volkes in Athen, ſondern der obern Claſſen war, verſtehet ſich von ſelbſt, weil nur immer dieſe der Sitz des feinſten und beſten Geſchmackes ſind, ſo ſehr auch das Volk zu Athen das Volk in andern Griechiſchen Städten an Feinheit der Sitten und der Empfindungen, folglich auch der Sprache, übertreffen mochte.

Daß unter allen Mundarten, in welche Italien in den älteſten Zeiten getheilet war, nur allein die Mundart des Latii die herrſchende, und in dieſer die Mund-

art Roms die Schriftsprache nicht allein des ganzen Italiens, sondern lange Zeit der ganzen gesitteten Welt ward, könnte weniger befremden, weil Rom nicht allein alle übrige Provinzen Italiens, sondern auch einen großen Theil der damahls bekannten Welt unterjochte, und den bezwungenen Völkern mit seiner Herrschaft auch seine Sprache aufdrang. Allein, Roms Sprache würde denn doch vielleicht das Glück nicht gemacht haben, welches sie wirklich machte, wenn nicht Rom alle Provinzen Italiens, und, Griechenland ausgenommen, die ganze damahls bekannte Welt an Geschmack und Cultur übertroffen hätte; denn was von Roms Sprache die eigentliche Schriftsprache ward, war nicht die Sprache des Volkes, Rusticitas, sondern die der obern Classen, Vrbanitas im engsten Verstande. Qua, nähmlich der Vrbanitate, sagt Fabius B. 6. Kap. 5. significari video, sermonem prae se ferentem in verbis et sono et usu, proprium quendam gustum urbis, et sumtam ex conversatione doctorum tacitam eruditionem; denique cui contraria sit rusticitas; wo der gute Fabius mit so vielen andern nur darin irret, daß er das den Gelehrten zuschreibt, was er von den obern Classen überhaupt hätte sagen sollen, weil nicht Gelehrsamkeit allein, sondern die Feinheit des Geschmackes eine Sprache zur Schrift-

sprache

sprache macht. Nun hat, so viel ich weiß, noch niemand behauptet, daß diese Vrbanitas oder Römische Schriftsprache aus der Aushebung des Besten der übrigen Mundarten Italiens entstanden sey, sondern es war die gewöhnliche Mundart Roms, so wie sie durch Wohlstand und Geschmack in den obern Classen der Nation verfeinert und ausgebildet war. Es wäre auch sehr leicht, das Gegentheil zu beweisen, wenn es ja jemanden einfallen sollte, so etwas zu behaupten, weil eben diese Vrbanitas, aus lebhaftem Bewußtseyn, daß nicht leicht ein fremdes, d. i. nicht aus ihrer Mitte hergenommenes Wort, es mochte einer Provinz gehören, welcher es wollte, in ihre so sehr verfeinerte Sprache paßte, überaus schwierig und eifersüchtig gegen alle solche Wörter war. Habe semper, sagt Cäsar bey dem Gellius, in memoria atque in pectore, ut tamquam scopulum, sic fugias insolens verbum. Ich übergehe verschiedene ähnliche Stellen des Römers von dem feinsten Geschmacke, des Cicero, welcher eine Sache immer lieber umschrieben, als sie durch ein ungewöhnliches Wort ausgedruckt wissen wollte, weil sie nicht leicht jemanden unbekannt seyn können. Wäre die Römische Schriftsprache aus einer Vereinigung des Besten der übrigen Mundarten entstanden, so würde es ihr nicht allein frey gestanden haben, sondern selbst

Pflicht für sie gewesen seyn, sich auf eben dem Wege zu bereichern und vollkommener zu machen.

Roms Sprache sank in den folgenden Zeiten mit dem Verfalle des Geschmackes bis zu dem barbarischen Latein der mittlern Zeiten hinab, blieb aber dessen ungeachtet noch immer nicht allein die Schriftsprache, sondern selbst die feinere Gesellschaftssprache des größten Theiles von Europa, weil sie bey aller ihrer Barbarey doch lange Zeit sehr große Vorzüge vor den noch weit rohern und ungebildetern Volkssprachen hatte. Nach und nach verfeinerten und veredelten sich auch diese, und so wie dieses geschahe, und ein Land an Wohlstand und Geschmack zunahm, so bildete sich auch in demselben aus seiner Mitte eine eigene Schriftsprache, und so wie diese erhöheten Landessprachen dem verunstalteten Latein ihrer Zeiten an Cultur gleich kamen, so nöthigten sie dasselbe, zu seiner alten Reinigkeit zurück zu kehren, wollte es nicht ganz aus seinem Besitze verdränget seyn; welchem Schicksale es doch nicht ganz entgehen konnte, wenn die Landessprachen die alte Römische an Reichthum und Cultur zu übertreffen glaubten, und diesem Schicksale in Zukunft gewiß noch weit mehr ausgesetzet seyn wird.

Das erste Land, welches sich in den neuern Zeiten aus seinen verschiedenen Mundarten eine Schriftspra-

che

che mit einigem Glücke bildete, oder vielmehr, eine derselben zu der Ehre Schriftsprache zu seyn, erhob, ist Italien. Ich sage mit einigem Glücke, weil man in jedem Lande von den ältesten Zeiten an so etwas findet, so bald man nur anfing, die Landessprachen zu schreiben; allein die Sache war von keinem Bestande, und konnte es nicht seyn, weil der kaum aufkeimende Geschmack noch keinen festen Grund hatte. Welche Mundart von dem vierzehenten Jahrhunderte an die Ehre hatte zur Schriftsprache für ganz Italien erhoben zu werden, ist nichts weniger als streitig, denn der Nahme selbst verräth es, daß es die Toscanische oder Florentinische Mundart ist, aber nicht, wie sie auf dem Lande, nicht, wie sie von dem großen Haufen in den Städten, sondern wie sie in den obern Classen der Stadt Florenz gesprochen ward. Eben so leicht läßt sich die Ursache angeben, warum man diese Mundart wählte, und wählen mußte. Der Florentinische Staat that es nicht allein an Handlung, Reichthum und Wohlstand allen übrigen Staaten zuvor, sondern es erwachten auch die vergrabenen Keime alter Römischer Cultur nach einer langen Unthätigkeit hier am ersten wieder, nicht allein für Italien, sondern auch für das ganze Europa. Die bildenden Künste versuchten es hier zuerst, sich aus der Barbarey hervor zu heben, welche sie bisher unterdruckt hatte, kurz der wahre und

einige

einige gute Geschmack zeigte sich hier zuerst, und blühete nachmahls unter den Medici völlig auf. Die Sprache empfand dessen Einfluß zuerst mit, und mußte ihn empfinden, und die Florentinische Mundart der obern Classen ward für ganz Italien das, was Athens Mundart ehedem für Griechenland ward, und noch jetzt ist sie die einige Sprache der Schrift und des gesellschaftlichen Umganges unter Personen von Geschmack und Erziehung in dem ganzen Italien.

Eben das gilt auch von den Schriftsprachen der übrigen Europäischen Länder, nur mit dem Unterschiede, daß in den meisten derselben die Mundart der Hauptstadt in den obern Classen, oder des Hofes, die Schrift- und höhere Gesellschaftssprache geworden ist; allein nicht bloß darum, weil es die Mundart des Hofes ist, der hier in keine Betrachtung kommt, sondern bloß so fern die Hofstatt der vorzüglichste Sitz des Geschmackes in diesen Ländern ist. Rom konnte in den mittlern Zeiten auch in Ansehung der weltlichen Herrschaft gewisser Maßen für die Hauptstadt Italiens gelten, allein weil es in der Ausbildung des Geschmackes hinter Florenz zurück blieb, so ward auch die Florentinische, nicht aber die Römische Mundart die Schriftsprache Italiens. Die Mundarten Castiliens, und der Städte Lissabon, Paris, London, Kopenhagen, Stockholm u. s. f. sind

nur

nur in so fern die Schriftsprachen Spaniens, Portugalls, Frankreichs, Englands, Dännemarks und Schwedens geworden, als ihre Höfe das non plus ultra des guten Geschmackes für jedes Land sind.

Hier ist nun in allen Schriftsprachen keine Spur einer geschehenen Aushebung des Allgemeinsten und Besten aus den übrigen Mundarten, welche in Italien, Frankreich, Spanien u. s. f. so zahlreich sind, als sie in Deutschland nur seyn können. Vielmehr sind die meisten dieser Schriftsprachen so stolz auf ihren eigenen Reichthum, und so eifersüchtig auf ihre Rechte, daß sie lieber alle ihre Ansprüche aufgeben, als ein einiges wirklich provinzielles Wort aufnehmen würden, wenn es nicht vollkommen in das Ganze paßt, wäre es auch noch so alt, und noch so regelmäßig gebildet.

Wenn nun aber unter allen Schriftsprachen in der Welt gleich keine einige vermittelst einer solchen Aushebung entstanden seyn sollte, so würde daraus immer noch nicht folgen, daß in Deutschland nicht so etwas hätte geschehen können, weil die Sache dem ersten Anblicke nach wenigstens nicht unmöglich zu seyn scheinet. Allein, die Geschichte der Deutschen Schriftsprache wird uns zeigen, daß die Natur, und ihre erstgeborne Tochter, das Bedürfniß, überall einerley Wege gehen.

Deutschland hat seine Schriftsprache wenigstens drey Mahl geändert; erst war sie Fränkisch, dann Südlich-deutsch, und endlich Hochdeutsch. Es müßte also eine dreymahlige Aushebung des Allgemeinsten und Besten aus allen Mundarten vorgegangen seyn, und da das Allgemeinste und Beste nur einmahl vorhanden seyn kann, so müßte man sich wenigstens zwey Mahl geirret haben. — Der Bissen ist freylich ein wenig hart; aber vielleicht ist er nicht ganz unverdaulich. — Nun wir wollen sehen.

Die erste Deutsche Schriftsprache war die lingua Francisca, oder die Fränkische Mundart, und hier verbiethet uns schon der Nahme, an irgend eine Art der Aushebung des Besten aus den übrigen Mundarten zu denken. Es war die gewöhnliche Mundart der Franken nach ihrer Einwanderung in Frankreich und das obere Deutschland, aber nicht der Franken überhaupt, sondern des Fränkischen Hofes, wo sie ganz natürlich vieles von ihrer Härte und Rohheit in den untern Classen abgeleget haben mußte. Daß nun gerade die Fränkische Mundart die herrschende Schriftsprache ward, so fern man in diesen noch sehr rohen Zeiten einer Schriftsprache bedurfte, rührte nicht bloß daher, weil die Franken das herrschende Volk waren, sondern daher, weil sie unter allen Deutschen Volksstämmen,

aller

aller ihrer Rohheit ungeachtet, doch noch das gesittetste und gebildetste Volk waren. Sie waren die ersten Deutschen, welche einige Cultur bekamen, und diese erhielten sie in dem durch Römische Cultur aufgeklärten Gallien, und verbreiteten selbige nach und nach über das übrige Deutschland.

Nach dem Abgange des Fränkischen Hauses ward Deutschland volle hundert Jahre lang von dem Sächsischen Hause beherrschet. Hinge die Schriftsprache von der Herrschaft ab, so hätte die Sächsische Mundart müssen die Deutsche Hof- und Schriftsprache werden; allein es geschahe nichts weniger als das, sondern die Fränkische Mundart behauptete ihre Würde, und die Sächsische Mundart blieb was sie vorher war, eine bloße Provinzial-Sprache. Warum anders, als weil Sachsen den Fränkischen Provinzen in der Cultur weit nachstand, und nächst den Slaven unter allen Deutschen Völkerschaften am spätesten aufgekläret ward?

Ganz anders verhielt es sich, als die kaiserliche Würde gegen die Mitte des zwölften Jahrhundertes an das Schwäbische Haus kam; denn nunmehr blieb die alte Fränkische Mundart nicht mehr die allgemeine Schriftsprache, sondern es trat eine andere an ihre Stelle, welche sich sehr merklich von ihr unterscheidet. Von dieser müßte sich nun eigentlich beweisen lassen, daß sie

aus den übrigen Mundarten ausgehoben worden, und das Beste derselben in sich vereiniget hätte. Allein davon findet sich in der ganzen Geschichte dieser Zeit nicht die mindeste Spur, gesetzt auch, daß die Sache an sich thunlich und möglich wäre. Vielmehr vereinigt sich alles für den Satz, daß diese neue Schriftsprache weiter nichts als die gewöhnliche in den obern Classen verfeinerte Mundart derjenigen Provinz war, welche die übrigen an Wohlstand und Geschmack übertraf; und diese war denn das südöstliche Deutschland, und besonders Schwaben in seinem alten weiten Umfange genommen. Diese Gegend nahm durch die Nachbarschaft Italiens und des südlichen Frankreichs an der blühenden Handlung, dem Wohlstande und dem aufkeimenden Geschmacke dieser Länder Theil; die Höfe der Hohenstaufen und ihrer Vasallen waren die glänzendsten in Deutschland, und dienten den übrigen Höfen zum Muster. Die Landessprache ward dadurch in den obern Classen verfeinert, durch die Dichter dieses Zeitraumes verbreitet, und würde Deutschlands Schriftsprache geworden seyn, wenn gleich die Deutsche Krone nie auf das Schwäbische Haus gekommen wäre. Sie bekam in den spätern Zeiten den Nahmen des Hochdeutschen, d. i. des höhern, verfeinerten Deutschen, der Sprache der obern Classen, um sie nicht nur von den Mundarten der

übrigen

übrigen Deutschen Provinzen, sondern selbst von der gemeinen Schwäbischen Mundart zu unterscheiden.

Diese Schriftsprache erhielt sich in ihrem Ansehen bis gegen die Mitte des sechzehenten Jahrhundertes, da sie der neuern Hochdeutschen sowohl den Nahmen als den Vorzug abtrat. Wenn man die Umstände erwäget, unter welchen solches geschahe, so muß man an irgend einer Aushebung des Besten aus den übrigen Mundarten wieder völlig verzweiffeln, und eingestehen, daß es hier um kein Haar breit anders zugegangen ist, als in allen vorigen Fällen.

Der Verfall der Italiänischen Handlung, welche durch die Portugiesische und Spanische geschwächet ward, und ihren Einfluß auch auf das südliche Deutschland hatte, die Verarmung der Oberdeutschen Höfe durch Üppigkeit, Kriege und Befehdungen, und andere Umstände mehr schwächten den Wohlstand in dem südlichen Deutschlande, und wurden folglich auch dem Geschmacke nachtheilig. Dieses hatte wiederum den gewöhnlichen und ganz natürlichen Einfluß auf die Sprache, welche wenigstens einen Stillstand machte, da blieb, wo sie war, und nicht auf dem Wege fortfuhr, sich zu verfeinern und auszubilden, auf welchem sie angefangen hatte. Dagegen bildete sich das südliche Sachsen durch Bergbau, Manufacturen und Kunstfleiß in der Stille

zu der blühendsten Provinz Deutschlandes, und legte dadurch den Grund zu dem vorzüglichen Grade des Geschmackes, worin es nachmahls alle übrigen übertraf.

Wenn sich die Schriftsprache in einer Provinz verfeinert, so liegt darin allemahl die ältere Schriftsprache zum Grunde, und zwar aus sehr begreiflichen Ursachen. Die Verfeinerung und Ausbildung einer Sprache ist ganz das Werk des Geschmackes. Verändert dieser seinen Sitz gleich in Ansehung des Ortes, so gehet er doch in Ansehung der Sprache allemahl von der einmahl vorhandenen Schriftsprache aus, weil sie unter allen Mundarten bereits am meisten verfeinert ist. So ging die ältere Hochdeutsche von der Fränkisch-Deutschen, und die neuere Hochdeutsche von der ältern aus. Oder mit andern Worten: so wie sich der Geschmack in einer Provinz verfeinert, so wird die schon vorhandene Schriftsprache nach und nach die Gesellschaftssprache der obern Classen, und wird in denselben nur nach dem Maße des steigenden Geschmackes und Wohlstandes verfeinert, und nach dieser Verfeinerung denn auch als Schriftsprache von den übrigen Provinzen angenommen, so bald der Geschmack so weit bey ihnen aufkeimet, daß sie den Vorzug dieser verfeinerten Mundart vor der ihrigen empfinden können. Da alles dieses nur nach und nach, und nach unmerklichen Graden geschiehet, so lassen sich auch

die

die Gränzen, wo sich zwey Schriftsprachen scheiden, nie genau angeben, indem ihr Unterschied erst in beträchtlichen Abständen der Zeit merklich wird.

So wie Cultur und Geschmack in dem südlichen Obersachsen zunahmen, so verlor sich auch die Provinzial-Mundart nach und nach aus dem gesellschaftlichen Umgange der obern Classen, welche immer der erste und nächste Gegenstand beyder sind, und machte der ältern Hochdeutschen Schriftsprache Platz. Allein, wie Obersachsen in beyden über den schwachen Grad hinaus ging, welchen ehedem das südwestliche Deutschland gehabt hatte, und durch eine Zusammenkunft mannigfaltiger Umstände hinaus gehen mußte, so fuhr es auch fort, seine gesellschaftliche Sprache zu verfeinern, und daraus entstand denn das neuere Hochdeutsch.

Derjenige Zeitpunct, in welchem sich das ältere und neuere Hochdeutsch am merklichsten scheiden, ist die Zeit der Reformation. Vor derselben, und noch in ihrem Anfange, war das ältere Hochdeutsch noch die allgemeine Schrift- und Gesellschaftssprache; das siehet man deutlich an den Schriften dieser Zeit, und noch an den ersten Schriften Luthers und seiner Gehülfen. Allein, da die Reformation nicht allein Reformation der Religion, sondern aller Wissenschaften und selbst der schönen ward, oder vielmehr, da diese ganze Reformation bloß

eine Folge des wieder erwachenden Verstandes und Geschmackes war, da sie in Obersachsen ihren Anfang, und lange Zeit ihren ersten und eigenthümlichen Sitz daselbst hatte, und in wenig Jahren einen erstaunlichen Fortschritt machte, so wirkte sie auch eben so schnell auf die Sprache, wie man sehr deutlich siehet, wenn man die Obersächsischen Schriften von 1540 mit denen von 1520 vergleicht; eine in Sprachen allemahl seltene Erscheinung.

Mehr als einmahl hat man diese schnelle und große Veränderung in der Sprache Luthern zugeschrieben, und wenn man ja noch einmahl zu der Aushebung des Besten aus allen Mundarten zurück kehren wollte, so würde er es seyn müssen, der dieselbe bewerkstelliget hätte. Allein man lese nur seine und seiner Zeitgenossen Schriften mit einiger Aufmerksamkeit, besonders seine mehrmahligen Erklärungen über sein Deutsch in seiner Bibel-übersetzung, so fällt der Gedanke von selbst weg. So fern er das vornehmste Werkzeug dieser Zeit war, durch welches die Aufklärung des Verstandes und Geschmackes befördert, und ihr die gehörige Richtung gegeben ward, worauf sie denn von selbst wieder auf die Sprache zurück wirkten, hat er allerdings große Verdienste um die Sprache, besonders da er einer der ersten war, welcher über die Sprache nachdachte. Allein

erschaffen

erschaffen hat er sie nicht, auch nicht ausgehoben, vielleicht nicht einmahl den Ton angegeben, welchen in einer lebendigen Sprache ohnehin kein Individuum auf eine allgemeine und dauerhafte Art angeben kann. Er that weiter nichts, aber auch das war schon Verdienst, als daß er der Sprache, welche sich in seiner Provinz und besonders in den obern Classen durch Aufklärung des Verstandes und Geschmackes von selbst verfeinerte, folgte, sie in Schriften anwandte, und dadurch ihre Ausbreitung beförderte. In seinem Sendbrief vom Dollmetschen druckt er sich nach dem noch sehr derben Geschmacke seiner Zeit darüber so aus: Denn man muß nicht die Buchstaben in der Lateinischen Sprache fragen, wie man soll Deutsch reden, wie die — thun, sondern man muß die Mutter im Hause, die Kinder auf den Gassen, den gemeinen Mann auf dem Markte darum fragen, und denselbigen auf das Maul sehen, wie sie reden, und darnach dollmetschen: so verstehen sie es denn, und merken, daß man Deutsch mit ihnen redet. Und gleich darauf: wohlan so ists (der Englische Gruß,) bisher schlecht den Lateinischen Buchstaben nach verdeutscht: du bist voll Gnaden. Sage mir aber, ob solches auch gut Deutsch sey? Wo redet der deutsche Mann also,

u. s. f. Gut Deutsch ist Luthern also nicht ausgehobenes Deutsch, sondern Deutsch, so wie es an dem Orte, wo er lebte, gesprochen ward. Eine Aushebung war auch nicht einmahl nothwendig, wenn sie auch möglich gewesen wäre, weil der Stoff schon da war, die alte Hochdeutsche Schriftsprache, welche nur von dem fortschreitenden Geschmacke weiter verfeinert werden durfte.

Man weiß, daß die in Obersachsen bewirkte Aufklärung des Verstandes, des Geschmackes und der Sitten sich von hier über alle Deutsche Provinzen verbreitete, die derselben nur fähig waren, und nach dem Maße, als sie derselben fähig waren. Mit ihr verbreitete sich auch die hier verfeinerte Sprache, und mußte sich verbreiten, weil sie eben so sehr ein Werk des guten Geschmackes war, als alles übrige. Wer sich den in Obersachsen gereinigten Religions-Begriff, wer sich die daselbst gesäuberte Philosophie, wer sich die daselbst wieder hergestellten schönen Wissenschaften gefallen ließ, und dadurch verrieth, daß er in der Aufklärung des Verstandes und Geschmackes nicht zurück bleiben wollte, ließ sich unvermerkt auch die Sprache gefallen, aus dem dunkelen und sehr richtigen Bewußtseyn, daß der gute Geschmack ein schön verbundenes Ganzes ist, welches nicht getrennet werden darf. So ward sie nicht allein

die gesellschaftliche Sprache der obern Classen von feinerm Geschmacke, sondern auch die Schriftsprache des größten Theiles von Deutschland.

Ich habe die Geschichte dieser Schriftsprache und ihre Fortschritte in der Ausbildung und Verfeinerung in der Einleitung zu meinem Lehrgebäude der Deutschen Sprache kürzlich zu schildern gesucht, und will solches hier nicht wiederhohlen. Ich werde zu einer andern Zeit in diesem Magazine zu zeigen suchen, theils, daß so, wie jede Sprache an sich, oder jede rohe Sprache ein Werk des Bedürfnisses ist, so auch jede ausgebildete, folglich auch jede Schriftsprache, ganz ein Werk des Geschmackes ist, theils, was für einen Weg derselbe in Ausbildung der Deutschen Sprache genommen hat, und da wird jeder Gedanke von einer geschehenen Aushebung des Besten aus den Mundarten völlig wegfallen müssen, der sich ohnehin verlieret, sobald man die Geschichte der Schriftsprachen, und besonders der Deutschen ein wenig aufmerksam erwäget.

Da die in Obersachsen weiter ausgebildete Sprache ihre ältere Schwester, das ehemahlige Hochdeutsch, so weit hinter sich zurück ließ, und die Schrift- und feinere Gesellschaftssprache für ganz Niederdeutschland, und selbst für einen großen Theil von Oberdeutschland ward, so ward sie nunmehr auch im engern Verstande

Hochdeutsch genannt, und führte diesen Nahmen mit dem größten Rechte, wenn anders Hochdeutsch so viel bedeutet, als höheres, d. i. ausgebildetes Deutsch, Deutsch der obern Classen. Ihre ältere Schwester, welche sich aus Religions-Gründen noch in dem größten Theile von Ober-Deutschland, und aus politischen Ursachen auch in den Gerichten und Kanzelleyen des mittlern und nördlichen Deutschlandes erhielt, nannte sich selbst zwar noch immer Hochdeutsch, so wie große Herren noch immer längst verlorne Länder in ihren Titeln zu führen pflegen; allein in dem Gebiethe ihrer jüngern Schwester ward sie Altdeutsch, oder noch bestimmter Oberdeutsch genannt. Das neuere Hochdeutsch dürfte sich des ihm zuweilen auch beygelegten Nahmens Obersächsisch eben so wenig schämen, als sich die ehemalige verfeinerte Griechische Mundart des Nahmens der Attischen schämen durfte, oder sich die ausgebildetste Italiänische Mundart des Nahmens der Toscanischen und Florentinischen schämen darf. Allein, da wir einmahl einen allgemeinen und von keiner Provinz entlehnten Nahmen haben, die höhere und feinere Mundart in Deutschland zu bezeichnen, so kommt ihr der Nahme Hochdeutsch mit allem Rechte zu, da ihr die Sache selbst nicht streitig gemacht werden kann.

Wem noch einige Zweifel übrig bleiben sollten, daß unsere höhere Schrift- und Gesellschaftssprache in dem südlichen Churſachsen einheimisch ist, der komme und überzeuge sich durch den Augenschein. In keiner Provinz Deutschlandes wird sie so allgemein, und in den Städten selbst in den untersten Classen gesprochen, daher sie hier wohl nicht ein Fremdling seyn kann. Man kann ohne Bedenken hinzu setzen, daß sie auch in keiner Provinz, im Ganzen genommen, so rein und so richtig gesprochen wird, als eben hier; beydes, weil der gute Geschmack in keiner Provinz so allgemein verbreitet ist, als in dieser. Die Fehler, welche man den Ober-Sachsen Schuld zu geben pflegt, sind eben so wenig ein Einwurf dagegen, als die Fehler einzeler Personen. Von den ersten wird sich in dem folgenden Aufsatze Gelegenheit zeigen zu reden, in Ansehung der letztern aber beziehe ich mich auf die Einleitung zu meinem Lehrgebäude der Deutschen Sprache §. 40.

Um hier nicht zu weitläuftig zu werden, will ich nur noch einige der vornehmsten Folgerungen anführen, welche unmittelbar aus dem, was bisher gesagt worden, herfließen.

1. Jede Schriftsprache, das Wort in dem weitesten Verstande genommen, mit Einschluß der gesellschaftlichen Sprache der obern Classen, ist allemal die Mund-

art der blühendsten und ausgebildetsten Provinz oder Stadt, wo der gute Geschmack am meisten und allgemeinsten verbreitet ist. Folglich ist es die Hochdeutsche auch.

2. Die Schriftsprache hängt so wenig von dem Mittelpuncte der höchsten bürgerlichen Gewalt ab, als der gute Geschmack. Sehr oft sind beyde zusammen, aber nicht nothwendig allemahl; das beweisen Griechenland, Italien und Deutschland.

3. Wenn die Mundart einer Provinz durch den feiner und allgemeiner ausgebildeten Geschmack zur Schriftsprache eines Landes erhoben wird, so ist das kein Vorwurf für die übrigen Provinzen. Die Gründung und Verbreitung des guten Geschmackes in einem Lande hänget von einem Zusammenflusse sehr vielfacher Umstände ab, welche nicht in der Gewalt einzeler Personen, oft selbst nicht des Regenten stehen, deren Abwesenheit ihnen daher auch nicht zum Nachtheil gereichen kann. Ich werde im Folgenden Gelegenheit finden, die vornehmsten Umstände anzuführen, welche sich von dem funfzehnten Jahrhundert an vereinigten, Sachsen zu der blühendsten Provinz Deutschlands zu machen, und es dadurch zu den höhern Graden der Cultur und des Geschmackes vorzubereiten. Nur dann wird es ein Vorwurf für die Provinzen, wenn diese ihre Schriftsprache

ver-

verkennen, dieselbe schmähen, und ihr entweder veraltete Schriftsprachen, oder Provinzial-Mundarten vorziehen, weil solches ihren Geschmack nothwendig in einem nachtheiligen Lichte zeigen muß.

4. Gelehrsamkeit ist allerdings ein Hülfsmittel des Geschmackes, allein sie macht denselben nicht allein aus, sonst gäbe es keine Pedanten. Es ist daher nicht nothwendig, daß diejenige Provinz, deren Mundart sich zur Schriftsprache erheben soll, gerade die gelehrteste sey. Das beweisen diejenigen Länder, wo die Hofsprache zugleich die Schriftsprache des Landes ist; daß aber die Höfe gerade der gelehrteste Theil eines Landes seyn sollten, wird wohl niemand behaupten. Ober-Sachsen hat aber auch noch den Vortheil der Gelehrsamkeit für sich, weil seit der Reformation alle Wissenschaften, und besonders die zur Verfeinerung des Geschmackes so nothwendige gemeinnützige Philosophie in diesem Lande geläutert und gereiniget worden, und sich von hier aus über das übrige Deutschland verbreitet haben.

5. Da jede Schriftsprache, folglich auch die Hochdeutsche ein Werk des Geschmackes ist, dieser aber weder in allen Classen der Einwohner einer Provinz, noch bey allen einzelen Personen einer und eben derselben Classe gleich seyn kann, so muß auch die Schriftsprache selbst in dem Lande, in welchem sie einheimisch ist, sehr vieler

Grade sowohl der Reinigkeit als Feinheit fähig seyn. Am reinsten und besten wird sie, im Ganzen genommen, in den obern Classen geschrieben und gesprochen, weil der Geschmack hier gemeiniglich am reinsten und richtigsten zu seyn pfleget. Die Hochdeutsche Mundart darf daher, so wenig als eine andere Mundart und Sprache, nach einzelen Personen beurtheilet werden, sondern nach dem, was in den obern Classen das üblichste und allgemeinste ist. Schrieb und sprach doch nicht jeder Römer, selbst nicht jeder Consul, wie Cicero.

6. Da jede Schriftsprache ein Werk des Geschmackes ist, dieser aber in allen seinen Werken ein übereinstimmiges Ganzes ausmacht, so können auch die Eigenheiten anderer Mundarten nicht zu dem Ganzen der Schriftsprache passen. Daher scheuet jede Schriftsprache nichts mehr als die Aufnahme provinzieller Wörter, weil sie, so fern sie wirklich provinziell sind, dem Geschmacke nach allemahl um mehrere Grade tiefer stehen müssen. Läßt eine Schriftsprache von dieser Strenge nach, so ist solches ein Merkmahl des verfallenen Geschmackes, und sie höret alsdann auch sogleich auf, das schöne übereinstimmige Ganze zu seyn, welches sie bisher war. Das beweisen unter andern die Griechische und Lateinische Sprache.

7. Provinzial-Wörter sind daher der Reinigkeit der Hochdeutschen Mundart eben so verderblich, als sie es

der

der Griechischen und Römischen Sprache waren, und sie vermeidet sie eben so sehr, und mit eben dem Rechte, als alle übrige neuere Schriftsprachen. Da sie nicht aus dem Allgemeinsten und Besten aller Provinzen zusammen gesetzt ist, so fällt auch alle Bereicherung aus denselben von selbst weg, um so viel mehr, da sie dieses Zuwachses nicht bedarf, sondern an ihrer eigenen Fülle und an ihrem innern Richthum genug hat. Nur Unkunde ihres Reichthums kann sie da der Armuth beschuldigen, wenn sie wirklich als Sprache des guten Geschmackes auftreten soll.

8. Da sich eine jede Sprache und Mundart in dem Fortschritte ihrer Ausbildung nach und nach aller derjenigen Wörter und Verbindungsarten zu entledigen sucht, welche in ihr Ganzes nicht passen, d. i. welche Zweideutigkeit gewähren, unedle Begriffe erwecken, einen Begriff mit mehr Härte und Nachdruck bezeichnen, als der Sache gemäß ist, einen Begriff nur halb, oder schief ausdrucken, einen Nebenbegriff zum Nachtheil des Hauptbegriffes zu sehr hervorstechen lassen u. s. f. so sind auch veraltete Wörter mit Recht als ein solcher Auswurf anzusehen, der in das Ganze nicht mehr paßt. So wenig ein Stäubchen Materie sich aus dem Bezirke der Welt verlieren kann, so wenig eine einmal erworbene nützliche Kenntniß aus dem ganzen Zusammenhange der

Dinge

Dinge verloren gehen kann, so wenig wird sich auch ein nothwendiges, nützliches, und dem Ganzen angemessenes Wort aus einer Sprache und Mundart verlieren können. Es ist daher unbillig und der Absicht einer Schriftsprache zuwider, dergleichen Auswurf, scheinbarer Nebenursachen wegen wieder zurück zu rufen.

9. Da das Hochdeutsche keine aus den übrigen Mundarten ausgehobene Sprache, sondern die Mundart der südlichen Churſächsischen Lande ist, so kann auch das, was gut Hochdeutsch ist, d. i. was ihr, als einem ausgebildeten Ganzen, angemessen ist, nicht aus und nach den übrigen Mundarten, sondern muß allein aus und nach ihr selbst, d. i. nach ihrem eigenen Sprachgebrauche beurtheilet werden.

10. Dieser Sprachgebrauch kann auch nicht in den Provinzen, wo man das Hochdeutsche als eine fremde Sprache erlernet, beurtheilet und bestimmet werden, sondern nur da, wo er einheimisch ist, weil ausser seinem Vaterlande weder die Erfahrung so allgemein und häufig, noch die Empfindung so fein und übereinstimmend seyn kann, als dazu erfordert wird. So befremdend der Satz manchen scheinen mag, so sehr muß er einleuchten, sobald man nur über den Ursprung und das Vaterland des Hochdeutschen einig ist. Es ist daher noch etwas mehr als sonderbar, wenn Schriftsteller

aus den Provinzen den Hochdeutschen Sprachgebrauch, welchen sie oft nicht anders als äußerst unvollkommen kennen, oder das was gut Hochdeutsch ist, oder nicht, bestimmen wollen. Ist es wohl je einem Provenßalen, Bretagner oder Gascogner eingefallen, die Französische Schriftsprache nach Eigenheiten seiner Mundart zu beurtheilen? oder fiel es wohl zu den Zeiten des blühenden Roms dem Lombarden, dem Ligurier, Apulier oder Sicilianer ein, die Römische Schriftsprache zu meistern, zumahl wenn er nie aus seiner Provinz gekommen war?

Man siehet leicht, daß alle diese Sätze sehr wichtig sind, und da manche derselben noch Widerspruch finden möchten, so will ich die vornehmsten derselben in diesem Magazine nach und nach weiter ausführen.

2.

Von der Nieder-Hochdeutschen Mundart, und von Obersächsischen Sprachfehlern.

Im dritten Stücke des deutschen Musäi von diesem Jahre befindet sich S. 276. ein Aufsatz von deutschen Mundarten, welcher einiger Erläuterungen bedarf.

Der Verfasser handelt darin von der Nieder-Hochdeutschen Mundart, oder demjenigen Hochdeutsch, welches in dem nördlichen Deutschlande die gesellschaftliche Sprache der obern Classen ist, und wundert sich, wie sie allen denenjenigen, welche von Deutschen Mundarten geschrieben haben, unbekannt bleiben können. Mir konnte sie nicht unbekannt seyn, weil es diejenige Mundart ist, in welcher ich bin erzogen worden; allein ich sahe keinen Grund, sie als eine eigene Mundart anzugeben, weil sie weiter nichts als Hochdeutsch, d. i. das Ober-Sächsisch der obern Classen ist. Daß diese in ganz Nieder-Deutschland so ausgebreitet ist, ist sehr leicht begreiflich, weil ganz Nieder-Deutschland seine höhere Cultur aus Obersachsen bekommen hat, und mit der Cultur auch dessen Sprache annehmen mußte. Daß

sie

sie aber daselbst so ausgebreitet seyn sollte, daß sie auch überall die häusliche Sprache selbst bis auf den Handwerker ist, und das eigentliche Niedersächsisch nur noch dem Landmanne eigen bleibet, wird höchstens wohl nur von einigen Provinzen behauptet werden können, und zwar vornehmlich von solchen, welche zunächst an Obersachsen gränzen. In Pommern, Mecklenburg u. s. f. ist das Obersächsische nur die gesellschaftliche Sprache der obern Classen in den grossen Städten; alles übrige spricht Niedersächsisch. Eher wünschte ich von einem Kenner eine nähere Untersuchung der Schlesischen Mundart der obern Classen, welche weit mehr besonderes zu haben und aus dem alten und neuen Hochdeutsch und der Landessprache vermischt zu seyn scheint.

Der Verfasser führet hierauf die Vorzüge an, welche diese Nieder-Hochdeutsche Mundart vor der Ober-Sächsischen voraus haben soll. Ich kann ihm nur den ersten einräumen, und dieser bestehet in der größern Biegsamkeit und Empfindsamkeit der Sprachwerkzeuge, daher der Niedersachse, wenn er Hochdeutsch spricht, die weichen und harten Buchstaben besser unterscheidet als die meisten Oberdeutschen, und viele Obersachsen. Ich sage viele, weil die Verwechselung beider in den obern Classen in der That so häufig nicht ist, als oft behauptet worden. Die niedern Classen aber kommen in Beur-

theilung des Hochdeutschen nicht in Betrachtung. Die übrigen als Vorzüge der Nieder-Hochdeutschen Mundart angegebenen Eigenheiten sind:

1. „Sie sagt nicht Kleeder sondern Kleider, nicht „Beene sondern Beine, nicht ider sondern jeder, nicht „korschamer Diener, sondern gehorsamer.„ So spricht in Obersachsen nur der große Haufe in den untern Classen, aber der gehöret wieder nicht hierher. Ich habe in siebzehn Jahren in Leipzig noch keinen Mann von einiger Erziehung und Geschmack Kleeder, Beene, Fleesch sprechen hören. Die Aussprache ider, itzt, imand, für jeder, jezt, jemand, ist mehr Schlesisch als Obersächsisch; hier höret man sie selbst in den untern Classen selten. Wenn der Verfasser hinzu setzt: „es giebt übrigens nur eine Aussprache, und die ist fast „aus allen Mundarten zusammen gesetzt,„ so wird er solches nach dem, was in dem vorigen Aufsatze gesagt worden, hoffentlich gern wieder zurück nehmen.

2. „Sie ist auch nicht Obersächsisch allein, sondern „hat aus dem Oberdeutschen, eben so wohl als jene Mundart, was ihr anstand, genommen. Z. B. „das ehrliche und gute und unentbehrliche Wort Behörde ist in Nieder-Deutschland bekannt und im Canzelley-Styl gebräuchlich.„ Unmittelbar hat sie gewiß nichts aus dem Oberdeutschen genommen; sondern

was

was sie davon hat, hat sie aus Obersachsen. Aber auch von der Obersächsischen Mundart kann man nicht sagen, daß sie aus dem Oberdeutschen genommen, was ihr anstand. Das alte Hochdeutsch liegt ganz in ihr zum Grunde, und dieses hat sie nur verfeinert, gemustert und dem ausgebildeten Geschmacke ihrer Zeit gemäßer gemacht. Das Wort Behörde ist so wie der ganze Kanzeley-Styl, in Ober- und Niedersachsen, ein Ueberbleibsel der ältern Hochdeutschen Schriftsprache.

3. „Das rechte Provinziale der Obersächsischen Mund„art und die Volkssprache, also das Fehlerhafte derselben mangelt ganz in der Nieder-Hochdeutschen.„ In der wahren Hochdeutschen, d. i. der Sprache der obern Classen Ober-Sachsens gewiß auch. Gellerts sieht schön, für sieht schön aus, ist allerdings ein Meißnischer Provinzial-Fehler; aber Gellert ist auch unter allen Obersächsischen Schriftstellern von Geschmacke, so viel ich weiß, der einige, der ihn begangen hat, woraus sich also keine Allgemeinheit folgern läßt. Daß sich der Nieder-Hochdeutsche besser vor Meißnischen Provinzialismen hüten kann, ist ganz natürlich, weil er sie nicht kennet, und weil die Sprache der obern Classen, welche er empfing, davon frey ist. Aber hütet er sich auch eben so sehr vor Niedersächsischen?

4. „Sie hat Wörter und Wendungen, die sie zwar „zum Theil ursprünglich aus ihren Provinzialen herü„ber nahm, die aber gut Deutsch geworden, und von „Classischen Schriftstellern, selbst Obersachsen, angenom„men sind.“ Nach dem, was im vorigen Aufsatze gesagt worden, zweifele ich sehr, daß sich das wird beweisen lassen. Die im folgenden angeführten Beispiele beweisen es wenigstens nicht. „Das Wort Schnickschnack „hat Lessing in Gang gebracht.“ Gebraucht wohl, aber auch in Gang gebracht? Ein Obersächsischer Schriftsteller von Geschmack wird dieses niedrige Wort, die komische Schreibart allenfalls ausgenommen, nie gebrauchen. Es ist dem Bau und der Analogie der Hochdeutschen Mundart völlig zuwider, welche, das einige Mischmasch ausgenommen, keine Verdoppelungen eines und eben desselben Wortes kennet, Intensiva oder Iterativa zu bilden. Die Nieder-Deutsche Mundart hat deren viel, Wirrwarr, Wibelwabbel, tirtarren, tickticken, Tieskerauske, Hinkhanken u. s. f. Aber diese werden mit allen ihren Brüdern nie Hochdeutsch werden können. Daß Lessing das Wort einmahl, seines feinen und richtigen Geschmackes ungeachtet, gebraucht hat, ist ein kleiner Flecken, den man ihm leicht übersehen kann, der aber nicht nachgeahmet werden muß, und noch weniger zur Regel dienen kann. „Die Wortfügung: Bey die-

„ser

„ser Gelegenheit scheint die Tapferkeit der Franzosen „der Engländer ihre noch übertroffen zu haben, hat „man der Nieder-Deutschen Mundart zu danken. „ Wenn das auch wäre, so wünschte ich, daß man ihr etwas besseres zu danken habe, denn daß sie eigentlich ein Fehler ist, habe ich in meinem Lehrgebäude der Deutschen Sprache bewiesen. Das Possessivum bedeutet den Besitz, aber den bezeichnet schon der Genitiv; das Possessivum ist also hier überflüssig. Aber es soll hier nicht den Besitz bezeichnen, sondern bloß die Person; und das ist seiner Natur zuwider, weil es den Begriff des Besitzes von dem Begriffe der Person nicht trennen kann. Ein Hochdeutscher von Geschmack vermeidet diesen Gebrauch des Possessivi so lange er kann, und läßt sich, wenigstens in der edlern Schreibart, die Wiederhohlung des Substantives nicht dauern.

5. „Sie trifft zuweilen eine Wahl der Wörter und „ihrer Bedeutungen, die der Obersachse von uns geler„net hat. Fein z. B. brauchen wir niemals für schön. „ Ich wünschte, daß ein treffenderes Beyspiel gewählt wäre, denn fein wird auch in Obersachsen nie für schön gebraucht, aber gewiß nicht darum, weil es in Niedersachsen in dieser Bedeutung nicht gangbar ist.

6. „Sie hat mehr Lebensart, (nun in Ansehung der „Lebensart dächte ich, könnte man den Obersachsen ge-

wiß keine Vorwürfe machen,) „denn sie nennt jeden er-
„wachsenen Menschen einen Herrn und jedes unverhey-
„rathete Frauenzimmer von einigem Stande Mamsel.
„Aber in Leipzig und Dresden heißt ein Mann der kei-
„nen Titel und keine Frau hat, Monsieur, und die
„Kaufmannstochter eine Jungfer.„ Sicher ist der Verfasser nie in Leipzig gewesen, denn sonst hätte er das unmöglich behaupten können. Wehe dem, der in Leipzig eine Kaufmannstochter Jungfer anreden, oder einen unberitelten Mann Monsieur nennen wollte!

7. „Sie hat besondere Verschiedenheiten, z. B. der
„Obersachse sagt ein Amt begleiten, der Niederdeut-
„sche ein Amt bekleiden. Ich halte das letzte allein
„für recht.„ Allerdings ist das letzte allein recht, aber wo spricht auch der Obersachse ein Amt begleiten? Einzele unwissende und unachtsame Personen schreiben und sprechen wohl so in Obersachsen, noch mehr aber in Oberdeutschland, aber nicht der Obersachse überhaupt.

Ich muß bey dieser Gelegenheit noch etwas von den Sprachfehlern sagen, welche von vielen auswärtigen Schriftstellern den Obersachsen so freygebig vorgeworfen zu werden pflegen. Soll das so viel sagen, daß der große Haufe, d. i. derjenige Theil der Nation, welcher die untern Classen ausmacht, unrein und oft affectirt spricht, seine Provinzial-Ausdrücke hat u. s. f. so hat nie-

niemand etwas dawider einzuwenden, denn das gilt von dem großen Haufen aller Provinzen; aber doch von dem Volke in Obersachsen weniger als in andern Provinzen. Aber das ist immer nicht die Absicht, warum man die Obersächsischen Sprachfehler so sorgfältig aufsucht, sondern man will dadurch die Reinigkeit der hochdeutschen Mundart in Obersachsen verdächtig machen; allein dann handelt man sehr unrecht. Nicht die Sprache des großen Haufens in Obersachsen ist unter dem Namen des Hochdeutschen die Schriftsprache geworden, sondern die Sprache der obern Classen, und die müßte man gar nicht kennen, wenn man ihr dergleichen Fehler zur Last legen wollte.

Aber auch die Fehler und Eigenheiten einzeler Personen, selbst aus den obern Classen, beweisen das nicht, was sie beweisen sollen. Allenfalls würde daraus folgen, daß kein Obersachse vollkommen ist, und wer hat das jemahls behauptet? Sind alle Römische Schriftsteller, selbst die reinsten und besten unter ihnen, von Fehlern frey? Sprach jeder Römer, selbst jeder Consul zu Rom so wie Cicero? Antonius schrieb dunkel und unrein, Mäcen war ein Süßling, Tiberius machte sich durch die Jagd auf veraltete Wörter lächerlich. Und doch waren sie insgesammt Römer aus den obern Classen, und lebten in der schönsten Zeit der Sprache. Es

kommt hier blos auf die geringere oder größere Allgemeinheit an, und dann hat Obersachsen alles für sich. Die wenigen Classischen Schriftsteller, welche Deutschland in Ansehung der Sprache aufzuweisen hat, sind entweder wirklich Obersachsen, oder haben doch ihre ganze Bildung in Obersachsen und aus Obersächsischen Schriftstellern erhalten. Ist unter diesen gleich kein einiger ganz von Fehlern frey, so sind es die auswärtigen noch weit weniger. Ich könnte das beweisen, wenn es nöthig wäre, denn vielleicht hat niemand unsere guten Schriftsteller mit so viel Aufmerksamkeit auf die Sprache gelesen, als ich. Gegen ein Krank sehen im Gellert getraue ich mir allemahl wenigstens zwanzig Sprachfehler oder Provinzial-Ausdrücke in einem jeden andern auswärtigen Schriftsteller zu finden.

3.

Von dem Participio der Deutschen.

Man hat es in den ältern und neuern Zeiten sehr oft versucht, den Gebrauch, welchen die Römer und noch mehr die Griechen von ihren Participiis machten, auch im Deutschen nachzuahmen, und dadurch diejenige Kürze, Ründe und Abänderung zu erreichen, welche jene ihrer Rede mittheilen können. Allein es ist leicht zu zeigen, daß man alle Hoffnung dazu schlechterdings aufgeben muß, indem das Deutsche Participium von dem Participio der Griechen und Römer wesentlich verschieden ist.

Ich habe dieses zwar schon in meiner Deutschen Sprachlehre, noch deutlicher aber in meinem Lehrgebäude der Deutschen Sprache gezeiget; allein, da es daselbst an mehrern Orten zerstreuet ist, so will ich hier das vornehmste davon kurz zusammen fassen, damit man das Ganze desto leichter übersehen könne. Soll aber dieses geschehen, so müssen wir vorher ein Paar Blicke auf die Deutschen Redetheile überhaupt werfen, und uns von jedem derselben einen richtigen Begriff zu machen suchen.

Die Deutsche und jede andere Sprache bestehet aus zwey sehr ungleichen Classen von Wörtern; aus solchen, welche die Empfindung als bloße Empfindung ausdrucken, Empfindungswörtern, Lat. Interjectionen, welche wieder von gedoppelter Art sind, nachdem sie innere Empfindungen, (ach! oh! ah!) oder äußere, (husch! wusch! puff! platz!) ausdrucken; und aus Wörtern im engsten Verstande, welche Ausdrücke klarer Vorstellungen sind, aus jenen entstanden sind, und nunmehr den eigentlichen und fruchtbarsten Theil der Sprache ausmachen.

Diese Wörter im engsten Verstande nun betreffen entweder die selbständigen und als selbständig gedachten Dinge, Substanzen, oder dasjenige, was sich an ihnen bemerken oder von ihnen sagen läßt. Der Nahme der selbständigen und als selbständig gedachten Dinge ist das Hauptwort, oder Substantivum, und dieses ist denn der erste und wichtigste Redetheil, um dessen willen alle übrige vorhanden sind.

Was sich von dem selbständigen Dinge sagen läßt, ist eigentlich nur von gedoppelter Art, es ist entweder an dem Dinge selbst befindlich, oder es ist außer demselben, und heißt in dem letztern Falle ein Umstand. Wenn ich sage, die Blume ist roth, oder die rothe Blume, so ist roth, rothe, etwas das an der Blume selbst befindlich ist. Sage ich aber, die Blume war

gestern

gestern noch roth, so sind gestern und noch bloße Umstände, weil sie Verhältnisse oder doch Begriffe bezeichnen, welche außer dem Dinge befindlich sind. Hierzu kommt, daß man noch eine Art von Wörtern gebraucht, das was man von dem Dinge zu sagen hat, demselben zu- oder abzusprechen, und dieses ist denn das Verbum, und zunächst und eigentlich das Verbum seyn.

Mit diesen vier oder allenfalls auch nur drey Redetheilen ist das Bedürfniß zu sprechen zur höchsten Noth befriedigt, 1. dem Nahmen des selbständigen Dinges, 2. dem was sich von demselben sagen lässet, es sey nun an oder außer dem Dinge befindlich, und 3. dem Einverleibungsworte seyn; und es ist sehr wahrscheinlich, daß die Sprachen in ihrem ältesten rohesten Zustande nicht mehr Redetheile gehabt haben. Da aber die Rede dadurch sehr weitschweifig und eintönig werden mußte, so lernte man nach und nach Verkürzungen und Zusammenziehungen anbringen, und dadurch entstanden denn unter andern auch neue Redetheile. So wie man das, was sich von dem Dinge sagen läßt, mit dem Einverleibungsworte seyn zusammen zog, oder es nach dessen Muster biegen lernte, so entstand die große Menge von Verbis, welche jede Sprache hat, und welche das Prädicat mit dem Einverleibungsworte zugleich enthalten, oder das, was sich von einem

Dinge

Dinge sagen läßt, als in der Beylegung begriffen, darstellen.

Aber es läßt sich das, was man von einem Dinge sagen kann, noch aus einem andern Gesichtspuncte betrachten. Man kann es entweder für sich allein, oder als an dem Dinge unmittelbar befindlich, demselben schon beygelegt, darstellen. Wenn ich sage, der Mensch ist hier, der Wind weher heftig, das Wetter ist schön, so behandle ich die Prädicate hier, heftig und schön, für sich allein, oder als von dem Dinge abgesondert, und kann sie daher nicht anders als vermittelst eines Verbi von demselben sagen, oder demselben beylegen. Sage ich aber, der hiesige Mensch, der heftige Wind, das schöne Wetter, so betrachte ich sie als an dem Dinge befindlich, oder demselben unmittelbar beygelegt. Daß dieser Unterschied, ob er gleich nur in der Vorstellungsart, nicht aber in dem Wesen der Dinge selbst gegründet ist, in der Sprache seinen großen Nutzen hat, und die Bestimmtheit und Kürze gar sehr befördert, kann man leicht einsehen, so bald man ihn nur als nicht vorhanden betrachtet, und seine Gedanken auf diese Art auszudrucken versucht.

Da uns die Umstandswörter hier nicht weiter angehen, so bemerke ich der Vollständigkeit wegen nur, daß Umstandswörter, wenn sie einem Dinge, als beygelegt

gelegt dargestellet werden, die Artikel, Pronomina und Zahlwörter geben, obgleich auch hier die Sprachen gar sehr von einander abweichen. Die Präpositionen aber sind Umstandswörter, welche das Verhältniß selbständiger Dinge andeuten, so wie die Conjunctionen die Verhältnisse der Sätze und ihrer Glieder bezeichnen.

Wir kommen wieder auf diejenige Art des Prädicates zurück, wodurch etwas, das an dem Dinge selbst befindlich ist, ausgedrucket wird, und womit wir es hier eigentlich zu thun haben. Bey den Griechen und Römern gibt es nur eine Art solcher Wörter, welche Adjectiva heissen, und von ihrem ersten Ursprunge an biegsam sind, und diese Biegsamkeit behalten, sie mögen stehen wo sie wollen: bonus liber, und liber est bonus, res praeclara, und res erat praeclara, pater et frater sunt sani, sum conscius huius rei. So auch mit Participiis, welche in diesen Sprachen gleichfalls nichts anders sind, als Adjectiva mit dem Nebenbegriffe der Zeit, pater tuus gavisus est, postcaquam mortua erat, pauper mortuus est. Hier ist das Prädicat allemahl biegsam und bleibt biegsam, es stehe unmittelbar vor seinem Substantivo, oder nach demselben, oder es gehöre zu dem Verbo. Eben so verhält es sich auch in dem Griechischen, und bey dieser

Einrich-

Einrichtung hatten sowohl die Griechen als Lateiner den Vortheil, (wenn es anders ein Vortheil ist,) daß das Adjectiv keine bestimmte Stelle hatte, sondern nach Belieben vor oder nach seinem Substantive gesetzt werden konnte.

Nicht so die Deutsche Sprache, welche hier wesentlich verschieden ist, und bey der Einrichtung dieses Redetheiles überaus vielen philosophischen Scharfsinn an den Tag gelegt hat, der sich, so viel ich weiß, in keiner andern Sprache findet. Der Deutsche sagt zwar, wie der Lateiner und Grieche, ein gutes Buch, aber nicht, das Buch ist gutes; er sagt, eine vortreffliche Sache, aber nicht, die Sache war vortreffliche; nicht, dein Vater und Bruder sind gesunde; nicht, ich bin dieser Sachen bewußter; nicht, dein Vater hat sich gefreuerer oder gefreuete; nicht, nachdem sie gestorbene war; nicht, er ist gestorbener.

Es verhält sich damit so. Der Deutsche macht einen Unterschied unter dem, was dem Dinge als schon wirklich beygelegt gedacht und vorgestellet wird, und unter dem, was an und für sich selbst, oder allein gedacht wird, oder mit andern Worten, was das Substantiv unmittelbar bestimmt, oder was dasselbe nur mittelbar und vermittelst des Verbi bestimmt. In, ein gutes Buch, bestimmt das Beywort das Substan-

tiv unmittelbar und stellt das Prädicat gut als dem Buche vollkommen beygeleget dar. Sage ich aber, das Buch ist gut, so betrachte ich das Prädicat an und für sich oder allein, und lege es dem Substantivo erst vermittelst des Verbi ist bey. So auch, ein armer gestorbener Mann, und der Mann ist arm gestorben. Etwas unselbständiges, das an dem Dinge selbst befindlich ist, (und damit haben wir es hier allein zu thun,) ist, so bald als es an dem Dinge befindlich gedacht wird, eine Eigenschaft, und so bald es für sich allein betrachtet wird, eine Beschaffenheit. Der Deutsche hat also an Statt des Griechischen und Lateinischen Adjectives zwey Redetheile, das Beschaffenheitswort, (Adverbium qualitatis,) und das Eigenschaftswort, (Adjectivum,) welche auch in ihrem Baue wesentlich verschieden sind. Das erstere ist völlig unbiegsam, weil es nicht unmittelbar das Substantiv, wohl aber das Verbum bestimmt, die Deutschen Verba aber kein Geschlecht bezeichnen. In, Cajus starb arm, gehet arm nicht unmittelbar auf das Subject Cajus, sondern auf das Verbum, und bestimmt die Art und Weise, wie Cajus gestorben ist. Das Eigenschaftswort hingegen oder eigentliche Adjectivum ist biegsam, und muß es seyn, weil es sich unmittelbar auf das Substantiv beziehet.

Im Deutschen dachte man sich die Beschaffenheit eher, als die Eigenschaft, daher haben wir eigentlich keine Adjective, welche nicht von Beschaffenheitswörtern gemacht wären, und der Regel nach, kann aus jedem Beschaffenheitsworte ein Eigenschaftswort gemacht werden; wieder ein sehr metaphysisches Verfahren, weil es bloß auf die Vorstellungsart ankommt, ob ich mir das, was an einem Dinge befindlich ist, als wirklich an demselben befindlich, oder für sich allein, und außer demselben befindlich vorstellen will. Man hat daher zu dieser Absicht eine eigene Art der Biegung, (Norion,) die Concretion, deren Zeichen das e ist, und vermittelst dessen der Deutsche ein jedes Beschaffenheitswort in ein Eigenschaftswort umbilden kann, worauf es noch die Geschlechts- Zahl- und Casus-Zeichen an sich nimmt, und in manchen Fällen mit denselben zusammen schmilzt. Der Mann ist gut; aber der gut-e Mann, des gut-e-n Mannes, die gut-e-n Männer, ein gut-e-r Mann, die oder eine gut-e Frau, wo das Concretions-Zeichen mit dem Casus-Zeichen zusammen gehet.

Der Grieche und der Lateiner wissen von diesem allen nichts. Ihr Redetheil, der das, was an dem Dinge befindlich ist, ausdruckt, ist immer nur einer, ein allezeit biegsamer Redetheil, ein Adjectiv, er stehe, wo

er

er wölle. Der Gebrauch desselben ist daher freylich leichter, zumahl da sie auch nur eine einige Declination für denselben haben, dagegen der Deutsche deren zwey hat; auch ihre Wortfolge ist um deßwillen nicht so eingeschränkt, und sie können sich bey dieser Einrichtung oft weit kürzer fassen, als der Deutsche. Allein ich getraue mir doch zu behaupten, daß alle diese Vortheile nur scheinbar sind, und nur auf Kosten der höchsten möglichen Verständlichkeit, der ersten und einigen Absicht der Rede, erhalten werden können. Das Lateinische pauper mortuus est kann sowohl bedeuten der Arme ist gestorben, als er ist arm gestorben. Der Deutsche hingegen vermeidet diese Zweydeutigkeit durch den vortrefflichen metaphysischen Unterschied, zwischen der Beschaffenheit und Eigenschaft. Doch da das eigentlich nicht hierher gehöret, so halte ich mich auch hier nicht weiter dabey auf. Die Griechen und Lateiner kennen daher auch keine andere Adverbia als Umstandswörter, ob sie gleich Ableitungssylben haben, vermittelst deren sie in manchen Fällen Adverbia von Adjectivis bilden können, dagegen der Deutsche keine andere Adjectiva hat, als die er von Adverbiis macht.

Hierin liegt denn nun auch der erste und vornehmste Grund des Unterschiedes zwischen dem Deutschen Participio und dem Participio der Griechen und Lateiner.

Das letztere ist ursprünglich ein Adjectivum, folglich biegsam, und kann in dieser biegsamen Gestalt nach der Eigenschaft dieser Sprachen sowohl das Substantivum als das Verbum bestimmen. Das deutsche Participium hingegen ist ursprünglich ein Adverbium Qualitatis oder Beschaffenheitswort, und kann als ein solches nur dann gebraucht werden, wenn es unmittelbar auf das Verbum gehen kann. Zwar kann es so wie ein jedes anderes Beschaffenheitswort concresciret, oder zu einem Adjectivo erhöhet werden, allein alsdann läßt es sich wieder nicht anders gebrauchen, als ein anderes deutsches Adjectivum, das ist, unmittelbar vor seinem Substantivo. Der Lateiner kann sagen, legens librum ridebat, aber nicht so der Deutsche, das Buch lesend lachte er, weil lesend als ein Adverbium Qualitatis nur allein das Verbum bestimmen kann, hier aber auf das Subject er gezogen werden muß, als wenn man sagte, er das Buch lesend lachte. Hingegen sagt man ganz richtig, er lachte lesend, oder lesend lachte er, weil lesend hier auf das Verbum gehet, und die Art und Weise bestimmet, wie man lachte, nähmlich im Lesen, oder während des Lesens. Der Deutsche kann daher den obigen Satz nicht anders geben, als er las das Buch und lachte, oder als, indem er das Buch las, lachte er.

Wirkliche Beyspiele werden die Sache deutlicher machen. Ich wähle sie mit Fleiß aus einer der neuesten Schriften, welche ein Muster einer undeutschen, geschmacklosen und barbarischen Schreibart ist, so viele Bewegungsgründe auch der Verfasser haben mußte, die äußerste Sorgfalt auch auf den Styl zu wenden, da es eine Übersetzung eines in dem feinsten Geschmacke geschriebenen Buches seyn soll. *) S. 10. Der damahls regierende Kaiser, die Mark als ein dem Reich anheim gefallenes Lehn betrachtend, gab es seinem Sohne Ludwig. Eben daselbst: Ein Betrüger, der

*) Es ist solches die neue Uebersetzung der Werke des Philosophen zu Sans-Souci, von welcher vor kurzem die beyden ersten Theile herausgekommen sind. Der oben angeführte unausstehliche Gebrauch der Participien ist nicht das einige, was diese Erscheinung merkwürdig macht. Die vorgegebene neue Uebersetzung wimmelt von niedrigen Ausdrücken, veralteten Wörtern, Provinzial-Ausdrücken, und widersinnig geschmiedeten neuen Wörtern. Sonach wollen wir; die Zeit versplittern; der ihm aus Erkenntlichkeit all die Oesterreicher schenkte; Hofschranzen; der Inhalt des Fehdebrieses war des Schlages; nach ihres Herzens Gelüsten; um die Materie nicht in einander zu wirren; der vorige Wirwar war wieder da; das Unglück war grimmig hinter ihm her; widerspännig; heischen; mit dessen Geschichte wollen wir beginnen; Sühngeschäft; er wurde gemeuchelmordet u. s. f. der abenteuerlichen Orthographie nicht zu gedenken. Es ist in der That noch etwas mehr als Vermessenheit, die mit so vielem Geschmacke geschriebenen Werke des gekrönten Schriftstellers auf solche Art in seiner eignen Hauptstadt zu verunstalten. Wehe den Gedichten desselben, wenn sie in die Hände dieses geschmacklosen Undeutschen fallen!

den Nahmen Waldemars annehmend sich eine Partie gemacht hatte. S. 14. Der Kaiser diese Anmassung nicht billigend belehnte den Herzog von Meissen damit. S. 22. Jene Tugenden, die den Menschen beynahe über seinen Stand erhebend ihn seine Leidenschaften mit Füßen treten machen, (der letzte Ausdruck dreyfach fehlerhaft, ein Gallicismus, niedrig, und zugleich eine abenteuerliche Figur.) S. 29. Diese sonderbare Art Pächter sich bereichern wollend wählte Mönche und Almosensammler. S. 30. Die Dominicaner waren es, die ihre Aufträge so schlecht ausrichtend die Glaubensänderung veranlaßten. S. 31. Dieser Bekehrer, den Geistesschnitt (welch ein Wort und Bild!) seiner Nation zu kennen vermeinend, glaubte u. s. f. S. 32. Heinrich der achte in Anna von Bulen verliebt geworden und den Papst zu Trennung seiner Ehe nicht bereden könnend, trennte sich eigenmächtig von ihr. S. 41. Der Sohn dieses Herzogs mit ihm gleichen Nahmen führend starb. S. 50. Der Churfürst, die Annäherung des Alters fühlend und sich mit Gebrechen überhäuft sehend, überlieferte die Regierung, u. s. f. S. 55. Der Kaiser nur mit seiner persönlichen Rache beschäftigt, kümmerte, stark genug sich findend, sich nicht im mindesten um u. s. f. S. 63. Gustavs

Grün-

Gründe beym Lichte besehn waren nichts gültiger als die u. s. f.

Hoffentlich wird kein einiger unter meinen Lesern seyn, welcher nicht das Undeutsche und Unnatürliche in diesem Gebrauche des Participii empfinden sollte. Die Ursache liegt in allen obigen Fällen vornehmlich darin, weil das Participium in der Gestalt eines Adverbii Qualitatis auf das Subject oder Substantiv gezogen worden, da es doch seiner Natur nach nur allein auf das Verbum gehen kann. Selbst wenn das Participium wirklich auf das Verbum gehet, folglich ganz richtig gebraucht werden kann, kann man es durch eine ungeschickte Stellung verwerflich machen. Es ist in der höhern Schreibart erlaubt zu sagen: die Sonne bricht, alles mit Freude belebend, hervor; weil das Participium hier die Art und Weise des Hervorbrechens bestimmt. Hingegen würde es Geschmack und Gehör beleidigen, wenn man sagen wollte: die Sonne, alles mit Freude belebend, bricht nun hervor; weil hier das Participium schlechterdings auf das Subject die Sonne gezogen werden muß, worauf es doch nicht gehen kann; dagegen bey dem Griechischen und Lateinischen Participio, welches von Natur concresciert, d. i. ein Adjectiv ist, dieser Anstoß wegfällt.

Zwar läßt sich das Participium Präteriti auf eine Art gebrauchen, welche das was ich jezt behauptet habe, zu widerlegen scheinet. Z. B. die Nachwelt, angesteckt von ihrer Ahnen Wuth, Hall. Von aller Furcht befreyt eil ich zu dir zurück. Hier scheint es, daß angesteckt und befreyt zunächst auf die Subjecte Nachwelt und ich, nicht aber auf das Verbum gehen. Allein es scheinet nur so, weil hier das Verbum ist ausgelassen worden, auf welches sie eigentlich gezogen werden müssen. Man ergänze solches, so wird man das wahre Verhältniß des Participii nicht verkennen können: Die Nachwelt, welche von ihrer Ahnen Wuth angesteckt ist, u. s. f. Ich, der ich von aller Furcht befreyet bin, eile zu dir zurück. Hier ist der Gebrauch des Participii unter den gehörigen Umständen untadelhaft, weil es hier in seiner wahren Bestimmung stehet, und immer auf das Verbum gezogen werden muß, wenn solches gleich verschwiegen wird. Bey dem Participio Präsentis hingegen ist kein Verbum verschwiegen, daher es in den obigen Arten des Gebrauches allemahl zunächst auf ein Substantiv gezogen werden muß, welches doch seiner Natur zuwider ist.

Es ist daher keine Hoffnung vorhanden, daß das Deutsche Participium jemahls so werde gebraucht werden können, als das Griechische und Römische, weil es

von

von diesem wesentlich verschieden ist und nebst allen übrigen Wörtern, welche etwas Unselbständiges an dem Dinge selbst bezeichnen, zwey sehr verschiedene Redetheile, das Adjectivum und Adverbium Qualitatis ausmacht, dagegen die Griechen und Lateiner für beyde nur einen einigen Redetheil, ihr Adjectivum haben.

Und diese ganze Einrichtung ist gewiß mehr ein Vortheil, als ein Nachtheil, weil das Lateinische und Griechische Adjectiv, folglich auch das Participium, wenn sie nicht unmittelbar vor ihrem Substantivo stehen, sehr oft zweydeutig sind, und sowohl eine Beschaffenheit, als eine Eigenschaft bedeuten können. Deus sapiens manet, kann bedeuten, Gott bleibt weise, und der weise Gott bleibt; liber emtus est meus, mein Buch ist gekauft worden, und das gekaufte Buch ist mein; frater tuus doctus abiit, dein gelehrter Bruder ist weggegangen, und er ist gelehrt weggegangen. Und so in tausend Fällen. Dieser Unbequemlichkeit, ein wahrer Fehler in einer jeden Sprache, weichet der Deutsche durch die vortrefliche Einrichtung seiner Beywörter vollkommen aus. Kann der Lateiner und Grieche bey seinem Verfahren der Rede mehr Abänderung und Kürze geben, so erhält der Deutsche mehr Bestimmtheit und Deutlichkeit, und diese sind jenen allemahl vorzuziehen,

weil die einige Absicht, warum man spricht, doch darin bestehet, richtig und ohne Mühe verstanden zu werden.

So wie das menschliche Geschlecht an Erkenntniß, Einsicht und Cultur immer wächset, je länger es fortdauert; so werden auch die Sprachen immer bestimmter und deutlicher, und kommen folglich ihrer Absicht immer näher, je länger sie fortdauern und je häufiger die Revolutionen sind, durch welche sie gehen. Man vergleiche die Hebräische und ältere Morgenländische Sprachen mit den spätern Griechischen und Römischen; wie arm ist die ganze Einrichtung, wie dürftig der ganze Bau, und wie dunkel und unbestimmt der größte Theil der ganzen grammatischen Einrichtung gegen diese. Und wie viel Schwankendes und Unbestimmtes haben nicht noch diese gegen die neuern Sprachen. Ausser dem schon gedachten Falle will ich nur der Conjugationen gedenken. Die Einrichtung, da so viele und mannigfaltige Verhältnisse durch die Conjugation an dem Verbo selbst ausgedruckt werden, muß nothwendig in unzähligen Fällen dunkel und schwankend seyn, weil man von den Biegungssylben selbst, wodurch die Conjugation geschiehet, nur äusserst dunkele Begriffe haben kann, folglich der Gebrauch selbst sehr oft unbestimmt und schwankend seyn muß. Weit bestimmter, deutlicher und verständlicher ist die Conjugation durch die sogenannten Hülfswörter,

weil man von ihnen und den Verhältnissen, welche sie bezeichnen, doch wenigstens klare Begriffe hat und haben kann. Daher ist die Conjugation in den ältern Sprachen verwickelter und weitläuftiger, als in den neuern, in der Griechischen weitläuftiger als in der Römischen, und in dieser weitläuftiger als in den meisten neuern Sprachen. Je mehr das menschliche Geschlecht an klaren und deutlichen Begriffen wächset, desto bestimmter und deutlicher werden auch die Sprachen; die Kürze verliert, aber die Verständlichkeit, die einige Absicht der Sprache, gewinnet.

Ich will mich hier bey dem Deutschen Participio nicht weiter aufhalten, weil ich den Gebrauch desselben zur Verkürzung der Sätze, wovon alle unsere Sprachlehrer schweigen, in meiner Sprachlehre, noch mehr aber in meinem Lehrgebäude der Deutschen Sprache hinlänglich entwickelt zu haben hoffe. Meine Absicht war bloß zu zeigen, daß unser Participium von dem Griechischen und Römischen wesentlich und in dem ersten Baue verschieden ist, daher hier an keine weitere Anwendung desselben zu denken ist, als dieser Bau verstattet.

Ich bemerke nur noch, daß dieser sorgfältige Unterschied zwischen dem Adjectivo und dem Adverbio Qualitatis zwar von den ältesten Zeiten an in unserer Sprache angetroffen wird, daß man aber denselben von je her

nur sehr dunkel empfunden und sehr schwankend beobachtet hat. Man gebrauchte das Beywort, wenn es das Substantiv unmittelbar bestimmte, folglich concresciert seyn sollte, sehr häufig unconcresciert, folglich wie ein Adverbium: ein gut ehrlich Mann, und noch herrscht dieser Gebrauch in vielen Provinzial-Mundarten, besonders in Ansehung des sächlichen Geschlechtes, ein groß Haus, ein schön Ding. Erst die neuere Hochdeutsche Mundart ging, da sie sich mit Verstand und Geschmack auszubilden anfing, mit deutlichem Bewußtseyn auf diesem von der Nation schon längst gebahnten Wege fort, und nunmehr würde es ein Fehler seyn, ein eigentliches Adjectiv ohne Concretion zu gebrauchen. Wäre solches nun auch gleich nicht geschehen, und hätte man das Beywort, wenn es zur unmittelbaren Bestimmung des Substantives dienet, auch gleich nie concresciret, so wie solches im Englischen nicht geschiehet, so würde doch die Zweydeutigkeit davon nicht zu befürchten gewesen seyn, welche im Griechischen und Lateinischen statt findet, weil die Folge der Wörter in den neuern Sprachen weit bestimmter und eingeschränkter ist, als in den ältern, (wieder ein Vorzug jener vor diesen,) und also die Stelle schon hinlänglich entscheidet, ob das Beywort auf das Substantiv oder auf das Verbum gezogen werden müsse.

4. Grund-

4.

Grundgesetz der Deutschen Orthographie.

Es ist über diesen Gegenstand seit anderthalb hundert Jahren so viel gesprochen und geschrieben worden, daß man es einem ehrlichen Manne kaum zumuthen kann, noch eine Zeile mehr darüber zu lesen. Und doch ist die Sache bey weitem noch nicht erschöpft, und selbst diejenigen, welche unsere gewöhnliche Orthographie so gern zu schmähen pflegen, haben die Grundsätze, wornach sie sich bestimmt, und bestimmen muß, nicht in ihrem ganzen Zusammenhange eingesehen. Jeder von ihnen hat etwas gesehen, aber nicht alles, und das, was er sahe, hat er noch dazu nur halb gesehen; und daher rühren denn die vielen Verirrungen, woran besonders unser gegenwärtiges Zeitalter so fruchtbar ist.

Ich glaube, die Grundsätze unserer bisherigen Orthographie in dem letzten Theile meines Lehrgebäudes der Deutschen Sprache so einleuchtend entwickelt zu haben, als bisher noch nicht geschehen ist. Allein, da eine so allgemeinnützige Sache nicht oft genug gesagt werden kann, so will ich dasselbe hier, so kurz als möglich ist, zusammen

sammen fassen, damit man das Ganze mit ein Paar Blicken übersehen könne.

Man spricht und schreibt, um von jedem seiner Nation ohne Mühe verstanden zu werden, dort für das Ohr und hier für das Auge. Die allgemeine und möglichst leichte Verständlichkeit ist daher die erste und einige Absicht der Sprache und Schrift, und von dieser muß man sowohl in der Sprachlehre, als in der Orthographie schlechterdings ausgehen, wenn man sich nicht in Labyrinthe verirren will, welche keinen Ausgang haben.

Die Absicht der Schrift ist, die Töne des Mundes dem Auge sichtbar darzustellen. Sie kann also keine andere Töne darstellen, als gesprochen werden, und darf sie nicht anders darstellen, als sie gesprochen werden. Hierauf gründet sich nun das erste und vornehmste Gesetz der Schrift: Schreib wie du sprichst. Dieß ist gleichsam das Naturgesetz der Schrift, weil es ganz in der Absicht derselben gegründet ist, und unmittelbar daraus herfließet, und daraus folget denn weiter, daß die Schrift der Aussprache nie widerstreiten müsse, daß man z. B. nicht zweü und dreuzig, Ferd, Frof, schreiben müsse, wenn die ganze Nation zwey und dreyßig, Pferd, Pfropf, spricht. Da man nach einem geschärften Vocale einen Consonanten, wenn kein anderer Con-

sonant

sonant darauf folget, allemahl gedoppelt, und nach einem gedehnten, nur einfach spricht, so folget aus diesem ersten Grundgesetze ferner, daß man sie auch so schreiben müsse. Folglich Fáll, Mann, nénnen, dem Hérren, rétten, aber dēm, er kām, gebār, mīr, nūn. Wer die Aussprache zum höchsten Grundgesetz der Schrift annimmt, und doch Fal, nenen, Buter u. s. f. für Fall, nennen, Butter schreiben lehret, hat sein Publicum zum Besten.

Das Gesetz, schreib wie du sprichst, ist also das Naturgesetz der Schrift, und liegt bey allen Völkern zu Grunde, weil sie alle im Schreiben einerley Absicht haben. Aber es ist auch nur das Naturgesetz und sonst weiter nichts; und da keine bürgerliche Gesellschaft mit dem bloßen Naturgesetze auskommen kann, sondern positiver Gesetze bedarf, so kann sich auch keine nur einiger Maßen ausgebildete Sprache mit diesem Naturgesetze der Schrift begnügen.

Die Ursachen sind: 1. weil jede Sprache in mehrere Mundarten getheilet ist, welche in Absicht der Aussprache gar sehr von einander abweichen, diese Verschiedenheit aber, wenn die Schrift ihr folgen sollte, ihrer Absicht, der möglichst leichten Verständlichkeit nachtheilig seyn würde, weil sie nicht bloß für den gegenwärtigen Augenblick und den gegenwärtigen Zuhörer, sondern für

entfern-

entferntere Personen und künftige Zeiten bestimmt ist. 2. Weil kein Volk, folglich auch das Deutsche nicht, solche Schriftzeichen hat, welche mit den Tönen des Mundes in dem genauesten und vollkommensten Verhältnisse stehen. Hier nur bey den Deutschen stehen zu bleiben, so bezeichnen k, q und c, ä und das tiefe e, f und v, t und th, chs, ks und x u. s. f. einerley Laut. Lieblich kann bey einerley Aussprache, liplich, liblich liplig, liblig, lieplich, lieplig u. s. f. Hexe, Häxe, Hekse, Häkse, Hechse und Hächse, geschrieben werden. Da nun diese verschiedenen Schreibarten die Verständlichkeit nicht bloß erschweren, sondern in tausend Fällen aufheben würden, so müssen positive Gesetze vorhanden seyn, welche den Mangel des Naturgesetzes ergänzen, und dasselbe in solchen Fällen ersetzen, wo es nicht hinreicht. Bey Völkern, deren Sprachen durch viele und große Erschütterungen gegangen sind, wie zum Beyspiele, die Sprachen der westlichen Europäischen Völker, die alle Eigenthümlichkeit verloren haben, deren Aussprache sich daher auch oft und schnell verändert, kommt 3. noch das Gesetz hinzu, daß die Schrift zur Erhaltung der Verständlichkeit für das Auge, den Bau und Ursprung des Wortes so lange als möglich erhalten muß, wenn gleich die Aussprache ihn verläßt. Allein, weil dieses Gesetz im Deutschen nicht

Statt

Statt findet, weil sich dasselbe von aller groben Vermischung mit fremden Sprachen frey erhalten hat, so halte ich mich auch hier nicht länger dabey auf.

Aber wer soll sie geben, diese positiven Gesetze? und wie müssen sie beschaffen seyn? Eine wichtige Frage, welche ein jeder, der Neuerungen in der Orthographie empfehlen will, vorher sorgfältig überlegen sollte.

Da ich hier nicht wider solche Neuerungen zu Felde ziehen, sondern nur die Grundsätze deutlich entwickeln will, welchen die Deutschen bey ihrer Schrift bisher dunkel gefolget sind, so kann ich die erste Frage übergehen. Ich bemerke daher nur so kurz als möglich. 1. Man irret sehr, wenn man glaubt, daß unsere gewöhnliche Orthographie Gottscheds Erfindung sey, und sie daher die Gottschedische nennt. Ein Paar Grillenfängereyen ausgenommen, die aber nie allgemein geworden sind, hat er in der Orthographie nichts erfunden, sondern weislich die behalten, welche zu seiner Zeit gewöhnlich war. Er suchte sie auf klare Begriffe zurück zu führen, war aber dabey, wie gewöhnlich, sehr unglücklich. 2. Unsere gewöhnliche Orthographie ist nicht das Werk eines oder des andern Individui, sondern, so wie alles in der Sprache, der gesammten Nation, welche dabey nach der dunkeln Erkenntniß der Absicht und Mittel gehandelt hat. Vorzüglich aber ist

sie ein Werk der neuern Hochdeutschen, und hat sich mit ihrer Mundart zugleich verfeinert und ausgebildet.

Hieraus ergeben sich zugleich die Eigenschaften, welche diese positive Gesetze haben müssen, wenn sie ihre Absicht erfüllen sollen. 1. Sie müssen das Naturgesetz nicht aufheben oder zerstören, sondern nur demselben zu Hülfe kommen, und dessen Mängel ersetzen. 2. Sie dürfen nicht willkührlich seyn, sondern müssen ganz in der Absicht der Schrift, der höchsten möglichen Verständlichkeit, gegründet seyn. 3. Sie müssen dem größten Theile der Schreibenden einleuchtend seyn, oder vielmehr, er muß sie von selbst mit dunkelem Bewußtseyn der Absicht und Mittel befolgen können, weil sie eben diesem dunkelen Bewußtseyn ihren ganzen Ursprung zu danken haben. Die entfernte Etymologie ist daher das unschicklichste positive Gesetz für die Schrift, welches nur möglich ist; theils weil nur der allerkleinste Theil der Schreibenden sich darnach zu bestimmen fähig ist, theils aber auch, weil entfernte Abstammungen in den meisten Fällen so schwankend und ungewiß sind, daß des Grillenfanges kein Ende seyn würde. Da die Deutsche Orthographie zugleich die Orthographie einer Schriftsprache ist, so kann man 4. noch hinzusetzen, daß sie auch die abweichende Aussprache der Provinzialen muß leiten und bestimmen können.

Nun

Nun zu den positiven Gesetzen selbst. Sie sind von gedoppelter Art, 1. wesentliche und nothwendige, welche unmittelbar in der Absicht der Schrift, der möglichst leichten Verständlichkeit, gegründet sind; und 2. zufällige und minder nothwendige, welche der Orthographie der Hochdeutschen Mundart, als einer mit Geschmack ausgebildeten Schriftsprache zukommen.

1. Wesentliche positive Gesetze der Deutschen Orthographie.

Dieser sind nur drey, welche so lauten: schreib wie du sprichst, 1. der allgemeinen Besten Hochdeutschen Aussprache gemäß, und wo diese nicht entscheidend ist, 2. in gebogenen und abgeleiteten Wörtern nach der nächsten Abstammung, 3. in Stammwörtern aber nach dem allgemeinen Gebrauche. Ein Paar Worte zur Erläuterung eines jeden werden hinlänglich seyn.

1. Das erste positive Gesetz verbindet bloß die Orthographie der Hochdeutschen Mundart, nicht aber den, welcher Provinzial-Deutsch schreiben will. Aber es muß sich auch ein jeder, welcher Hochdeutsch schreiben will, demselben unterwerfen, weil das Hochdeutsche eine ausgebildete Schriftsprache ist, welche nach ihrer allgemeinsten und besten Aussprache zu schreiben ist.

Wo diese Aussprache zu suchen ist, kann nach dem, was in dem ersten Aufsatze gesagt worden, nicht mehr zweifelhaft seyn. Man hat wohl ehe den Einwurf dagegen gemacht, daß dieses Gesetz unzulänglich sey, weil der Provinzial dasselbe nicht befolgen könne, indem die gute Hochdeutsche Aussprache ihm unbekannt sey. Wenn sie ihm unbekannt ist, so ist ihm freylich nicht zu helfen, und da ist kein anderes Mittel, als er schreibe sein Provinzial-Deutsch, nur glaube er alsdann nicht, daß er Hochdeutsch schreibe. Dieses ist eine Schriftsprache, und muß daher außer dem Lande, wo sie einheimisch ist, als eine jede andere Schriftsprache erlernet werden. Allein sie hat auch selbst sehr gut dafür gesorgt, daß den Provinzen ihre Aussprache so viel als möglich ist, erleichtert werde, weil ihre Orthographie ganz dazu eingerichtet ist, wie aus dem folgenden erhellet wird.

Die beyden folgenden positiven Gesetze sind um der mangelhaften Beschaffenheit unserer Schriftzeichen willen nothwendig, welche für manche Laute mehr als ein Zeichen, und für manche einfache Laute gedoppelte Zeichen haben. Da diese Unbequemlichkeit den Schriftzeichen aller bekannten Völker eigen ist, weil sie alle ihre Buchstaben von einem ältern entlehnet haben, so finden sie sich auch in der Orthographie aller Sprachen, nur daß die eine sie immer mit mehr klarem Bewußt-

seyn befolgt, auch die eigenthümlichen Bedürfnisse jeder Sprache manche Erweiterungen oder Einschränkungen derselben erfordern. Im Ganzen genommen wüßte ich kein Volk, welches diese beyden Gesetze mit so viel Übereinstimmung und Verstande in seiner Orthographie angewandt hätte, als das Deutsche.

2. Das zweyte positive Gesetz hat zur Absicht, in solchen Fällen, wo die Aussprache allein nicht bestimmt genug ist, die gebogenen und abgeleiteten Wörter, welche wegen des Überflusses der Schriftzeichen auf mehr als eine Art geschrieben werden können, sowohl sich selbst, als ihrem nächsten Stammworte allemahl gleichförmig zu schreiben, durch beydes aber die allgemeine und möglichst leichte Verständlichkeit für das Auge zu erhalten. Wenn der eine ermlich, der andere ermlig, und der dritte ärmlig schreiben wollte, so würden zwar alle drey der besten Hochdeutschen Aussprache gemäß schreiben, und doch würde die möglichst leichte Verständlichkeit leiden, weil man alle drey Formen leicht für drey verschiedene Wörter halten könnte. Schreibt man aber ärmlich, so wird das Auge sogleich an das Stammwort arm und die Ableitungssylbe lich erinnert, und dem Verstande kann die Bedeutung des Wortes nicht mehr zweiffelhaft seyn. Wer im Nominativo Grap und im Genitivo Grabes schreiben wollte, würde zwar der Aus-

sprache gemäß schreiben; allein der Leser würde beyde leicht für zwey verschiedene Wörter halten können.

Die Abstammung bestimmt also in unserer gewöhnlichen Orthographie nur in den Fällen, wo die Aussprache allein nicht hinreicht, eine einförmige und verständliche Schreibart zu erhalten. Aber auch in diesen kann nur 1. die nächste, und 2. die erweislich wahre dazu gebraucht werden. Die Ursachen sind leicht einzusehen. Was ein Schreibegesetz seyn soll, muß wenigstens von dem größten Theile der Schreibenden mit Bewußtseyn befolget werden können, und richtig schreiben, muß zwar etwas mehr Sprachkenntniß erfordern können, als richtig reden, weil das Schreiben nur ein Bedürfniß der mittlern und obern Classen ist, aber doch nicht mehr, als deren der größte Theil derselben fähig ist. Die nächste Abstammung ist von dieser Art, aber nicht die entfernte. Wer kindlich hört und schreibt, wird allemahl sogleich an Kind und die Ableitungssylbe lich denken, und denken können, und daher gewiß nicht kintlich, kintlig, oder kindlig schreiben; aber wer emsig schreiben will, wird eher an alles in der Welt denken, als an Ameise, um sich für ämsig zu bestimmen. Entfernte Ableitungen sind daher selbst in abgeleiteten Wörtern untauglich, ein Schreibegesetz abzugeben, theils, weil sie nur der Fähigkeit weniger angemessen sind,

theils

theils aber auch, weil sie in den meisten Fällen ungewiß und schwankend sind, und daher der einigen Absicht, warum die Etymologie ein Schreibegesetz seyn soll, nähmlich in zweiffelhaften Fällen die einförmige Schreibart zu erhalten, und die allgemeine und möglichst leichte Verständlichkeit zu befördern, entgegen arbeiten.

Da nun die nächste Abstammung nur ein Hülfsmittel in zweiffelhaften Fällen ist, wenn die Aussprache allein die einförmige Schreibart nicht bestimmen kann, so folgt daraus, daß sie auch nicht weiter getrieben und zum Nachtheil der allgemeinen Hochdeutschen Aussprache gemißbraucht werden darf. Es ist nicht erlaubt, Mägdchen, schmäucheln, verhöhlen, genüßen, flüßen, Pöpel, lüderlich, Päkelhering, Knopflauch u. s. f. zu schreiben; gesetzt auch, daß alle die Ableitungen, worauf sich diese Schreibearten gründen sollen, wahr und richtig wären. Die Etymologie ist nur eine Dienerinn der Aussprache, nicht aber ihre Meisterinn.

Was die nächste Abstammung ist, kann freylich nicht allein in Ansehung der Schreibenden, sondern auch an und für sich in manchen einzelen Fällen zweiffelhaft seyn. Daß ein der Biegung fähiges Wort, in Ansehung der Wurzelsylben durch die ganze Biegung auf eine einförmige Art geschrieben werden muß, so fern

die Aussprache es verstattet, folglich der Tod, das Rad, das Kind, weil man in der Biegung schreiben muß, des Todes, dem Rade, die Kinder, das ist der Begreiflichkeit eines jeden, welcher schreibet, angemessen. Auch die bekannten Ableitungssylben el, er, ig, bar, lich u. s. f. haben wenig Schwierigkeit, so fern nur das Wort, welchem sie angehänget werden, noch bekannt und gangbar ist. Bey ein wenig Aufmerksamkeit wird man leicht gewahr, daß man nicht adelich, sondern adelig, nicht untadelich, sondern untadelig u. s. f. schreiben müsse, weil die Ableitungssylbe hier ig, aber nicht lich ist; daß man Bäcker, Ärmel, Ältern schreiben müsse, weil sie unläugbar von backen, Arm und alt abstammen. Allein in vielen Fällen ist die Ableitungssylbe veraltet und dunkel, oder das Stammwort ist nicht mehr allgemein bekannt, sondern längst vergessen. In diesen und den folgenden Fällen tritt das folgende Gesetz ein, und der allgemeine Gebrauch leitet Statt der Abstammung die schwankende Aussprache. Das Wort Ärndte z. B. ist ohne Zweifel vermittelst der Ableitungssylbe für Abstracta de oder te von dem veralteten Verbo arnen abgeleitet. Die alte Schreibart Erndte ist also in Ansehung des dt unrichtig. Da sich die Hochdeutsche Aussprache für Ernte erkläret, so ist das t richtiger als das d. Allein das

Stamm-

Stammwort arnen ist längst veraltet, und kann also zur möglichst leichten Verständlichkeit nichts mehr beytragen; und in so fern kann man dem Gebrauche zu Folge immer Ernte schreiben.

3. Das dritte positive Gesetz gilt nicht allein für die Stammwörter und alle diejenigen, welche in Ansehung des grösten Theils der Schreibenden für Stammwörter gelten, folglich in allen dunkeln Ableitungen, und solchen, deren Stammwörter veraltet sind, sondern auch für diejenigen Fälle, wo die Aussprache der nächsten Abstammung widerspricht. Vor kann der allgemeinen Aussprache unbeschadet for, voor, vohr, foor und fohr, Esel, kann Esell, Ehsel, äsel, äsell, äsäl, ähsäl und äsäll, geschrieben werden. Hier zeigt der Gebrauch die einige wahre Schreibart. Vierre, vierzig, Viertel, dieß, wahrlich u. s. f. lauten geschärft, und sollten folglich virte, virzig, Virtel, diß, warlich geschrieben werden; allein der einstimmige Gebrauch hat hier gut gefunden, die nächste Abstammung der Aussprache vorzuziehen; ohne Zweiffel aus dem dunkelen Bewußtseyn, daß sich die Aussprache hier eigentlich nicht hätte von der nächsten Abstammung entfernen sollen.

Nichts ist unsern Neuerern in der Orthographie von je her so anstößig gewesen, als dieser Gebrauch, und sie

haben nicht Schwähworte genug finden können, ihren Unmuth an ihm zu büßen. Allein ich sehe nicht ein, warum der Gebrauch in der Orthographie verächtlicher und unrechtmäßiger seyn sollte, als in andern Theilen der Sprache. Wir sagen im Plural Männer, Häuser, Felder, Bäume, Tische, wir conjugieren fallen, ich fiel, gefallen, hangen, hing, gehangen u. s. f. wir nennen reiten reiten und nicht fahren, alles ohne einen andern Grund angeben zu können, als den allgemeinen Sprachgebrauch. Und warum sollten wir denn nicht dem allgemeinen Gebrauche zu Folge Liebe, vor, Vater u. s. f. schreiben können, da doch einmahl die einförmige Schreibart um der möglichst leichten Verständlichkeit willen nothwendig ist, und kein anderer Bestimmungsgrund vorhanden seyn kann, sie zu erhalten? Die Aussprache reicht hier nicht hin, denn ihr zu Folge kann ich auch Fater, Faater, Father, Fahter, Vaater, Vahter und Vather schreiben. Die Etymologie ist untauglich, weil sie in entfernten Ableitungen der Faßlichkeit des größten Theiles der Schreibenden nicht gemäß, und in den meisten Fällen viel zu schwankend und ungewiß ist, als daß sie eine einförmige Schreibart erhalten könnte. Ihr zu Folge könnte es dem einen einfallen, Vater von dem Niedersächsischen föhden, oder von dem Hochdeutschen futtern, oder gar

von einem garstigen Französischen, auch im Deutschen nicht ganz unbekannten Worte abzuleiten, und der Abstammung zu Folge Föder, Furterer, oder gar Furrer zu schreiben. Der Fall ist nicht erdichtet. Dergleichen Thorheiten kommen bey unsern etymologischen Reformatoren der Orthographie häufig genug vor, und am Ende ist eine Thorheit wohl so viel werth, als die andere.

Dieser Gebrauch war bey seinem Ursprunge auch nicht willkührlich, sondern hatte seinen Grund, eben so wohl als es seinen hinreichenden Grund hatte, warum man ich nehme, ich nahm, genommen, das Dorf, die Dörfer u. s. f. beugte; denn ganz willkührlich ist in der Sprache nichts. Sehen wir nun gleich von so vielen in der Sprache befindlichen Veränderungen den Grund nicht mehr ein, weil wir nach so vielen Jahrhunderten fortgeschrittener Cultur ganz anders empfinden und denken, als die Urheber der Sprache, und behalten wir dennoch alle diese Veränderungen ohne Bedenken bey, weil die Absicht der Sprache, die möglichst leichte Verständlichkeit, es erfordert: so sehe ich nicht ein, warum wir in Ansehung der Schrift anders verfahren sollten, da sie mit der Sprache einerley Absicht hat, zumahl da sich von ihrem Gebrauche immer noch eher Gründe angeben lassen, als von dem Sprachgebrauche.

2. Minder nothwendige und Nebengesetze.

Diese sind in der Schrift ungefär das, was in bürgerlichen Gesellschaften die Polizey-Gesetze sind, und dienen zur Beförderung der Bequemlichkeit, des Wohlanständigen, selbst auch der möglichst leichten Verständlichkeit, obgleich nur in Nebendingen. Da ich hier keine vollständige Orthographie schreiben will, so will ich nur einige der vornehmsten anführen, weil schon daraus erhellen wird, daß unsere gewöhnliche Orthographie nicht so willkührlich und ungereimt ist, als viele glauben.

1. Leite die Provinzial-Aussprache da wo es nothwendig ist, durch das h. Die Hochdeutsche Orthographie ist die Orthographie einer Schriftsprache. Sie bildete sich mit der Hochdeutschen Mundart in Obersachsen zugleich aus, und zwar zu einer Zeit, da die Handlung, Künste und Wissenschaften immer eine große Menge Fremder aus allen Provinzen dahin zogen. Die Provinzial-Aussprachen waren daher immer gegenwärtig, und erweckten durch ihre Abweichungen nach und nach das dunkele Verlangen, ihren Mängeln zu Hülfe zu kommen, und ihre Aussprache zu leiten. Man bemerkte, daß gewisse Provinzen immer so geneigt sind, den Vocal vor einem der flüssigen Buchstaben l, m, n und r zu schärfen, und folglich den folgenden einfachen flüssi-

gen Consonanten gedoppelt hören zu lassen: hól, Kóle, wól, némen, nám, lám, der Kán, Hún, mér, wár, u. s. f. als wenn sie holl, Kolle, woll, nemmen, namm, lamm, Kann, hunn, merr, warr geschrieben wären. Für diese war nun der folgende einfache Consonant kein hinlängliches Zeichen der Dehnung des vorhergehenden Vocales, sondern man mußte selbige noch besonders bezeichnen, und man wählete dazu das h, und schrieb also hohl, Kohle, wohl u. s. f. Hieraus erhellet zugleich, theils warum man das h nicht in allen Fällen vor den flüssigen Buchstaben angenommen hat, theils warum man es in manchen auch vor dem s und t angewandt hat. Das sich selbst überlassene Bedürfniß thut nichts ohne Ursache. Man gebranchte das h daher nur in denjenigen Wörtern, in welchen die Provinzial-Aussprache diese Leitung nothwendig machte, und ließ es da weg, wo der Vocal schon ohnehin von jedermann gedehnet ward.

Das so sehr angefochtene h hätte also seinen Ursprung einer zärtlichen Sorgfalt für die Provinzen zu danken, und verdiente also die vielen Vorwürfe nicht, die man ihm gemacht hat. Da die Ursache dieses Gebrauches mit der Zeit vergessen, oder doch nur sehr dunkel empfunden ward, so kann es seyn, daß man in Anwendung des h nach und nach weiter gegangen ist, als die erste Absicht

ſicht es erforderte, und daher rühret es denn auch, daß der Gebrauch des h in manchen Wörtern ſo ſchwankend iſt. Allein daraus folget noch nicht, daß man das h als ein Dehnungszeichen jezt ganz entbehren könne, weil viele Provinzen dieſe Leitung noch gewiß bedürfen. So ſpricht man z. B. in Schwaben nemmen und Schwäbiſche Sprachlehrer empfehlen ſogar dieſe Form als die einige richtige. Soll ſie Hochdeutſch ſeyn, ſo iſt ſie unrichtig, und hier würde das einfache m nicht hinlänglich ſeyn, dem Schwaben, wenn er Hochdeutſch ſchreiben und ſprechen will, ſeine angeborne Mundart abzugewöhnen, ſondern es iſt ein noch mehr auffallendes Zeichen nöthig. Für das Hochdeutſche Kohle, Huhn u. ſ. f. ſpricht der Schleſier Kolle, Hunn, Hünner, für hohl der Niederdeutſche holl u. ſ. f. In allen ſolchen Fällen bedarf die Provinzial-Ausſprache hervor ſtechender Zeichen, wenn ſie ihren gewöhnlichen Gang verlaſſen ſoll.

Ich glaube, daß das th einen ähnlichen Grund hat. Urſprünglich und bey den erſten Franken war es wohl ein Zeichen eines eigenen Lautes, welcher das Mittel zwiſchen dem t und s hielt, und dem Θ der Griechen und th der heutigen Engländer ähnlich war. Allein da dieſer Laut im Deutſchen längſt verloren gegangen war, und der Gebrauch ihn doch in der Schrift erhalten hatte, ſo wandte man ihn gleichfalls zur Bezeichnung des gedehn-

dehnten Hülfslautes an, nur mit dem Unterschiede, daß das th die Dehnung allemahl bezeichnet, es mag vor oder nach dem Hülfslaute stehen: Thaler, Thor, Thun, ros, Theil, theuer, Thier, Thron, Thau, artillia, thun, Thier, Thurm, Aemuth, Roth, Koth, rod, Muth, Rathe, Rathe. Wörter ist vielleicht das einzige, wo es nach einem geschärften Vocale steht. Daß es nicht in allen Fällen vor oder nach einem gedehnten Hülfslaute steht, Lod, Gebuur, Beer, u. s. f. rühret vermuthlich wieder daher, weil die Provinzialaussprache hier keiner besondern Leitung bedurfte.

2. Ein einem Worte die gehörige Vollständigkeit, welche es der Aussprache unbeschadet erhalten kann. Von diesem bloß in der Schicklichkeit oder dem Wohlklange sich gegründeten Gesetze rühret ohne Zweifel die Verdoppelung der Vocalen her, die daher nicht bloße Zeichen der Dehnung sind, sondern zugleich dazu dienen, dem Worte auch im Auslaute eine gewisse Vollständigkeit, und wenn ich so sagen darf, mehr Silbenlänge zu geben. Es wird dieß dadurch sehr wahrscheinlich, daß diejenigen Wörter, in welchen die Verdoppelung des Vocales üblich ist, hinter einsylbige Stammlaute sind: An, ein Fluß, Aal, Aar, Aas, Saat, Paar, Saal, Saar, Staar in den Augen, Staat, Waare, Beere, Beet, Beere, Haar, Aloe, Meer, Schnee, See, Seele,

Seele, Speer, Theer, Moor, Loos, Moos, Boot. Leer und das Oberdeutsche zween sind vielleicht die einigen, welche keine Substantiva sind, und den Vocal dennoch verdoppeln. Da Substantiva die vornehmsten Wörter in der Sprache sind, so empfindet man etwas Unschickliches, wenn man sie so mager da stehen siehet, als Al, Al, Ar, As u. s. f. die Aussprache kann sich hier durch den gedehnten Ton helfen, und die Schrift hat die Verdoppelung gewählet.

Hierin scheinet auch die Ursache zu liegen, warum das gedehnte i in allen Fällen, einige wenige ausgenommen, durch ie ausgedruckt wird. Das i ist der magerste Vocal unter allen, und man fand etwas Unschickliches darin, ihn, wenn er gedehnt lautet, so dürre da stehen zu lassen. Ihn zu verdoppeln, war unbequem, weil man ii leicht mit ü hätte verwechseln können. Das h war gleichfalls nicht schicklich, weil es nur die Dehnung bezeichnet, hier aber dem Vocal mehr Körper gegeben werden sollte, wozu etwas gleichartiges, folglich ein Vocal erfordert ward. Man wählete also das e, weil ie ohnehin schon in der Schrift befindlich war, obgleich nur als ein Überrest einer Oberdeutschen Provinzial-Aussprache, welche noch jetzt Wi-en, Bi-e-ne spricht.

3. Gib aber auch einem Laute nicht mehr Körper, als ihm gebühret. Aus diesem Grunde werden ch und sch nach geschärften Vocalen nie verdoppelt, wenn sie gleich gedoppelt ausgesprochen werden. Das ch bestehet schon aus zwey, und das sch aus drey Zeichen und beyde bezeichnen nur einen einfachen Laut. Wollte man wachchen, Sachche, waschschen, Wäschschе schreiben, so würden die verdoppelten Laute ch und sch aus vier und sechs auf einander folgenden Consonanten bestehen. Aus eben derselben Ursache werden die gedehnten ä, ö, ü und ü nie mehr verdoppelt.

4. Vermeide, was das Auge beleidigt, sofern es ohne Nachtheil der übrigen Schreibegesetze geschehen kann. Das k ist so wohl für den Schreiber der schwerste, als für das Auge der unangenehmste Consonant, weil er aus einem krausen Kopfe an einem dünnen Körper bestehet. Das empfand man schon sehr frühe, und wählete daher statt des kk das ck. Mittrag, Bettuch beleidiget das Auge wegen der drey auf einander folgenden r, daher läßt man es in dem ersten einmahl weg, und schreibt in andern Zusammensetzungen lieber Bettuch u. s. f. So auch Stamm-Mutter. Eben so läßt man in Kunst, Gewinst, Gunst, Gespinst u. s. f. das eine n des Stammwortes weg, um das Auge durch die vielen Consonanten nicht zu beleidigen, zumahl da die

Aus-

Aussprache darunter nicht leidet, und dergleichen abgeleitete Wörter schon als entfernte Ableitungen angesehen werden.

4. Sorge für die möglichst leichte Verständlichkeit auch in Nebendingen, so fern es ohne Nachtheil der übrigen Schreibegesetze geschehen kann. Daher fängt man jedes Substantiv mit einem großen Buchstaben an, zumahl da wir so viele Adverbia haben, welche mit Substantiven gleichlautend sind, gut und das Gut, böse und das Böse, übel und das Übel, u. s. f. Daher der sorgfältige Gebrauch der Unterscheidungszeichen. Daher der Gebrauch des Bindezeichens bey zusammengesetzten Wörtern, theils wenn sie aus einem fremden und Deutschen Worte bestehen, Consistorial-Rath, Raths-Collegium, theils wenn sie aus zwey fremden Wörtern bestehen, welche in ihrer Sprache keine Zusammensetzung machen können, Justiz-Collegium, wo in beyden Fällen auch der gute Geschmack die Zusammenziehung verbiethet; theils in allzulangen zusammen gesetzten Wörtern, wo die gehäuften Begriffe Verwirrung machen, wenn sie als ein ungetheiltes Ganzes gedacht werden sollen: Ober-Feld-Krieges-Directorium, Berg-Ober-Geschworner, oder allenfalls, Berg-Obergeschworner; theils endlich auch, wenn die Zusammensetzung das Wort verdunkelt, und den Leser in

Ge-

Gefahr setzt, den wahren Ton zu verfehlen. Berg-aron, Bergerle, Bergeremit, Leinathen, Geschichte des Lechrains, können leicht Bérgaron, Bergerle, Bérgermit, Leináthen, Lechrains gelesen werden, oder doch Anstoß machen; daher schreibt man sie und alle ähnliche Wörter lieber mit dem Bindestriche, Berg-Aron, Berg-Erle, Lech-Rain, Lein-Athen, Lech-Rains.

* * *

Dieß sind die Grundsätze alle, auf welche unsere gewöhnliche Orthographie gegründet ist. Man urtheile nunmehr selbst, ob sie so mangelhaft und ungereimt sind, als so oft behauptet worden. Es kommt nur darauf an, ob die Deutschen in der Anwendung dieser Grundsätze eben so glücklich gewesen sind, als in Entwerfung und Annahme derselben, und da wird sich bey einer genauen Untersuchung einzeler Fälle finden, daß die Deutsche Orthographie auch darin mit mehr Übereinstimmung und Verstande zu Werke gegangen ist, als die Orthographie irgend einer andern Sprache, obgleich jede auf eben dieselben Grundsätze gebauet ist, und gebauet seyn muß, weil sie unmittelbar aus der höchsten und einigen Absicht jeder Schrift, der allgemeinen und möglichst leichten Verständlichkeit, herfließen.

Viele der ihr vorgeworfenen Mängel rühren wirklich nur zu oft aus einer mangelhaften Kenntniß der Sprache und ihrer Einrichtung her. Ich will solches nur mit einem Beyspiele beweisen, indem die meisten Fälle dieser Art sich schon aus dem vorigen erklären lassen.

Wie oft hat man nicht das tz zu verwerfen gesucht, gemeiniglich aus dem Grunde, weil man es für ein zusammengezogenes zz gehalten, dessen Ursprung man sich nicht zu erklären wußte. Allein es ist leicht zu zeigen, daß es nichts weniger ist, als das. Da der Sauselaut einer der Lieblingslaute der mittlern und obern Deutschen und aller ihrer westlichen und südlichen Nachbarn ist, so haben sie ihn auch nach allen Graden; den gelindesten, Rose, den einfachen scharfen, Buße, den verdoppelten scharfen, lassen, und den harten das z. Dieses ist also der härteste Laut seiner Classe, aber darum eben so wenig ein doppelter Laut, als es p, f, ch, k und t sind, welche gleichfalls die harten Laute ihrer Classen sind. Das tz kommt überall nur in abgeleiteten Wörtern vor, und zwar nur in solchen, wo sich das Wurzelwort auf ein t endigt, der Ableitungslaut aber s ist, oder sich mit s anfängt, wie z. B. die Ableitungssylben der Verborum —seln und —sen. Da das t der härteste Laut seiner Art ist, so gehet auch das s, wenn es unmitelbar auf demselben folget, gern in das

harte

harte z über, weil der feste Druck des Mundes, welcher zu dem t erfordert wird, sich auch gern bis auf das folgende s erstrecket. Platzen, reitzen, schlitzen, spreitzen, blitzen, ritzen, sind eben so viel als plat=sen, reit=sen, schlit=sen, spreit=sen, blit=sen, rit=sen, und Schatz, Hitze, Witz eben so viel als Schat=s, Hit=se, Wit=s. Das z ist also in der nächsten Abstammung gegründet, und wird daher in der Schrift billig beybehalten.

5.

Auch etwas von dem Zustande der Deutschen Litteratur.

Es ist über diesen Gegenstand, auf Veranlassung eines königlichen Schriftstellers, seit kurzem sehr viel geschrieben und manches Gute gesagt worden. Allein, es ist dessen ungeachtet noch eine kleine Nachlese übrig, und besonders scheinet mir der wahre Gesichts-Punct, aus welchem unsere Litteratur betrachtet werden muß, noch nicht völlig getroffen zu seyn. Ich bleibe hier blos bey der schönen Litteratur stehen, obgleich das, was davon gesagt werden wird, auch auf einen großen Theil der übrigen Gelehrsamkeit anwendbar ist.

Die schöne Litteratur hat es eigentlich mit dem Schönen zu thun. Das gibt schon der bloße Nahme, und wer es noch nicht glauben will, kann es in allen Lehrbüchern der schönen Wissenschaften und Künste bewiesen finden. Die Behandlung und Bearbeitung des Schönen erfordert aber ein Vermögen, das Schöne zu empfinden, und es von dem, was nicht schön ist, zu unterscheiden. Dieses Vermögen heißt nun der Geschmack, und es wird wohl niemand läugnen, daß er der erste und einige Sinn der schönen Litteratur ist, welcher hier

eben so wesentlich nothwendig ist, als das Gesicht für den Mahler und das Gehör für den Tonkünstler. Aber er ist nicht bloß der unentbehrlichste Sinn für die schöne Litteratur, er ist es selbst in allen Wissenschaften, weil es auch einen Geschmack in Ansehung des Wohlanständigen, des wirklich Nützlichen und Brauchbaren und selbst des Wahren gibt, und Gelehrsamkeit ohne Geschmack Pedanten bildet.

Es kommt also bey dieser ganzen Untersuchung der Deutschen Litteratur und ihres Verhältnisses gegen die Litteratur unserer Nachbarn, alles bloß darauf an, ob die Deutschen Geschmack haben, ob sie ihn in dem gehörigen Grade haben, und wie sich ihr Grad des Geschmackes gegen den Grad ihrer Nachbarn verhält. Darauf ist, däucht mir, nicht genug Rücksicht genommen worden, oder wenn es ja geschehen ist, so hat man doch die Sache immer nicht aus dem rechten Lichte angesehen.

Soll der gute Geschmack in einem Lande eine gewisse Allgemeinheit erhalten, welches nothwendig ist, wenn er auf die Litteratur überhaupt wirken soll, so wird dazu zweyerley erfordert: 1. eine gewisse Feinheit des Empfindungsvermögens, oder ein gewisser Grad der Empfindsamkeit, von jedem Grade des Schönen und nicht Schönen den gehörigen Eindruck empfangen zu können, und 2. eine langwierige Bekanntschaft mit schö-

nen Gegenständen aller Art, welche diesem Vermögen die nöthige Leichtigkeit und Sicherheit ertheilen muß.

Soll das Empfindungsvermögen eine gewisse allgemeine Feinheit erhalten, welche sich auf das Schöne aller Art erstrecken soll, so gehöret dazu eine gewisse durch lange anhaltende Cultur bewirkte Feinheit des Körpers und aller Empfindungswerkzeuge. Die allgemeine Feinheit des Empfindungsvermögens stehet mit der Masse des Körpers immer in einem genauen Verhältnisse, und das aus sehr leicht begreiflichen Ursachen, welche ich hier nicht anführen darf. Ich sage, die allgemeine Feinheit, d. i. sofern sie sich auf alles, was nur in das Gebiet des Schönen und nicht Schönen gehöret, erstrecken soll; denn es kann sich eine Nation ihrer schwerfälligen Körper ungeachtet, durch anhaltende Bemühung allerdings gewisse feine Empfindungen einer Art erwerben, allein zu einer Allgemeinheit wird sie es nie bringen. Der Franzose ist nun einmahl immer der, welchen man dem Deutschen, wenn es auf Geschmack und Litteratur ankommt, entgegen stellt; allein vergleicht man beyde in Ansehung der körperlichen Masse, so muß der Deutsche dem Franzosen nachstehen, wohl verstanden, daß man beyde ganz allgemein und im Ganzen nehme, das ist, nach dem größten Theile jeder Nation. Der Deutsche kann also schon aus diesem Grunde noch

nicht denjenigen Grad der feinen Empfindung besitzen, zu welchem es der Franzose gebracht hat, weil er in der Cultur um ein Paar Jahrhunderte jünger ist, und in Ansehung der Cultur und körperlichen Masse ungefär noch das ist, was sein westlicher Nachbar unter Franciscus I war.

Der zweyte Umstand ist für Deutschland eben so wenig vortheilhaft, denn er erfordert blühenden Wohlstand, und besonders eine ausgebreitete Handlung, welche die Begriffe erweitert, und schöne Gegenstände aller Art verbreitet. Daß Deutschland im Ganzen genommen, besonders in Ansehung der obern Classen, auf welche es hier vornehmlich ankommt, den blühenden Grad des Wohlstandes noch nicht hat, als Frankreich, und daß es demselben in Ansehung der lebhaften innern und äußern Handlung bey weitem nicht gleich kommt, wird niemand läugnen. Es darf uns also nicht wundern, wenn der Geschmack bey demselben noch nicht denjenigen Grad der Feinheit und der Allgemeinheit erhalten hat, in welchem wir ihn in Frankreich finden.

Aber wenn es nun diesen Grad der Verfeinerung noch nicht erhalten hat, und Dank sey es seinem Schicksale, daß es ihn noch nicht hat! so kann es doch einen gewissen Grad des guten Geschmackes haben, der dem Grade seiner Cultur und seines Wohlstandes angemes-

sen ist, und bey welchem es sich vielleicht besser befinden könnte, als Frankreich bey seinem bereits weit über das gehörige Maß verfeinerten Geschmacke. Aber wo ist er anzutreffen? wie weit hat er es gebracht? was hat er für Einfluß auf das übrige Deutschland? Alle diese Fragen hängen genau mit demjenigen zusammen, was bereits in dem ersten Aufsatze dieses Stückes gesagt worden, daher ich mich hier desto kürzer fassen kann.

Cultur und Wohlstand sind nicht in allen Theilen eines Landes von beträchtlichem Umfange gleich, und können es nicht seyn. Aber sie erreichen doch immer in einem Theile einen gewissen Grad der Höhe, und zwar denjenigen Grad, dessen eine Nation nach der Beschaffenheit ihrer Umstände nur fähig ist; und dieser Theil wird denn das Vorbild der ganzen Nation, und dienet dem Geschmacke in derselben, und allem was seiner Leitung fähig und bedürftig ist, zur Stütze. Sehr oft ist es die Hauptstadt des Landes, weil sich die Reichthümer der Provinzen gemeiniglich um den Hof versammeln, und hier Wohlstand und Cultur zusammen drängen, deren erstgeborne Tochter denn immer ein verfeinerter Grad des Geschmackes ist. Allein die Hauptstadt ist es nicht nothwendig; Griechenland hatte keine gemeinschaftliche Hauptstadt, und hatte doch an Athen eine sichere und mächtige Stütze des guten Geschmackes.

Ita-

Italien hatte in den mittlern Zeiten eine Hauptstadt und doch ward Florenz der vornehmste Sitz des guten Geschmackes und gab den Ton für das ganze übrige Italien an.

Es ist daher ungegründet, wenn man den Verfall der Deutschen schönen Litteratur, oder welches eben das und noch mehr ist, den Verfall des guten Geschmackes aus dem Mangel einer gemeinschaftlichen Hauptstadt herleiten will, wie so oft geschehen ist. Es kommt nur darauf an, ob dieser Mangel nicht auf eine andere, und vielleicht weit zuträglichere Art ersetzt wird. Zur Zeit der Schwäbischen Kaiser war ihre Hofstatt der vornehmste Sitz des guten Geschmackes in Deutschland, und ward daher für das ganze übrige Deutschland Original. Freylich war es nur noch ein sehr roher, ungebildeter, und übel geleiteter Geschmack, so wie er damahls in ganz Europa herrschte, und herrschen mußte; aber er hatte doch immer die höchste damahls nur mögliche Verfeinerung. Nach dem Abgange dieses Hauses und den darauf folgenden unruhigen Zeiten, dauerte die Stimmung, welche Deutschlands Geschmack unter den Hohenstaufen erhalten hatte, noch eine geraume Zeit fort; allein er blieb da stehen, wo er war, oder verfiel vielmehr, weil es ihm an Nahrung, Aufmunterung und Leitung gebrach; daher ist der Zeitraum von dem An-

fange des vierzehenten Jahrhundertes bis nach dem Anfange des sechzehenten für die schöne Litteratur und bildenden Künste in Deutschland so unfruchtbar.

Zwar hatten die in Italien wieder hergestellten Künste und Wissenschaften auch ihren Einfluß auf Deutschland; allein die Wirkung war noch sehr langsam, und der Geschmack sehr einseitig, weil er sich vornehmlich nur auf die alte Litteratur erstreckte, und Zeit und Umstände nöthig waren, den hier wieder hergestellten guten Geschmack auf alles das zu verbreiten, was dessen nur fähig war, besonders auf die Landessprache, ohne welche keine schöne Deutsche Litteratur möglich war.

Das mußte nun zunächst in demjenigen Theile Deutschlandes geschehen, in welchem sich alle die äußern und innern Umstände vereinigen, welche dazu erfordert werden, dem aufkeimenden Geschmacke diejenige Allgemeinheit zu geben, welche er erhalten muß, wenn er auf die Sprache, die Sitten, und die ganze Art zu denken und zu handeln wirken soll. Bey einer rauhen unausgebildeten Sprache, bey harten strengen Sitten ist an keine schöne Litteratur, selbst nicht an eine schöne Anwendung der höhern Wissenschaften zu gedenken. Die dazu nöthigen Umstände sind, ein hoher Grad der Volksmenge, welcher die Erfindsamkeit zur Vermehrung der Nahrungswege schärfet, und die

Sitten

Sitten abschleiffet und verfeinert, und durch Fleiß und Handlung erworbener Wohlstand, welcher den Hang zum Vergnügen erwecket, und Muße und Mittel zu dessen Befriedigung verschaffet. Wirken diese eine beträchtliche Zeit lang auf einen Theil der Nation, so bilden sie endlich den Geschmack, weil bey verfeinerten Sitten und Körper-Massen und dem beständigen Umgange mit schönen Gegenständen endlich das Empfindungsvermögen so weit verfeinert wird, daß es eine bestimmte Festigkeit erhält, und daher desto sicherer auf die Sprache, und alles, was seines Einflusses nur fähig ist, zurück wirken kann.

Das pfleget nun gemeiniglich in der Hauptstadt jedes Landes zu geschehen; allein in Deutschland geschahe es dießmahl nicht, sondern in einer mitten in demselben gelegenen Provinz, und zwar in einer Provinz, welche eine der jüngsten im Reiche war, und noch vor wenig Jahrhunderten von Wenden war bewohnet worden; ein sicherer Beweis, daß Alterthum, Herrschaft und Umfang nicht allemahl Bürgen des besten Geschmackes sind.

Diese Provinz, und welche könnte es anders seyn, als das südliche Obersachsen, eine von der Natur vorzüglich begabte Provinz, hatte sich durch Bergbau, Erfindsamkeit, Manufacturen und Handlung von dem

funfzehenten Jahrhunderte an einen blühenden Wohlstand erschaffen, und dadurch seinen Bevölkerungsstand außerordentlich vermehret. Schon dadurch verfeinerte sich der Geschmack, und man müßte dessen weiten Umfang nicht kennen, wenn man läugnen wollte, daß er an der Reformation der Religion und aller Wissenschaften, welche in Obersachsen angefangen und vollendet wurde, nicht auch seinen beträchtlichen Antheil gehabt haben sollte.

Mit der Musterung und Wegschaffung des Gröbsten ging es sehr geschwinde von Statten; allein für die schöne Litteratur war der Fortschritt sehr langsam, und mußte es seyn. Der gute Geschmack mußte sich erst feinere Sitten, feinere Empfindungsvermögen und eine feinere Sprache erschaffen. Sollte dieses geschehen, so mußte er in der Provinz, welche er sich zu seinem Sitze gewählet hatte, eine gewisse Allgemeinheit erhalten, und über alle obern und mittlern Classen selbst bis auf einen Theil der niedern verbreitet werden. Allein, wie viel Zeit wird dazu nicht erfordert, besonders wenn diese Verfeinerung wieder auf die Sprache und das ganze Empfindungsvermögen zurück wirken soll? Wie viele Jahrhunderte fortschreitender Cultur bedurften nicht Griechenland, Rom und Frankreich, ehe ihre Sitten, Empfindungen und Sprachen so weit ausgebildet wur-

den

den, daß sie ihrem Lande eine wirklich schöne Litteratur verschaffen konnten?

Die schöne Litteratur machte daher in Obersachsen bis gegen die Mitte des gegenwärtigen Jahrhundertes keine vorzügliche Figur, und außer Sachsen konnte sie es noch weniger machen, ob es gleich nirgends an guten Köpfen fehlte, und die guten Schriftsteller in den Provinzen sich schon damahls in Obersachsen und nach Obersachsen zu bilden suchten, wie von Opitz und andern erweislich genug ist. Die Ursache war, weil Sitten, Sprache und Empfindungen noch nicht den gehörigen Grad der Verfeinerung erhalten hatten, daher auch die besten Schriftsteller des vorigen Jahrhundertes jetzt unles'bar sind.

Allein in der ersten Hälfte des gegenwärtigen Jahrhundertes vereinigten sich verschiedene Umstände, welche sehr mächtig auf den so lange im Stillen vorbereiteten Geschmack wirkten, und ihm die nöthige Allgemeinheit, und einige wahre Richtung gaben. Die vornehmsten waren, der durch Handlung und Fabriken erhöhete Wohlstand und Volksmenge, die in Obersachsen wieder hergestellte, und dem gemeinen Menschenverstande begreifflich gemachte und allgemein verbreitete Philosophie, die prächtigen Höfe der Auguste, welche die schönen und bildenden Küuste mit vollen Häuden ununterstütz-

terstützten, und dadurch Schöpfer des feinern Geschmackes wurden, die von Gottscheden gereinigte und von fremden Auswüchsen befreyete Sprache, und die vornehmlich durch ihn geschehene Verdrängung des schwülstigen Geschmackes der neuern Italiäner aus der schönen Litteratur der Deutschen u. s. f. Alle diese Umstände wirkten schnell und unwiderstehlich, und Obersachsen ward nunmehr Deutschlands Attica und Toscana und diente dem bisher noch unvollkommenen und schwankenden Geschmacke zur Stütze und Führerinn.

In dem Zeitpuncte von 1740 bis auf den verderblichen siebenjährigen Krieg, waren diese Folgen am sichtbarsten, und das ist auch unstreitig der schönste Zeitpunct, nicht nur der schönen Litteratur Deutschlandes, sondern des Deutschen Geschmackes überhaupt. Deutschland verkannte sein Athen damahls nicht; alle Provinzen ärnteten hier Geschmack und Künste, die wirklich classischen Schriftsteller, welche wir haben, sind insgesammt solche, welche sich in Obersachsen oder doch nach Obersächsischen Mustern gebildet haben, und es fiel damahls in ganz Deutschland niemand ein, zu sagen, daß der Deutsche Geschmack keine Stütze habe, wie man wohl jetzt klagen höret.

Der siebenjährige Krieg und die darauf folgende grössere Verbreitung der Handlung und der Manufactu-

ren

ren verminderten Sachsens Wohlstand und Volksmenge, und schwächten dadurch zugleich die Thätigkeit, mit welcher es dem übrigen Deutschlande in den Werken des Geschmackes vorgeleuchtet hatte, aber nicht den guten Geschmack selbst, der einmahl zu fest gegründet und zu sehr verbreitet war. Es ehrete denselben in der Stille, ob es ihm gleich keine rauschenden Hekatomben mehr opferte. In so fern könnte man allenfalls sagen, der gute Geschmack habe in Sachsen einen Stillstand gemacht, und aufgehöret, auf der Bahn fortzugehen, welche er so rühmlich betreten hatte. Allein, da Geschmack und Cultur ihre Gränzen haben, da es einen gewissen männlichen Grad beyder gibt, welcher bey allen Völkern immer der schönste ist, welchen eine Nation, wenn sie Verstand hat, und es in ihren Kräften stehet, zu erhalten suchen sollte, so scheinet es, daß der Zeitpunct von 1740 bis 1760 der einige wahre männliche Grad des guten Geschmackes für die Deutschen war, welchen sie nicht überschreiten sollten. Doch das nur im Vorbeygehen.

Genug, Sachsen hörete nach dem letztern langwierigen Kriege auf zu blenden, und zu rauschen; der hier ausgebildete Geschmack verlor dadurch seinen Einfluß auf das Ganze. Die übrigen Deutschen Provinzen, welche sich nach Obersachsen gebildet hatten, waren mit

dem

dem empfangenen Grade der Cultur zufrieden, und glaubten nun, ohne fremde Beyhülfe weiter gehen zu können. Allein, da die erhaltene Bildung in Ansehung des Geschmackes nur noch sehr unvollkommen war, weil zu dessen Vollkommenheit sehr viele innere und äußere Umstände erfordert werden, welche nur sehr selten zusammen treffen: so artete der Geschmack in den Provinzen auch sehr bald aus, weil die feine Empfindung noch nicht den gehörigen Grad erreicht hatte, sich selbst leiten zu können, und doch alle fremde Leitung verschmähete. Daher die Vernachlässigung der Reinigkeit und Richtigkeit der Sprache, ohne zu bedenken, daß sie der erste Gegenstand ist, an welchem der gute Geschmack seinen Einfluß zeiget, und daß Sprachfehler und Härten auch das schönsten Werk der schönen Litteratur verunstalten; daher der widrige Gebrauch fremder Wörter, wo gute Deutsche vorhanden sind, der uns wieder in die Zeiten eines Menantes und Talanders zurück setzt; daher die Jagd auf veraltete und Provinzial-Wörter, ganz wider den Begriff einer jeden durch Geschmack ausgebildeten Schriftsprache; daher der Hang, in den Werken des Witzes bloß das Neue für schön zu halten; daher die Erhebung der niedrigen Volkssprache, welche dem guten Geschmacke gerade entgegen gesetzt ist; daher der Bardengesang, Minnegesang, die fremden

Sylben-

Sylbenmaße, und was dergleichen Verirrungen mehr sind, dergleichen sich keine Nation in den schönen Zeiten ihrer Litteratur hat zu Schulden kommen lassen.

Merkwürdig ist, daß alle diese Auswüchse bloß den Provinzen zugehören, und daß keiner derselben in dem eigentlichen Obersachsen einheimisch ist, wo der gute Geschmack zu fest gegründet ist, als daß er auf solche Abwege gerathen sollte; so wie alle Sprachneuerungen gleichfalls den Provinzen zugehören, weil der gute Geschmack, auch ohne tiefe grammatische Kenntnisse, das wirksamste Gegenmittel dagegen ist. Die classischen Schriftsteller in jeder Sprache sind immer die, welche den feinsten, reinsten und richtigsten Geschmack besitzen.

Es fehlet daher der Deutschen Litteratur in den Provinzen weder an Witz noch an den übrigen Fähigkeiten, sondern bloß an der feinen Empfindung des wirklich Schönen, oder an dem gehörigen Grade des Geschmackes. Dieser läßt sich weder durch Gelehrsamkeit noch durch Fleiß allein erhalten, sondern wird, bey der nöthigen Feinheit des Empfindungsvermögens, bloß durch eine lange anhaltende Beschäftigung mit dem wahren Schönen, und dessen Mustern erworben. Diese Muster können nun weder der Geschmack und niedrige Ton des Volkes, noch ungebildete Arten des Geschmackes in rohen Zeitaltern, noch überspannte Empfindungen und

Leidenschaften seyn. Der gute Geschmack ist immer nur einer. Entweder hat Obersachsen denselben von 1740 bis 1760 gänzlich verfehlet, oder die Wege, welchen man seit dem in den Provinzen gefolget ist, sind Abwege und Verirrungen.

Sollte man ihnen noch lange folgen, und sollte der Verstand und wahre gute Geschmack endlich einmahl wieder erwachen, so wird in Deutschland das geschehen müssen, was in Italien geschehen ist, wo man die Bahn, welche gute Florentinische Schriftsteller gezeiget hatten, verließ, und nach langen Abweichungen endlich doch wieder auf dieselbe zurück kommen mußte, und ihr noch jetzt als dem einigen Leitfaden des guten Geschmackes im Italiänischen folgen muß.

Aber ist denn der gute Geschmack allein an Obersachsen gebunden? Und ist denn jede andere Provinz gänzlich von demselben ausgeschlossen? Das freylich nicht; allein im vorigen ist bereits bemerket worden, daß sich nur sehr selten so viele günstige Umstände für eine Provinz vereinigen, als erfordert wird, den guten Geschmack in derselben so sehr zu verbreiten, daß sie allen übrigen zum Muster dienen könne. Jetzt ist dazu wenigstens noch kein Anschein vorhanden; sollte es aber ja geschehen, so wird dazu nicht allein ein sehr langer Zeitraum fortdauernder Cultur und ununterbrochenen

Wohl-

Wohlstandes erfordert, sondern eine solche Provinz würde doch immer von dem Grade ausgehen müssen, in welchem Obersachsen den Geschmack und die schöne Litteratur gelassen hat. Da der gute Geschmack immer nur einer ist, so kann er zwar bis zu einem gewissen Grade erhöhet und verfeinert, aber nicht verändert und umgeschaffen werden.

Wenn man die Sachen unpartheyisch erwäget, und mit dem Gange der höhern Cultur bey andern Völkern ein wenig bekannt ist, so wird man gestehen müssen, daß dieses die wahre Ursache ist, warum Deutschlands schöne Litteratur gegenwärtig so sehr in der Irre herum schweiffet; nicht weil sie keine Stütze hat, sondern weil sie ihre natürliche Stütze nicht erkennen will.

Die mehresten übrigen Umstände, welche als Ursachen angeführet worden, und zum Theil beweisen sollen, warum unsere schöne Litteratur der Französischen noch so weit nachstehet, betreffen theils nur Nebendinge, theils sind sie ganz ungegründet. Die Vorliebe der Deutschen Großen für Französische Cultur und Geschmack ist etwas, und hat den Fortschritt der schönen Litteratur allerdings gehemmet, so wie durch die ehemahlige Vorliebe der Gelehrten für die Lateinische Sprache die Ausbildung der Deutschen zurück gehalten wurde. Allein es ist denn doch immer noch die Frage,

ob nicht der Hang der Großen zu Frankreichs Cultur, Sprache und Sitten im Grunde wirklich dem Geschmacke der Deutschen vortheilhaft geworden ist.

Die vorgegebene Unvollkommenheit der Deutschen Sprache sagt nicht allein gar nichts, sondern ist auch völlig ungegründet. Ist der wahre gute Geschmack nur einmahl gegründet, so hält ihn die Sprache nicht länger auf, oder vielmehr er bildet sich während seines Wachsthumes seine Sprache selbst aus, und da ist ihm jede Sprache gleich. Nur Armuth des Geistes und Mangel an Geschmack zürnen auf die Sprache, wenn sie nicht reich oder biegsam genug ist, verworrene Begriffe oder seltsame Grillen auszudrucken.

6.

Anecdote von D. Johann Schiltern.

Schilter war zu seiner Zeit unstreitig der gelehrteste Kenner der alten Deutschen Sprache und Alterthümer, und es kann daher eine kleine Anecdote von ihm nicht schaden. Er gab 1698 Jacobs von Königshoven, eines alten Strasburgischen Priesters aus der letzten Hälfte des vierzehenten Jahrhundertes, Elsassische und Strasburgische Chronik heraus, welche er mit vielen gelehrten Anmerkungen erläuterte. Unter andern beschreibt er S. 523 eine in Bernstein eingefaßte Hand der H. Athalia, aus dem mittlern Zeitalter, wo unten an dem Fuße des ganzen Kunstwerkes folgende Worte eingeschnitten sind: GOTHE FRIT GOTHE FRIT CIDE LERE DUODA.

Schilter übersetzte die Worte so: Gottes Friede, gurer Friede, Zeiten Lehre tödtet. „In diesem Symbolo, sagt er, wird Gott und die Ewigkeit der Welt „oder Zeit und Zeitlichkeit entgegen gesetzt, und wird „die Hand der Seligen Attalen als eine Zeigerin des „rechten Weges zur Seligkeit und zum Leben vorgestellt, und ist so viel gesagt: Gottes Fried oder der Friede mit Gott ist der rechte wahre Fried und das höchste

„Gut das zum Leben führet. Der Welt ihre Lehre „und das zeitliche irdische Wesen, wie es an sich selbst „vergänglich ist, also machts auch vergehen und bringt „den Tod zeitlich und ewig. Dieser Verstand wird „aus nachfolgender Auslegung der einzelen Worte be„kräftiget.

„GOTHEFRIT, Dei pax, die Alten haben Got, „Gote, Deus, Dei declinirt. Also sagt Ottfried —“

Doch kein Wort mehr von dem Unsinne. Die ganze Unterschrift hat an alle die schönen Sittenlehren nicht gedacht, sondern sie enthält weiter nichts, als den Nahmen des Künstlers: Gottfried, Gottfried Cideler, (Bildschnitzer, von dem alten cideln, zeideln, schneiden, daher das Französische ciseleur,) duoda, (machte nähmlich dieses, fecit.) Den geraden und gesunden Verstand, welchen jeder, der keine antiquarische Kenntnisse besitzt, konnte nur Schilter vor allzugroßer Gelehrsamkeit nicht sehen. So siehet man oft nichts, wenn man sehr viel zu sehen glaubt. Daß der Nahme Gottfried zweymahl gesetzt worden, kann zur Erfüllung des Raumes geschehen seyn.

7.

Tabulae parallelae antiquiſſimarum Teutonicae linguae dialectorum, Moeſo-Gothicae, Franco-Theotiſcae, Anglo-Saxonicae, Runicae et Islandicae, aliarumque — ſubiectis etiam — Monimentis ſelectiſſimis, opera *Caroli Michaeler*, Prof. Caeſ. Reg. Jnsbruck 1776; ohne Vorrede, 2 Alph. 5 Bog. in 8.

Dieſes zur Kenntniß der alten Deutſchen Mundarten und der mit ihnen verwandten alten Sprachen wichtige Buch verdienet eine genauere Anzeige, da es in unſern Gegenden noch ſehr unbekannt zu ſeyn ſcheinet, indem ich es, die Berliner Bibliothek ausgenommen, nirgends angezeigt gefunden habe. Es wird auch um des Ortes willen merkwürdig, wo es geſchrieben und herausgekommen iſt, und wo man eben keine ſo ſorgfältige Bearbeitung der alten Deutſchen Sprache erwarten ſollte.

Jn der Vorrede von 72 Seiten, worin von der Abſicht des Verfaſſers, ſeinen Hülfsmitteln und dem Nutzen ſeines Unternehmens gehandelt wird, kommen nebey noch verſchiedene grammatiſche, etymologiſche

und orthographische Untersuchungen vor. Unter andern wird der von einem Ungenannten, (Hrn. Rector Funck in Magdeburg,) in den Zusätzen zu J. H. Schlegels Abhandlung von den Vorzügen und Mängeln der Dänischen Sprache, Schleswig 1764. 8. erwiesene Unterschied zwischen dem Lateinischen und Deutschen Adjectivo, welchen ich in meiner Sprachlehre angenommen und weiter ausgeführet habe, bestritten. Hr. Funck erkläret das Deutsche Beywort, wenn es dem Substantivo vermittelst eines Verbi beygeleget, und folglich unbiegsam gebraucht wird, Gott ist groß, er gehr traurig, mit allem Rechte für ein wahres Adverbium, weil es hier, wie ein jedes Adverbium zunächst das Verbum und nicht das Substantivum bestimmet. Hr. Michaeler bestreitet solches; allein der Widerspruch gründet sich vornehmlich auf den Begriff des Lateinischen Adverbii, welches allemahl ein Umstandswort ist, dergleichen die Deutschen freylich auch haben, und welches groß, und traurig freylich nicht sind. Ich habe daher in meiner Sprachlehre, und wo ich nicht irre, auch schon Herr Rector Funck, die Deutschen Adverbia in Adverbia Qualitatis oder Beschaffenheitswörter, und Adverbia Circumstantiä oder Umstandswörter unterschieden. Die Sache selbst ist nicht wohl zu läugnen.

Auf die Lateiniſche Vorrede folgt von S. 73. bis 84. in Deutſcher Sprache eine weitläuftige und ſehr gelehrte etymologiſche Unterſuchung der Wörter gleich und gleichen, deren Unſicherheit aber doch den Verfaſſer wird haben überzeugen müſſen, daß entfernte Abſtammungen viel zu ſchwankend und willkührlich ſind, als daß ſie zu Änderung des einmahl allgemein gewordenen Sprachgebrauches angewendet werden könnten, ob er gleich in der Einleitung zu dieſer Unterſuchung die Etymologie ausdrücklich über den Sprachgebrauch erhebet.

Das Werk ſelbſt beſtehet eigentlich aus drey an Stärke ungleichen Theilen. Der erſte begreifft tabellariſche Vorſtellungen der auf dem Titel genannten alten Sprachen, nach den acht Redetheilen, mit Muſtern der Declinationen und Conjugationen aus jeder derſelben; der zweyte enthält Anmerkungen darüber, und der dritte liefert 22 Stücke aus den auf dem Titel angegebenen Sprachen als ſo viele Muſter derſelben.

In dem erſten Theile hat ſich der Verfaſſer vornehmlich des Theſauri des Hickes bedienet, doch nicht ohne Verbeſſerung, Berichtigung und Erweiterung der von ihm angegebenen Declinations- und Conjugations-Arten der alten mit dem Deutſchen verwandten Sprachen. Da ſich davon kein Auszug ertheilen läßt, ſo bemerke ich nur, daß von S. 1-7. die Artikel der Möſo-Gothen,

Angel-Sachsen, alten Franken, und Isländer, S. 8-16. die Declinationen der Substantive der Möso-Gothen nach sechs, der alten Franken nach fünf, der Angel-Sachsen nach sechs, der Isländer nach vier Formen, S. 16-34. die Declination der substantivischen Pronominum, S. 35-44. der Adjective, S. 45-62. der adjectivischen Pronominum, S. 63-70. der Zahlwörter, und S. 71-198. die Conjugationen, vorkommen, worauf S. 199-254. Verzeichnisse der Adverbien oder Umstandswörter, der Conjunctionen, der Präpositionen, und Interjectionen den Beschluß machen.

Der zweyte Theil, welcher 140 Seiten stark ist, enthält Anmerkungen über den ersten, und Vergleichungen der oben genannten Sprachen unter einander. Den Artikel hält Hr. Michaeler noch immer für ein bloßes Casus-Zeichen. Da ich in meinem Lehrgebäude der Deutschen Sprache das Gegentheil hinlänglich bewiesen zu haben glaube, so halte ich mich nicht dabey auf. Der Verfasser widerspricht sich auch gleich darauf selbst, wenn er gestehet, daß der bestimmte Artikel ad determinandam vagam et incertam nominis substantivi significationem, aut ad determinandam rem aliquam certam gebraucht werde, welches denn im Grunde nichts anders ist, als wenn man sagt, daß er zur Bestimmung der Selbständigkeit der Gattungswör-

wörter gebraucht werde. Die Isländer (und mit ihnen noch die heutigen Dänen,) haben auch einen nachgeſetzten Artikel, welcher hann (ille,) und im Genitivo hanns (illius,) lautet: madur, Menſch, madurenn, für madur hann, der Menſch. Es finden ſich davon aber auch Spuren bey den Angelſachſen, Gothen und Franken: dagana, der Tage, von daga, gefehtana, der Gefechte, von gefehta, deafana, der Diebe, von deafa. Hieraus läßt ſich auch die in den gemeinen Sprecharten übliche Form erklären, ich habe es Vatern geſagt, Hrn. N. Bürgermeiſtern, Stadtrichtern, Pfarrern u. ſ. f. wo das angehängte n ein wahres überbleibſel dieſes nachgeſetzten Artikels zu ſeyn ſcheinet.

Bey den Declinationen der Subſtantive hat Hr. Michaeler des Hickes 15 Möſo-Gothiſche Declinationen auf ſechs zuſammen gezogen. Der Umlaut des Plurales findet ſich ſchon in den älteſten Fränkiſchen Declinationen, craft im Plural crefte. Die Isländer haben eine gedoppelte Art zu decliniren, eine einfache und zuſammen geſetzte. Die letztere findet alsdann ſtatt, wenn der nachgeſetzte Artikel mit dem Subſtantivo zu einem und eben demſelben Worte zuſammen ſchmilzet. Die Isländiſchen Declinationen ſind zwar überhaupt

leicht

leicht und einfach, aber der Abweichungen und Ausnahmen ist eine große Menge.

Die Pronomina werden von Hrn. Michaeler in Substantiva, Adjectiva und uneigentliche adjectivische Pronomina getheilet, und zu den letzten all, kein, jeder u. s. f. gerechnet, welche doch mit mehrerm Rechte den Zahlwörtern zugesellet werden können. Pronomina Adjectiva sind nur die Possessiva, die übrigen sind Substantiva, und werden hier sehr richtig erkläret. Überhaupt bemerke ich bey dieser Gelegenheit, daß unser Verfasser den gewöhnlichen Sprachlehren nicht bloß nachbethet, sondern über die Sprache und ihre Theile mit Verstande nachgedacht hat. In der Vergleichung der Pronominum der mehrmahls gedachten alten Sprachen kann ich ihm hier nicht folgen, sondern muß auf ihn selbst verweisen.

Das Adjectivum schaltet der Verfasser zwischen den Pronominibus Substantivis und Adjectivis ein, und erkläret es so, vt praedicati quidpiam contineat. Diese Erklärung ist freylich sehr weit, und muß denn dazu dienen, die in der Vorrede angefangene Bestreitung der Trennung des Adverbii Qualitatis von dem Adjectivo fortzusetzen. Allein, sie ist selbst nach des Hrn. Verfassers Absicht viel zu weit; denn von dem Verbo, Umstandsworte u. s. f. läßt sich gleichfalls sagen,

quod

quod praedicati quidpiam contineat. Das Verbum iſt das vornehmſte Prädicat, daher es denn nach dieſer Erklärung auch das vornehmſte Adjectiv ſeyn würde; eine Folgerung, an welche der Hr. Verfaſſer gewiß nicht gedacht hat. Er theilet die Adjectiva in Anſehung ihres Gebrauches in drey Arten, ſo wie ſie mit dem unbeſtimmten, dem beſtimmten Artikel, und mit einem Verbo gebraucht werden. Die Möſo-Gothen kannten, wie die Griechen und Römer, nur einen Redetheil dieſer Art, und zwar einen concreſcierten oder biegſamen, welcher concreſciert blieb, er mochte ſich unmittelbar auf das Subſtantiv oder auf das Verbum beziehen. Aber es bleibt hier noch immer die Frage übrig, ob dieſes der Möſo-Gothiſchen Mundart auch wirklich eigen war; denn man weiß, daß Ulphilas ſeine Überſetzung und Sprache in andern Fällen nach dem Griechiſchen gemodelt hat.

Bey den Zahlwörtern vermuthet unſer Verfaſſer nicht unwahrſcheinlich, daß die Ableitungs-Sylbe zig, ehedem tig, Zehner zu bezeichnen, von dem alten taiha, zehn, Möſo-Gothiſch taihun, Griechiſch δεκα, Lat. decem abſtammet; welche Ableitung, die ſchon Junius und andere angegeben haben, mehr Wahrſcheinlichkeit hat, als die gewöhnlichere von ziehen, weil man

bey

bey jedem Zehen, die körperlichen Zahlzeichen weggezogen habe.

Die Verba werden sehr richtig in solche eingetheilet, welche ein Prädicat einem Substantivo beylegen, und weiter nichts bezeichnen, (substantiva,) dergleichen doch nur das einige Verbum seyn ist, (welchem man wohl noch das Verbum werden beyfügen könnte,) und in solche, welche nebst der Beylegung auch das Prädicat selbst in sich enthalten, (concreta,) von welcher Art denn alle übrige sind. Hierauf folget zuvörderst die Vergleichung der Hülfswörter der Möso-Gothen, Angel-Sachsen, Franken und Isländer, der regelmäßigen und irregulären Verborum, u. s. f. S. 116. kommt ein eigenes Kapitel von dem Ursprunge der regulären und irregulären Verborum vor. Der Verfasser glaubt sehr richtig, daß die irregulären die ersten und ältesten sind, und daß die andern später entstanden. Allein daraus folget denn doch nicht, daß man die Benennungen umkehren, und die irregulären regulär, die regulären aber irregulär nennen müsse. Beyde Nahmen sollen ja nicht das höhere oder geringere Alter, sondern die gleichförmige oder abweichende Biegung bezeichnen. Aber warum einige Verba irregulär, andere aber regulär gebeuget werden, davon weiß unser Verfasser keinen andern Grund anzugeben, als den Gebrauch. Ich glaube, in meinem

Lehr-

Lehrgebäude der Deutſchen Sprache der Sache ein wenig näher gekommen zu ſeyn. Die irregulären Verba ſind die älteſten; ſie fallen daher insgeſamt in die Zeit, da die Sprache noch nach der dunkeln Empfindung des Hörbaren eingerichtet wurde, ich breche, brach, gebrochen, brich, wo man das Verhältniß der Zeit u. ſ. f. durch den Laut an der Wurzel ſelbſt zu bezeichnen ſuchte. Die regulären Verba ſind neuer, und fallen daher ſchon in die Zeit, da die Sprache mehr nach klaren Vorſtellungen nicht des Lautes, ſondern der Verhältniſſe ſelbſt ausgebildet ward; daher die einförmigen Biegungslaute an der ungeänderten Wurzel: ich lieb-e, lieb-te, ge-lieb-t, lieb-e. Hieraus laſſen ſich denn auch die Bemerkungen erklären, welche der Hr. Verfaſſer von den irregulären Verbis macht; z. B. daß ſie bey den Möſo-Gothen, Angel-Sachſen und Isländern weit zahlreicher ſind, als bey den alten Franken, und bey dieſen häufiger, als bey den heutigen Deutſchen. Er hätte noch hinzuſetzen können, im Ober- und Nieder-Deutſchen häufiger, als im Hochdeutſchen. Je länger ſich eine Sprache ausbildet, deſto mehr neigen ſich die irregulären Verba zu den regulären Formen. Daß dieſes im Hochdeutſchen ſehr merklich iſt, habe ich in meinem Lehrgebäude der Deutſchen Sprache gezeiget.

Der Begriff eines unpersönlichen Verbi wird von dem Verfasser sehr richtig aber ein wenig zu mühsam entwickelt. Bey den persönlichen Verbis ist das Subject eine Person, d. i. ein nach dem Geschlechte, der Person, und Zahl sehr bestimmtes Wesen, bey den unpersönlichen aber, ein völlig unbestimmtes Etwas, von welchem man nicht einmahl angeben kann oder will, ob es eine Person oder Sache ist: es regnet, ein unbekanntes Etwas läßt regnen.

Auf die übrigen Redetheile erstrecken sich des Herrn Verfassers Erläuterungen nicht. Allein es wird bey diesen schon so viel Gutes und Nützliches gesagt, daß es niemanden gereuen wird, es bey ihm selbst nachzulesen.

Der dritte und stärkste Theil enthält Monimenta veteris linguae Teutonicae selectiora in quibus non dialecti modo, sed et aetates accuratius atque ex ordine cognosci queant. Voran gehet eine kurze Geschichte der Dialecte. Der Verfasser bemerkt, daß die Deutschen Mundarten in den ältesten Zeiten von einander nicht so sehr unterschieden gewesen sind, als sie es jetzt sind. Die Bemerkung kann vollkommen richtig seyn, nur muß man daraus nicht den Schluß herleiten,

leiten, daß ſie noch weiter hinauf gar nicht verſchieden geweſen ſind, welches bey einem ſo weitläufigen aus ſo vielen kleinern Stämmen zuſammen geſchmolzenen Volke wider alle Erfahrung ſtreiten würde. Die größere Verſchiedenheit in den neuern Zeiten rühret ohne Zweifel von den verſchiedenen Graden der Cultur her. In den älteſten Zeiten, da alle Deutſche Volksſtämme einander in der Cultur ſo ziemlich gleich waren, konnten auch ihre Mundarten einander näher kommen; allein in der Folge, da ſich einige mehr, andere weniger ausbildeten, mußte dieſe Verſchiedenheit nothwendig größer werden. Denn wie viel Gewalt die Cultur über eine Sprache hat, kann niemanden unbekannt ſeyn. Auf den Urſprung und die Urſachen der verſchiedenen Mundarten läßt ſich der Verfaſſer indeſſen nicht ein, ſondern erzählet nur die vornehmſten Überreſte derjenigen alten Sprachen, mit welchen er es hier vornehmlich zu thun hat; welche Nachricht doch noch beträchtlicher Zuſätze fähig wäre, wenn es hier der Raum verſtattete. Einige werde ich ſogleich im Folgenden anzubringen Gelegenheit haben.

Die hier gelieferten Denkmähler ſelbſt ſind: 1. ein Stück aus Ulphilä Möſo-Gothiſchen Überſetzung der vier Evangeliſten, doch nicht aus den Ausgaben ſelbſt,

sondern nur aus Gruters Inscriptt. nach Grävii Ausgabe, obgleich mit Verbesserungen und Anmerkungen, S. 33=51. Das von dem Herrn Superint. Knittel heraus gegebene Fragment aus Ulphilä Übersetzung des Briefes an die Römer scheinet dem Herrn Verfasser unbekannt gewesen zu seyn. 2. Ein Stück aus der Harmonia IV Evangeliorum, oder dem so genannten Codice quadruno, in der Cottonischen Bibliothek zu Oxford, aus Hickesii thes. S. 52=84. Allein, wenn unser Verfasser diese Übersetzung oder vielmehr Umschreibung mit dem Hickes, der mit unserer alten Litteratur so bekannt nicht seyn konnte, als mit der seinigen, in das fünfte Jahrhundert setzt, so wird sie zuverlässig zu alt angegeben. Sie gehöret aller Wahrscheinlichkeit nach in die erste Hälfte des neunten Jahrhundertes, und ist diejenige Übersetzung, welche Ludwig der Fromme zum Behuf der Sachsen verfertigen ließ, daher die Mundart auch eigentlich Nieder=Rheinisch ist. S. mein Lehrgebäude der Deutschen Sprache, S. 42 der Einleitung. 3. Die Übersetzung einer Schrift Isidori, S. 84=152, welche hier in das Ende des sechsten Jahrhunders vermuthlich auch um ein Jahrhundert zu früh, gesetzt wird. Rostgaards richtigere Ausgabe dieses alten Stückes in der Dänischen Bibl. St. 2, S. 336, scheinet dem Herrn Verfasser unbekannt gewesen

ſen zu ſeyn. 4. Eine Paar kurze Angel-Sächſiſche Stücke aus dem ſiebenten und achten Jahrhunderte S. 153-156. 5. Die ſchon ſehr oft abgedruckte Abrenunciatio diaboli bey der Taufe der heidniſchen Sachſen, aus der erſten Hälfte des achten Jahrhunderts, S. 156-159. 6. Das Geſpräch Chriſti mit der Samariterinn, aus dem Schilter, S. 160-165, welches hier aber auch um ein Jahrhundert älter angegeben wird, als es wirklich iſt. 7. Vier alte gleichfalls ſchon mehrmahls gedruckte Beichtformeln aus dem achten, neunten und zehenten Jahrhunderte, nebſt einer Angel-Sächſiſchen aus dem Wanlej, S. 165-188. 8. Das Capitulare Ludwigs des Frommen, von 819, S. 188-192. 9. Das Athanaſiſche Glaubensbekenntniß aus dem neunten Jahrhunderte aus Eckhards Catech. theot. S. 193-206. 10. Der Bundeseid der Könige Ludwigs des Deutſchen und Carls des Kahlen, von 842, S. 207-211. 11. Notkers Glaubensbekenntniß und Vater Unſer, nebſt einer Angel-Sächſiſchen Umſchreibung des letztern, aus dem Wanlej, S. 211-226. 12. Ein Angel-Sächſiſches Siegeslied auf den König Aethelſtan, aus dem zehenten Jahrhunderte, nebſt einem andern noch ältern Angel-Sächſiſchen Gedichte, beyde aus dem Hickes, S. 227-244. 13. Monumenta Runica Sec. II, aus der Edda, S. 244-249.

14. Specimina quaedam Franco-Theotisca incertae aetatis, S. 250-258. Es sind Hymnus matutinus vet. eccles. aus dem Hickes, der Englische Gruß aus Eckhardts Catech. theot. und das Herr Gott dich loben wir, aus dem Hickes. Vermuthlich war dem Herrn Verfasser unbekannt, daß Joh. Ge. Eckhardt das letztere 1731 besonders, in seinen Comment. de reb. Franc. aber Th. 2. S. 948 noch einige andere Kirchenlieder aus eben derselben Handschrift, welche vermuthlich noch in die Zeiten Ludwigs des Frommen gehöret, hat abdrucken lassen. 15. Einige Stücke aus der Manessischen Sammlung der Dichter aus dem Schwäbischen Zeitpuncte, S. 258-274, mit einer lesenswürdigen Einleitung. 16. Ein beträchtliches Stück aus einem alten Ritter-Romane Ibein, eines gewissen Ritters Hartmann, welches desto merkwürdiger ist, da es hier zum ersten Mahle erscheinet, S. 274-389. Der Herr Herausgeber glaubt, daß dieser Ritter Hartmann älter sey, als die zwey dieses Nahmens, welche man aus der Manessischen Sammlung kennet. Allein es ist unstreitig Hartmann von Aue, welcher um den Anfang des dreyzehenten Jahrhunderts lebte, und von welchem Eschilbach, sein Zeitgenosse, in dem Gedichte von den Pflegern des Graals ausdrücklich sagt, daß er den Twein, (Ibein,) gesun-

gen

gen habe. Daß aber unter Ibein, der auch der Ritter mit dem Löwen genannt wird, Herzog Heinrich der Löwe verborgen ſeyn ſollte, wie hier gemuthmaßet wird, wird dadurch unwahrſcheinlich, weil das ganze Gedicht allem Anſehen nach eine Überſetzung aus dem Wälſchen oder Franzöſiſchen iſt. Ibein war in der Romanze ein bekannter Held aus der Geſellſchaft von der runden Tafel, und man hat im Franzöſiſchen, Engliſchen und Isländiſchen alte Heldengedichte von ihm. Der Verfaſſer ſagt überdieß zu Anfange ſeines Gedichtes ſelbſt, daß er es an ſeinem puche geleſen habe. Indeſſen verdient Herr Michaeler für die Bekanntmachung dieſes Stückes den wärmſten Dank. 17. Ein Stück aus Joh. Enenkels Fürſtenbuch aus dem dreyzehenten Jahrhunderte, S. 390=393. 18. Die zehen Gebothe in der Frieſiſchen Mundart, aus dem dreyzehenten Jahrhunderte, S. 394. 395. 19. Ein Stück aus dem Renner, aus dem vierzehenten Jahrhunderte, S. 396=401. 20. Pfinzings Vorrede zum Theuerdank, aus dem funfzehenten Jahrhunderte, S. 401=405. Und endlich 21. Fragmentum Runicum incerti aeviet Auctoris, aus der Geſchichte Hialmars, S. 406=408.

Ich darf nun wohl nicht erst hinzu setzen, wie nützlich dieses Buch einem jeden seyn kann, welcher sich mit der alten Deutschen Sprache und ihren Verwandten bekannt machen will, und nicht Gelegenheit hat, sich der dahin gehörigen größern Werke zu bedienen; zumahl da er hier so manche nützliche Bemerkung findet, welche er dort vergebens suchen wird.

8.

Versuch einer Vereinigung der Mundarten von Teutschland als eine Einleitung zu einem vollständigen Teutschen Wörterbuche mit Bestimmungen der Wörter und beträchtlichen Beiträgen zur Naturgeschichte, aus den hinterlassenen Schriften des berühmten Herrn Prof. Joh. Sigm. Val. Popowitsch.

Wien, 1780, 1 Alph. 21 Bog. in 8.

Der vor wenig Jahren, als Professor der Hochdeutschen Sprache und Wohlredenheit zu Wien verstorbene Verfasser war ein Mann von vielen Fähigkeiten, einem unermüdeten Fleisse, und einer seltenen Aufrichtigkeit, der das, was er für wahr erkannte, auch als wahr behauptete, ohne dafür zu sorgen, wie die Wahrheit aufgenommen werden würde; ein Umstand, der für ihn die Quelle mancherley Widerwärtigkeiten in seinem Leben ward. Allein, da er seine meisten Kenntnisse, welche er besaß, bloß seinem eigenen Fleisse und Nachdenken zu verdanken hatte, so waren sie oft mangelhaft, und ob er gleich einzele Theile vortrefflich einsahe, so fehlte ihm doch oft der scharfe Blick in das Ganze, und dieser Fehler leitete ihn nicht selten auf

Abwege. Besonders gerieth er dadurch in die gewöhnliche Versuchung, alles reformieren zu wollen, welcher so wenig Selbstgelehrte widerstehen können.

Unter andern waren die Naturgeschichte und die Sprachkunde seine Lieblingswissenschaften, wovon er in seiner Untersuchung vom Meere, (Frankfurt und Leipzig, 1750. 4.) bereits hinlängliche Beweise abgeleget hatte, einem Buche, welches mancherley gute und nützliche Kenntnisse aber in einer sonderbaren Verbindung enthält. In beyden Fächern sammelte, dachte und arbeitete er viel, und seine Anfangsgründe der Deutschen Sprache, welche zu Wien 1754. 8. heraus kamen, enthalten viele gute einzele Bemerkungen. Allein weil es ihm theils an der hinlänglichen Kenntniß des wirklich Hochdeutschen, und an philosophischen Begriffen von der Sprache fehlte, so erfüllete sie die Erwartung nicht, welche man sich davon gemacht hatte. Auch er glaubte mit so vielen andern, das Hochdeutsche sey eine aus allen übrigen Mundarten ausgehobene Sprache, woran folglich ein jeder bessern und meistern könnte, daher denn auch des Besserns bey ihm kein Ende war, besonders in der Orthographie, welche er nach seinem eigenen Gutdünken ummodelte. Hierzu kam, daß die Deutsche Muttersprache nicht einmahl seine Muttersprache war, und daß er das Hochdeutsche

nur

nur in den Oberdeutschen Provinzen erlernet hatte, wo es freylich sehr vermischt und unrein ist.

Unter andern Arbeiten hatte er auch Sammlungen zu einem allgemeinen Deutschen Wörterbuche hinterlassen, wo bey den Hochdeutschen Wörtern, die gleichbedeutenden Wörter aller Mundarten beygefüget werden sollten; allerdings ein sehr nützliches Unternehmen, nur Schade, daß ein solches Wörterbuch, so fern es als die Arbeit eines einigen Mannes betrachtet wird, eine wahre Unmöglichkeit ist, weil wir erst von sehr wenig Mundarten hinlängliche Wörterbücher haben, ein solches Werk also nicht anders als durch Reisen und langen Aufenthalt in allen Provinzen zu Stande zu bringen ist, wozu aber wenigstens zehn Menschenalter erfordert werden.

Popowitschens Probe eines solchen Wörterbuches, denn so muß man den dunkeln und zweydeutigen Titel verstehen, ward nach seinem Tode von einem seiner Freunde heraus gegeben, welcher sich nur mit J. L. bezeichnet, dessen Vorbericht aber ganz in dem gewöhnlichen Tone gestimmt ist. Man findet und höret daselbst die gewöhnliche Sprache von Bereicherung des Hochdeutschen aus den Mundarten, und die gewöhnlichen Klagen über das schädliche Vorurtheil der Anhänger Gottscheds, daß die Sächsische Mundart für

das Hochdeutsche angesehen werden müsse. Doch der Vorwurf, daß die Gottschedische Schule viele dunkle, unbestimmte, mehrdeutige, und aus fremden Sprachen entlehnte Wörter in das Hochdeutsche gebracht habe, ist wirklich neu; wenigstens besinne ich mich nicht, daß ihr derselbe von sonst jemanden wäre gemacht worden. Am Schlusse versichert der Herausgeber, daß wenn dieser Versuch gut aufgenommen wird, auch die von dem Verfasser hinterlassenen Wörterbücher der Rechtschreibung und der Österreichischen Mundart heraus gegeben werden sollen. Das erste wird wohl von sehr eingeschränkter Brauchbarkeit seyn, weil es ohne Zweiffel nach den abweichenden Meinungen des Verfassers eingerichtet seyn wird. Allein das letzte würde eine wahre und zwar sehr wichtige Lücke in der Kenntniß der Deutschen Mundarten ausfüllen, und hätte diesem Versuche immer noch vorgezogen werden können.

Die in diesem Versuche zur Probe aufgestellten Artikel sind größten Theils aus den drey Reichen der Natur, obgleich andere nicht ganz ausgeschlossen sind. Nach der Beschreibung der Sache, welche für ein Wörterbuch der Sprache viel zu weitschweifig und umständlich ist, folgen die gewöhnlichsten Lateinischen Nahmen, wobey doch die Linneischen nur selten vorkommen, weil der Verfasser von Linnés Verdiensten um die Naturgeschichte

geschichte sehr verächtlich dachte, welches denn wieder eine neue Weitläufigkeit macht, weil mehrerer älterer Schriftsteller Nahmen angeführet werden mußten. Auf diese folgen endlich die Provinzial-Nahmen, welche das brauchbarste an dem ganzen Werke sind, obgleich manche Mundarten, z. B. die Ober- und Niedersächsischen, dem Verfasser nicht so bekannt seyn konnten, als die Oberdeutschen. Ein Paar Artikel zur Probe, werden das, was jetzt gesagt worden, rechtfertigen. Ich wähle einige der kürzesten, denn es gibt deren, welche mehrere Seiten einnehmen.

Faßbinder. Ist ein Handwerker, der aus Dauben hölzerne Gefäße macht. Er hat seine Benennung von dem größten Gefäße, das er macht, vom Faß. Beier Handwerk. Lex. Zinke Handw. Lex. Fab. Thes. Frisius. Frisch. Dasypod. Henisch. Reyher. u. a. Wo es viel Arbeit von diesem Handwerk gibt, theilen sich die Faßbinder ab, entweder nach der Größe der Geschirre, und heissen Großbinder, Kleinbinder; oder nach dem Unterschiede des Holzes. Die Schwarzbinder, machen Geschirre von eichenem Holze, und die Rothbinder oder Weißbinder von fichtenem, tännenem und andern. Frisch. Zinke Handw.

Bänder, im Hohenloh. Franken etc. Frisch. Zinke Handw.

Binder in Schlesien und Österreich. Henisch. Veneron. Diese Benennung ist unbestimmt, denn es gibt mehr Arten von Bindern, als Buchbinder etc.

Bödecker, Böcker, Niedersächs. Bremisches Wörterbuch.

Böttcher in Obersachsen. Heb. Faber. Zinke. Die gemeinen Leute sagen Böttcher. Frisch. Wolf Rechtschr. Pohl Passag.

Büttner, in Niedersachsen, Franken, Thüringen, Hennebergischen, an vielen Orten in Obersachsen. Stieler. Henisch. Heder.

Fäßler, Henisch.

Kufner, Kufer, Spate.

Kübler, heissen die Kleinbinder in Franken, im Würtembergischen.

Küfer, im Würtembergischen. Frisch. Spate. Rädlein. Die Churpfälzer sagen der Küffer. Ludwig. Fris.

Schäffler heissen die Kleinbinder, weil sie Schäffer, und andere kleine Gefäße machen. Frisch. Henisch. Dieser Nahme ist undeutlich. (Warum? Schaff eine Art kleiner hölzerner Gefäße, daher Schäffel, ist ja bekannt genug.)

* * *

Geizhals, heißt in Sachsen, Österreich und andern Ländern ein karger Mensch, der weder andern noch sich was gönnet. Ein Wort von der niedrigen Sprechart, wie alle Nebennahmen der Mundarten.

Sordide avarus. Un taquin. Un pincemaille.

Erbsenzähler, der, Rädlein.

Filz, der, in Sachsen, Franken, Schwaben.

Kalmäuser, zu Wien. In Sachsen heißt so ein Grillenfänger, ein Schulfuchs. Rädl. Frisch.

Knauser, in Sachsen, Schlesien, Schwaben.

Knicker, in Österreich.

Knödelzähler, zu Wien bey dem Frauenvolk.

Küssenpfennig, in Österreich. Zu Wien war ein reicher und karger Mann dieses Nahmens.

Lauser, Rädlein.

Pfennigfuchser, in Österreich. (Vielmehr in der niedrigen Sprache aller Provinzen.)

Schrubber, Rond.

Toppgucker, d. i. Topfgucker, bey den Leipzigischen Frauen.

* * *

Glitschen, bedeutet zur Winterszeit auf dem Eise zur Lust gleiten. Dieses Wort wird in Sachsen gehört,

und

und kömmt vom Angelsächsischen Glid, lubricus, franz. Glisser.

Fahren auf dem Eise, zu Jena.

Glimmern, Castelli.

Hoscheln, Castelli.

Hutschen, Rädlein.

Klennern auf dem Eise, zu Jena.

Risem, in Steyermark.

Rutschen, in Franken. Rädlein, ein altes Wort.

Schabeyen, im Meinungischen.

Schintschern, in Schlesien.

Schleifen, in Österreich, Tirol, Franken. Zu Jena hat dieses Wort einen unzüchtigen Sinn.

Schlichtern, Frisch.

Tschmidern, in Troppau und Jägerndorf.

Tsuschern, Rädlein.

Zischen auf dem Eise, Rädlein, so spricht man im Hennebergischen.

Zuscheln, Rädlein.

* * *

Die Grindwurz, ist ein Kraut, welches die Grätze, den Zitrich, und andere Mängel der Haut vertreibt. Es gibt mehr Arten und Veränderungen. Rupp. Fl. Ien. 45. Zwinger.

Lapathum. Rumex. La Parelle.

Ampfer,

Ampfer, der, Fl. Pruff. Fl. Franc.

Butterampfer in Schlesien, Schwenkf. weil man die Blätter der breitblätterigen Arten, dergleichen der Weyherauchampfer, Wasserampfer, Roßampfer ist, zum Einschlagen der Butter nimmt.

Butterlattich, der, s. Schwenkf.

Butterplötscher, der österr. Waldleute.

Halbpferd, Rupp.

Lendenkraut, Fl. Fr. Zwinger.

Mangolt, wilder, ebend.

Mängelwurz, Zwinger, 457.

Ohmblätter, Schwenkf.

Streifwurz, Fl. Fr. Zwinger.

Struzlattig, der, ebend.

Zitterwurz, die.

* * *

Da der Verfasser auf die Untersuchung der Schwämme seine meiste und beste Zeit gewandt hat, so sind auch die dahin gehörigen Artikel am besten gerathen. Hier sind ein Paar der kürzesten zur Probe.

Der Korallenschwamm, ist ein eßbarer knolliger Schwamm von gelblichter, oder schwefelartiger, roter, und weißer Farbe; die weißen sind aber die seltensten; er ist in korallenartige Äste zertheilet, wodurch er von den ästigen Flechtenmoosen, (Lichenibus,) die häu-

tig

tig, trocken und uneßbar ſind, ſich unterſcheidet. Einige ſetzen unrecht dieſe zwey ſo ungleiche Gattungen der Gewächſe unter eine Benennung Coralloides.

Corallo fungus. Fungus ramoſus *Imperati* 855. Ditole des Michelius.

Bärenprazen, die, in Steyermark.

Bärentazen in Öſterr. zu Regenſpurg. Iſt ſo viel als Bärenpfote.

Bocksbart, der. Maur. Hoffm. Delic. ſilv. D. 4.

Geißbart, der, zu Regenſpurg. Cluſius. Iſt zweydeutig; dieſer Name wird auch zwey zwar ähnlichen aber doch verſchiedenen Kräutern, dem Drymopogon Riv. Rupp. und der Vlmaria Cluſii, I. Bauhini, Ruppii beygeleget.

Hanenkamp, der, zu Kremsmünſter im Lande ob der Ens. Henenkämp zu Regensb.

Händling in Anſpachiſchen, Bareutiſchen, in Öttingen, zu Nördlingen, Ehingen. Rupp ſchreibt Hendelſchwamm.

Hirſchling. Cluſius. Wilder Hirſchling. Mapp. 81. Alſat. Hirſchſchwamm zu Neumarkt in der Obern Pfalz.

Kazentapper in Schwaben bey Ulm.

Kranfuß, d. i. Krähenfuß zu Kremsmünſter.

Krausbart in Böhmen.

Schö-

Schöberling. Clusius escul. XIX. allein er nennet den Eichhasen esc. XXI. auch so.

Ziegenbart in Sachsen. Rupp. Fl. Pruss. Clus.

Zincke Oek. Lex. ist zweydeutig, wie Geißbart.

* * *

Die Kuckenmucken, heißen in Österreich und Steyermark die eigentlichen sogenannten Champignons der Franzosen, davon zwey eßbare Arten bekannt sind: die weißen und die braunen. Die Abtheilung in die Feldkuckenmucken und Gartenkuckenmucken tauget nichts, weil nicht nur die braunen, sondern auch die weißen in den Gärten wachsen.

1. Die weiße Kuckenmucke wächst am gewöhnlichsten auf den Haiden und Triften, besonders auf den Plätzen, wo Pferdekoth gelegen. Die Namen der übrigen Mundarten sind allzu eingeschränkt.

Cucumago alba. Fungus campestris, albus superne, inferne rubens Bauh. le Champignon glattweg. Pradelli. Wendisch Kuck-mack.

Angerling, der, in dem Stücke von Ungern, das mit Steyermark gränzet, weil dieser Schwamm auf Angern, d. i. begraseten Flecken neben den Häusern, wächst. Clus.

Ägärtling in Bayern, von Ägarten, (ein verlassener Acker.) Woher dieser Nahme entstanden, ist

ungewiß. Ägarten, oder Egarten kann so viel heißen, als Ehegarten, ein Land, welches ehe ein Garten war. Viele Bayrische Bauern sagen Ägerling.

Brachbülz in Schlesien.

Drüschling. Trag. weil er auf den Drüschen, d. i. verlassenen Äckern wächst. Frisch macht aus dem Drüschlinge und Rehlinge einen Schwamm.

Egetling in der Grafschaft Öttingen. Dieses Wort scheint von Egede zu kommen, welches so viel ist als Ägarten, denn die Lateinischen Urkunden der mittleren Zeiten übersetzen es mit Vegri, Warectum, welche Wörter ein ungebautes Land bedeuten. Frisch schreibet Ägere.

Haiderling. Zincke. Trag. Zwinger. Ludwig, weil er auf Haiden wächst. Haidschwamm zu Nördlingen.

Herrenschwamm in Böhmen; so heißt aber auch der Herbstling.

Leedling in Meißen, von Leedle, ein verlassener Acker, welches vom Angelsächsischen läran (lassen) abstammt.

Träuschling. Hochberg im Landl. Zwinger.

Weydling in Schwaben, weil sie auf den Weyden wachsen.

Wiesenschwamm zu Eger in Böhmen. An einigen Orten Wiesenpfifferling.

In einigen Gegenden von Deutschland führet den Nahmen weiße Kuckenmucke auch ein Mistschwamm von der mittlern Größe (fungus albus ovum referens) welcher in der Gestalt einer Kucke d. i. eines Eyes hervorkommt.

2. Die braune Kuckenmucke, Cucumago fulva, Le Champignon de couche, wächst bey uns nur in den Gärten auf Spargenbettern, und unter andern grünen Waaren, zumahl wo mit Roßmiste gedünget wird; in Niederholstein soll er aber auch ein Waldschwamm seyn.

* * *

Sollten gleich die Provinzial-Nahmen nichtin allen Stücken bestimmt genug angegeben auch noch nicht vollständig seyn, welches bey den vielen Schwierigkeiten, welche mit einem solchen Unternehmen verbunden sind, nicht wohl anders seyn kann, so ist doch die ganze Arbeit überaus nützlich und brauchbar. Vorzüglich aber wäre doch zu wünschen, daß man uns vor allen Dingen des fleissigen Mannes Wörterbuch der österreichischen Mundart lieferte. Sollte sich in Wien kein Verleger dazu finden, so würde es in Sachsen daran gewiß nicht fehlen.

9.

Philosophische oder allgemeine Sprachlehre, entworfen von Johann Werner Meiner, der Schule zu Langensalza Rector. Leipzig bey J. G. J. Breitkopf, 1781. 1 Alph. 8 Bog. nebst 6 Bog. in gr. 8.

Ein Buch, welches der grammatischen Kunst so viele vortheilhafte Aussichten gewähret, und einen Gegenstand, welcher immer nur so gern als eine freye Kunst behandelt zu werden pfleget, mit so vielem philosophischen Scharfsinne bearbeitet, ist zu allen Zeiten eine so seltene Erscheinung, daß man es nicht laut genug anpreisen kann. Unmöglich kann die Behandlung der Sprachen dem menschlichen Verstande Ehre machen, und alle die Vortheile gewähren, deren sie fähig ist, wenn man nicht den bisherigen verstandlosen Weg völlig verlässet, und die Sprachen mit demjenigen Nachdenken, und beynahe möchte ich sagen, nur mit demjenigen gesunden Menschenverstande behandelt, welchen jede andere Kunst oder Wissenschaft erfordert.

Herr Rector Meiner hat sich bereits durch seine wahren Eigenschaften der Hebräischen Sprache, Leipzig 1748. 8. und durch die Auflösung der vornehmsten

Schwie-

Schwierigkeiten der Hebräischen Sprache, 1757. 8. als einen Sprachgelehrten höherer Art gezeiget, und seine philosophische Sprachlehre ist in der That das erste Werk dieser Art, welches dieses Nahmens würdig ist. Ich werde die vornehmsten sogenannten philosophischen Sprachlehren in diesem Magazine nach und nach umständlich anzeigen, und da wird erhellen, daß von allen mir bekannten, keine mit so vielem glücklichen Scharfsinne bearbeitet worden, als eben die gegenwärtige.

In der weitläufigen Vorrede wird der Unterschied zwischen einer blos harmonischen und philosophischen Sprachlehre gezeiget, und alsdann bewiesen, daß die letztere die Stelle einer Geschichte des menschlichen Verstandes vertritt, daß sie die beste sinnliche Logik ist, und daß sie ein vortreffliches Erleichterungsmittel ist, eine Sprache in kurzer Zeit zu erlernen. So viel gutes und nützliches hierüber auch gesagt wird, so muß ich es doch hier überschlagen, um mir für das folgende nicht den nothwendigen Raum zu benehmen.

Der Herr Verfasser hat seine philosophische Sprachlehre in drey Theile getheilet; in dem ersten wird von den einfachen Lauten und Buchstaben, oder von der Orthographie und Orthophonie gehandelt; in dem zweyten von den Wörtern als Redetheilen, ihrer Biegung und

Verbindung zu einem Satze, und in dem dritten von der Verbindung ganzer Sätze zu einer förmlichen Periode. Die Sprachen, über welche sich diese Sprachlehre erstrecket, und welche der Philosoph hier in beständiger Vergleichung neben einander stellet, sind die Hebräische, Griechische, Lateinische, Deutsche und Französische.

In der Einleitung S. 1-30. worin zugleich die ganze folgende Sprachlehre umständlich zergliedert wird, erkläret der Hr. Verf. was Sprache, Orthographie und Orthophonie ist. Sprache ist ihm im weitläuftigsten Verstande, „eine durch willkührlich gewählte und gleichsam verabredete Zeichen bewirkte Abbildung alles dessen, was in unserer Seele vorgehet.„ Ich bedaure es, und werde es im folgenden mehrmals zu bedauren Gelegenheit finden, daß es dem Hrn. Verf. nicht gefallen hat, die Sprachen mit dem ihm eigenen Scharfsinne bis zu ihrem Ursprunge zu verfolgen; dieser so schwere und verwickelte Gegenstand würde gewis sehr viele Aufklärung durch ihn erhalten haben, aber er würde alsdann auch überzeuget worden seyn, daß die Sprache nicht aus willkührlichen und gleichsam verabredeten Zeichen bestehe, weil bey dem sich selbst überlassenen Menschen nichts willkührlich seyn kann, und Verabredung bereits Sprache, oder doch wenigstens klare und deutli-

che

che Erkenntniß voraussetzt, diese aber sich nur mit und durch die Sprache entwickelt haben kann. Sollte es dem Hrn. Verfasser gefallen, dasjenige, was ich über diesen Punct sowohl in meinem Lehrgebäude der deutschen Sprache, als auch in der Geschichte der Cultur des menschlichen Geschlechts gesagt habe, zu lesen und zu prüfen, so wird derselbe, hoffe ich, mir Beyfall geben. In der letztern habe ich zugleich zu zeigen gesucht, daß auch die Buchstabenschrift nicht willkührlich, sondern aus der Hieroglyphe entlehnet ist, und daraus, verbunden mit der natürlichen Abneigung des Menschen von allem Willkührlichen, den Schluß hergeleitet, daß jetzt eben so wenig neue willkührliche Schriftzeichen eingeführet werden können, als willkührliche Wörter.

In dem ersten Theile wird S. 31-70. in vier Abschnitten von den Consonanten, von den Vocalen, von den Sylben und von der Orthographie gehandelt. Die Buchstaben, als einfache Laute betrachtet, werden hier durch unvollkommne, die Sylben aber durch vollkommne hörbare Töne beschrieben. Daß die Consonanten, welche hier Haupttöne genannt werden, der wesentlichste und wichtigste Theil der Rede sind, nicht aber die Vocale, (hier Hülfs- oder Nebentöne,) daher auch die ältesten Morgenländer die letztern in der Schrift nicht bezeichneten, konnte einem so scharfsinnigen Sprach-

Philosophen nicht entgehen, und würde ihm noch mehr eingeleuchtet haben, wenn er bis auf den Ursprung der Sprachen hätte hinauf gehen wollen. Zugleich wird die Bemerkung gemacht, daß kein Vocal durch die bloße Öfnung des Mundes allein entstehen könne, sondern allemahl einen Druck des Mundes folglich einen Consonanten erfordere, und daraus das א und ע der Hebräer und der Spiritus lenis der Griechen sehr scharfsinnig und glücklich erkläret.

In der Eintheilung der Consonanten gehet der Verf. von der gewöhnlichen, nach den Theilen des Mundes, durch deren Druck sie hervorgebracht werden, ab, weil die Classen hier zu sehr in einander fallen, und theilet sie dafür in drey Classen, in die beyden Pulmonal- oder Lungentöne, wohin die beyden Spiritus der Griechen, das א, ע, ה und ח der Hebräer, und das h der Deutschen gehören; in die fünf flüssigen, wohin hier auch das s gerechnet wird, und in die drey stummen, b, g, und d mit ihren Schattierungen. Eben so lehrreich werden die Vocale, doch vornehmlich zur Aufklärung der Hebräischen Sprache abgehandelt. Die Orthographie wird S. 66-70. sehr kurz vorgetragen, und beynahe bloß auf das allgemeine Gesetz, schreib wie du sprichst, und den diesem untergeordneten Gesetzen, abgeleitete Wörter schreib ihren Stammwörtern gemäß, Stamm-

wörter

wörter aber schreib nach der Regel der Sparsamkeit, eingeschränkt. Indessen hätte sich in einer philosophischen Sprachlehre doch noch ein wenig mehr von diesem Gegenstande sagen lassen, da denn der Herr Verfasser gefunden haben würde, daß das letzte Gesetz wohl noch am meisten eingeschränkt und anders bestimmt werden müßte.

Der zweyte vorzüglich wichtige Theil handelt von den Wörtern als Redetheilen, und von ihrer Verbindung zu einem Satze. Der Anfang wird in dem ersten Abschnitte, S. 72-79. mit der Erklärung und Eintheilung der Wörter gemacht. Ein oder mehrere Töne mit einem Begriffe verbunden, machen ein Wort aus. Die Einheit des Begriffes macht die Einheit des Wortes aus, welches entweder einsylbig oder mehrsylbig seyn kann. Daß aber mit mehr Sylben in einem Worte nur ein Begriff verbunden ist, wird in der Aussprache dadurch angezeigt, daß die Wurzelsylbe etwas länger und stärker ausgesprochen wird, als die übrigen, und dies macht den relativischen Ton oder Accent aus. Bekanntlich ist es eine der vorzüglichsten Eigenheiten der Deutschen Sprache, daß in einem jeden mehrsylbigen Worte der Hauptton auf der Wurzelsylbe ruhet, eine Eigenheit welche ganz in der Absicht der Sprache, der höchsten möglichen Verständlichkeit, gegründet ist. Es

wäre zu wünschen gewesen, der Verfasser hätte sich bey diesem wirklich wichtigen Gegenstande ein wenig länger verweilet, und gezeiget, wie fern sich diese Eigenheit auch von andern Sprachen behaupten lässet. Die Griechische und Römische hatten sie, so weit wir ihre Aussprache jetzt kennen, in ihrem größten Flore nicht mehr, woran vermuthlich die gehäuften Ableitungssylben am Ende Schuld waren, wodurch der Ton zu weit von dem Ende gekommen seyn würde, wenn man ihn hätte auf der Wurzelsylbe lassen wollen. Oratiúncula, avúnculus, laudabíliter, wo der Hauptton eigentlich auf der ersten Sylbe ruhen sollte. Aber wir sprechen auch in kürzern Wörtern, amáre, audíre, docére, wo der Ton auf lauter Ableitungssylben lieget. Auch die Deutsche Sprache war in den mittlern Zeiten in Gefahr, um diese schöne Eigenheit zu kommen, besonders durch die gedankenlose Häufung der Ableitungssylben in der ältern Oberdeutschen Schriftsprache, sichtbarlichen, wonniglichen, jämmerlichen, und man hat es bloß der neuern Hochdeutschen Schriftsprache zu danken, daß sie diesem Unfuge gesteuert, und dadurch diese Eigenschaft erhalten hat. Es ist nur die Frage, ob die einfachere Hebräische Sprache diesem Naturgesetze treuer geblieben ist.

Die

Die Wörter sind so verschieden als die Begriffe, deren Zeichen sie sind. Der Unterschied der Begriffe aber beruhet theils auf den Unterschied der Dinge selbst, theils aber, und noch mehr, auf die Art, wie wir uns dieselben vorstellen. Der Unterschied der Dinge selbst gibt nur zwey Arten von Wörtern, solche welche selbständige Dinge, Substanzen, bezeichnen, und sich wieder in eigene Nahmen und Gattungsnahmen absondern, und solche, welche das, was an den Substanzen befindlich ist, das Unselbständige ausdrucken. Allein unsere Vorstellungsart gehet von dieser Eintheilung ab, und stellet sich oft das Unselbständige als selbständig, und dieses als unselbständig vor, theilet auch das letztere in mehrere Classen ab. Und daher kommt der Hr. Verf. in dem zweyten Abschnitte, S. 79-126, auf den Begriff des Satzes, aus welchem er denn den Begriff der vornehmsten Redetheile sehr glücklich entwickelt.

Denken heißt etwas unselbständiges mit etwas selbständigern verbinden, oder von demselben trennen, und so oft das geschiehet, machen wir einen Satz. Ein jeder Satz bestehet demnach aus drey Theilen, aus etwas unselbständigen, welches auch unselbständig gedacht werden muß, dem Prädicate, aus dem selbständigen oder selbständig gedachten, dem Subjecte, und dem Verbindungsmittel, beyder, der Copula, est oder non est.

Zur

Zur richtigen Bildung eines Satzes werden zweyerley Wörter erfordert, solche die unselbständige Dinge als unselbständig vorstellen, und also zu Prädicaten gebraucht werden können, und solche, welche die Dinge als selbständig vorstellen. Zu der ersten Art gehören 1. die Verba, welche etwas unselbständiges bezeichnen und zugleich die Copulam mit in sich schließen, folglich nur zu Prädicaten gebraucht werden können, und 2. die Adjectiva, welche gleichfalls etwas unselbständiges bezeichnen, aber ohne, wie die Verba, die Copulam mit in sich zu schließen. Hier ist der Begriff eines Adjectives ohne Zweiffel zu weit genommen, weil nach demselben auch alle Umstandswörter mit dahin gehören würden. Doch aus dem folgenden erhellet, daß der Herr Verfasser unter Adjectiva bloß Nahmen der Eigenschaften verstehet; allein, da vermißt man denn doch den feinen, der Bemerkung eines Philosophen so würdigen Unterschied, welchen der Deutsche unter der Eigenschaft und unter der Beschaffenheit macht, welcher ihn in den Stand gesetzt hat, das Griechische und Lateinische Adjectiv in zwey wesentlich verschiedene Redetheile aufzulösen, in das Eigenschaftswort, (Adjectiv,) und Beschaffenheitswort, (Adverbium Qualitatis.)

Substantiva sind Wörter, welche das, was sie bezeichnen, als selbständig darstellen. Sie theilen sich in

vier

vier Classen. 1. Solche, welche von Natur selbständige Dinge (Individua,) bezeichnen, eigenthümliche Nahmen, aus deren Begriffe denn gefolgert wird, daß sie als solche keinen Plural, und keinen Artikel gebrauchen, auch nie durch Angebung eines selbständigen Dinges bestimmt und erkläret werden können. 2. Solche, welche ganze Classen von selbständigen Dingen mit Weglassung ihrer Selbständigkeit bezeichnen, Appellativa, Classen-Substantiva, welche im Satze bald als selbständig, bald als unselbständig, folglich bald zum Subjecte und bald zum Prädicate gebraucht werden können, und weil sie nicht allein der Classe überhaupt, sondern auch allen darunter gehörigen Individuis beygeleget werden, auch eines verschiedenen Numeri fähig seyn müssen, dessen Gebrauch sehr gründlich und einleuchtend gezeiget wird. 3. Solche, welche eine ganze Menge auf einmahl, worin man keine Individua zu bezeichnen pflegt, darstellen, und endlich 4. solche, welche einzele Eigenschaften, (man muß noch hinzusetzen und Beschaffenheiten,) als selbständig darstellen, Abstracta, deren Eigenschaften denn näher entwickelt werden.

Der Begriff des Substantives leitet den Verfasser ganz natürlich auf den Artikel, der mit jenem so genau verbunden ist, daß sich keines ohne das andere vollständig erklären läßt. Alle Substantiva, die eigenthümlichen

lichen Nahmen allein ausgenommen, bezeichnen die Dinge mit Weglassung ihrer Selbständigkeit, wodurch sie geschickt werden, in dem Satze sowohl die Stelle des Subjectes, als des Prädicates zu vertreten. Soll nun an einem Substantive die Selbständigkeit bezeichnet werden, so kann solches in denjenigen Sprachen, welche Artikel haben, nicht anders als durch diesen Redetheil geschehen, der denn in jeder Sprache so vielfach ist, als man sich Arten der Selbständigkeit in derselben gedacht hat. Ich muß in Ansehung der schönen Entwickelung der verschiedenen Artikel in den fünf genannten Sprachen auf den Herrn Verfasser selbst verweisen, und bemerke nur noch, daß die gewöhnliche Lehre von dem Artikel in den Französischen Sprachlehren hier wesentliche Berichtigungen enthält.

Der dritte, weitläufigste Abschnitt beschäftigt sich S. 127–318, mit der Entwickelung und Erklärung des Prädicates oder von der vollkommenen Ausbildung eines Satzes, und zwar in vier Hauptstücken, so daß in dem ersten von der Declination, in dem zweyten von der Conjugation, in dem dritten von der zufälligen Bestimmung aller im Satze vorkommenden selbständig gedachten Begriffe durch die Pronomina, Adjectiva und Participia, und im vierten von der übrigen Bestimmung des Satzes, wozu die Declination und Conjugation

tion nicht hingereicht hat, oder von den Präpositionen und Adverbiis gehandelt wird.

Das Prädicat ist der vornehmste Theil des Satzes, weil sich aus demselben der ganze Satz entwickelt; es ist daher auch sehr vielfach, oder kann auf mehr als eine Art betrachtet werden. Es ist entweder vollständig, wenn es sich ohne Beyhülfe eines andern Wortes vollkommen denken und verstehen lässet, wohin diejenigen Verba gehören, welche die Eigenschaft, den Zustand und die Handlung eines Dinges selbst bezeichnen, rubere, sitzen; oder unvollständig, wenn es noch die Beyhülfe eines andern Wortes nöthig hat. Zur letzten Art gehören zweyerley Verba, solche die nur einen allgemeinen Nebenumstand bezeichnen, welcher sich bey allen Eigenschaften, Zuständen und Handlungen befinden kann, wie können, wollen, müssen, anfangen, aufhören, welche zu ihrer Vollständigkeit noch einen Infinitiv erfordern, wobey zugleich die Unrichtigkeit der gewöhnlichen Regel, wenn zwey Verba zusammen kommen, so stehet das letzte im Infinitivo, gezeiget wird; und solche, welche eine Apposition, oder zwey Nahmen von einem und eben demselben Dinge verlangen, wie seyn, werden, nennen u. s. f. Ferner ist das Prädicat entweder einseitig unvollständig, welches nur an einem einigen selbständigern Dinge gedacht werden

darf,

darf, oder zweyseitig unselbständig, welches zwischen zweyen selbständigern Dingen gedacht seyn will, oder endlich dreyseitig unselbständig, wozu ihrer drey gehören. Ich übergehe die übrigen von dem Verfasser angegebenen Unterschiede des Prädicates, und bemerke nur, daß sie mit vielen Scharfsinne genutzet werden, so wohl die verschiedenen Formen des Verbi, als auch die Nothwendigkeit der Casuum der Substantive und ihre Begriffe zu entwickeln, welches so viel ich weiß, noch von niemanden auf eine so fruchtbare und einleuchtende Art geschehen ist. Was bey dieser Gelegenheit S. 172 f. von der Bildung des Deutschen Plurales gesagt wird, ist sehr gut und richtig, hebt aber doch die Schwierigkeiten der Deutschen Declination nicht. Wenn man erwägt, daß die Einrichtung der Declinationen in allen Sprachen noch in diejenigen Zeiten fällt, da sich die Nation in der Sprache noch nach der dunkelen Empfindung des Gehöres bestimmte, so muß man alle Hoffnung aufgeben, sie auf bestimmte Regeln zu bringen, und der Sprachlehrer kann da weiter nichts thun, als sie so, wie sie in der Sprache vorhanden sind, neben einander zu stellen. Ein wenig befremden muß es, wenn der Herr Verfasser S. 174 die Vocale ä, ö und ü für eigentliche Doppellaute, au, ei, ey u. s. f. aber uneigentliche Doppellaute nennet.

Von

Von dieser nothwendigen Bestimmung des Prädicates, welche durch die Casus geschiehet, kommt der Verfasser im zweyten Hauptst. S. 203 f. auf die äußere und zufällige Bestimmung des Prädicates, oder auf die Conjugation des Verbi, welche hier auf eine sehr fruchtbare und gründliche Art aus einander gesetzt wird.

Im 3ten Hauptst. wird S. 252. f. von der zufälligen Bestimmung der in dem Satze vorkommenden Substantive theils nach den drey Personen, theils auch nach ihren Eigenschaften gehandelt, wo folglich vornehmlich die Lehre von den Pronominibus und Adjectivis vorkommt. Der Verfasser widerlegt dabey den gewöhnlichen Begriff, welchen man von den Pronominibus hat, daß sie bloß da seyen, die Stelle der Nominum zu vertreten, und zeigt, daß ihr eigentliches Amt ist, die Substantive zunächst nach den drey Personen, neben bey aber auch noch nach einigen Nebenumständen zu bestimmen. Beyläufig wird S. 260. die gewöhnliche Meinung von dem Geschlechte der Substantive bestritten, daß es von dem an Menschen und Thieren bemerkten Unterschiede des Geschlechtes veranlasset worden. Der Verf. siehet die Geschlechter der Substantive als sinnreich erfundene Classen an, welche bloß dazu da sind, zu zeigen, auf welches Substantiv bey der Zusammenkunft mehrerer die Adjective und übrigen biegsamen Bestimmungswörter ge-

zogen werden müssen. Allein, wenn man erwäget, daß der Ursprung des Geschlechtes der Substantive in die rohesten Zeiten jedes Volkes fällt, da es sich und seine Sprache noch ganz nach dunkeln sinnlichen Vorstellungen bestimmte, so verlieret eine so scharfsinnige Absicht alle Wahrscheinlichkeit. Überdieß würde das Mittel sehr unschicklich und unhinlänglich seyn, weil eben so oft Substantiva eines Geschlechtes, als mehrerer Geschlechter zusammen kommen können. Die von dem Hrn. Verf. gegen die gewöhnliche Meinung vorgetragenen Gründe lassen sich leicht beantworten. Man sehe mein Lehrgeb. der Deutschen Sprache.

Die übrigen Bestimmungen in dem Prädicate, welche durch die Declination und Conjugation nicht haben ausgedruckt werden können, geschehen (im 4ten Hauptst. S. 292. f.) durch Präpositiones und Adverbia. Sehr richtig wird erwiesen, daß die Declinationen und Präpositiones genau zusammen hängen, und daß die letztern bloß da sind, die mangelhafte Declination zu ersetzen. Unter Adverbien verstehet der Verfasser nicht bloß nach dem Vorgange der Griechischen und Lateinischen Sprache Umstandswörter, sondern auch die Beschaffenheitswörter, Adverbia Qualitatis, weil sie das Verbum unmittelbar bestimmen. Am Schlusse dieses Hauptstückes ziehet der Verfasser den Nutzen, welchen die mühsame

same Bestimmung der vielfachen Bedeutungen der Partikeln haben soll, sehr in Zweiffel, wo man ihm wohl in manchen Stücken wird Recht geben müssen, ohne doch die Bemühung derer tadeln zu können, welche die vornehmsten Arten des Gebrauchs der Partikeln in jeder Sprache sammeln und erläutern.

Bisher waren aus dem Begriffe und Baue des Satzes alle Redetheile entwickelt, und bey Gelegenheit von ihrem Gebrauche viel Gutes gesagt worden. Nunmehr kommt der Hr. Verf. in dem dritten Theile zu der Verbindung ganzer Sätze zu einer Periode; einer sehr wichtigen Lehre, welche hier in fünf Abschnitten mit vorzüglichem Fleisse ausgearbeitet ist. Der erste enthält S. 319. f. ein Verzeichniß der vornehmsten Arten der Perioden, wobey zugleich von den Conjunctionen gehandelt wird; der zweyte gibt S. 355. f. allgemeine Regeln, wornach die Worte und Sätze der Periode zu ordnen sind; der dritte beschäftigt sich mit der erzählenden Schreibart; in dem vierten wird S. 391. f. von dem Gebrauche der Participien sowohl zur Zusammenziehung und Verkürzung als auch zur Veränderung und Abwechselung der Rede, doch mehr in Beziehung auf die Griechische und Lateinische, als auf die deutsche Sprache gehandelt, worauf endlich in dem fünften Abschnitte eine

practische Anweisung, die bisher vorgetragenen Grundsätze gehörig anzuwenden, den Beschluß macht.

Nach dieser kurzen Anzeige des Inhaltes ist es unnöthig, noch etwas zur Empfehlung dieses Buches hinzu zu setzen. Wem es um eine gründliche, nicht bloß mechanische und verstandlose Kenntniß der Sprachen zu thun ist, kann dasselbe nicht entbehren, weil er hier mehr wahren Aufschluß erhalten wird, als in allen sogenannten philosophischen Sprachlehren zusammen genommen, und der wird denn auch die scheinbare Weitschweifigkeit des Vortrages gerne übersehen, welche man einem in dem Schulstande grau gewordenen Manne ohnehin nicht verargen kann. Billig sollte in Zukunft keine Sprachlehre geschrieben werden, deren Verfasser nicht auf diesem so schön gelegten Grunde fortbauen sollte. Aber wie viele Zeit wird nicht noch dazu gehören, ehe die in Sprachen so sehr vernachlässigte Deutlichkeit der Begriffe allgemein werden, und die Sprachlehre sich von der verächtlichen Stufe einer freyen Kunst bis zur Wissenschaft heben wird!

Ich habe es bereits in meinem Lehrgebäude der Deutschen Sprache gestanden, und wiederhohle es hier mit Danke, daß ich in meiner Deutschen Sprachlehre diesem verdienten Manne manche wichtige Aufklärungen zu verdanken habe, besonders in Ansehung des Begriffes

verschiedener Redetheile und ihres Gebrauches, und der Verkürzung der Sätze durch die Participien, obgleich Hr. Rect. Meiner sich bey den letztern vornehmlich auf die Griechischen und Lateinischen Participia eingeschränket hat. Wer sich die Mühe nehmen will, beyder Arbeiten zu vergleichen, wird leicht sehen, wo ich ihn zum Vorgänger gehabt habe, wo ich noch um mehrere Schritte weiter gegangen bin, und wo ich nach meiner Einsicht anderer Meinung zu seyn nöthig gefunden habe.

10.

Bonerii Gemma s. Boners Edelstein Fabulas C e Phonascorum aevo complexa ex inclyta Bibliotheca ord. S. Ioh. Hierosol. Argentorat. — Edidit *Ierem. Iac. Oberlin.* Strasburg 1782. 5 Bog. in 4.

Herr Prof. Oberlin in Strasburg hat sich bereits vorzügliche Verdienste um unsere Litteratur erworben, und Deutschland hat sich von demselben in Zukunft noch weit mehr zu versprechen. Gegenwärtige Schrift enthält eine sehr angenehme Entdeckung, welche jedem Liebhaber der Deutschen Sprache wichtig seyn muß.

Joh. Ge. Scherz gab 1704. zu Strasburg unter dem Titel: Philoſophiae moralis Germanorum medii aevi ſpecimina, ungefähr die Hälfte eines alten Deutſchen Fabeldichters heraus, welchen die Herren Bodmer und Breitinger unter dem Titel Fabeln aus den Zeiten der Minneſinger, zu Zürch 1757. in klein 8. ganz heraus gaben. So wohl Gottſched, der eine Wolfenbüttelſche Handſchrift in Händen gehabt hatte, als die Schweitzer, gaben einen gewiſſen Burggrafen von Rietenburg zum Verfaſſer an, von welchem ſich einige Strophen in der Manneſſiſchen Sammlung befinden. Leſſing entdeckte, nach dem Hrn. von Heinecke, daß dieſe Fabeln ſchon längſt, und zwar noch im 15ten Jahrhundert gedruckt waren, und ſahe zugleich aus der Wolfenbüttelſchen Handſchrift, daß nicht der von Rietenburg Verfaſſer derſelben ſey, wie Gottſched vorgegeben hatte, ſtarb aber, ehe er ſeine Entdeckung bekannt machen konnte.

Hr. Prof Oberlin fand zu Strasburg eine überaus vollſtändige Abſchrift dieſer Fabeln, und hebet in dieſer Schrift nunmehr die Ungewißheit, worin man bisher in Anſehung ihres Verfaſſers war. Er entdeckt ſo wohl aus der Einleitung, als aus dem Schluſſe, daß der Verfaſſer Boner geheiſſen, der dieſe Sammlung von Fabeln zu Liebe dem ehrwürdigen Manne Herrn

Johann

Johann von Ringkenberg verdeutschet habe. Boner ist freylich sehr unbekannt, nicht aber Johann von Ringkenberg, der aus einem ritterlichen Geschlechte im Zürchgau herstammete, vermuthlich in der ersten Hälfte des 13ten Jahrhundertes lebte, und von welchem sich in der Manessischen Sammlung Th. 1. S. 187. siebzehn Strophen befinden.

Wir kennen nunmehr einen Schwäbischen Dichter mehr, den ehrlichen Boner, von welchem sich mit der Zeit wohl noch einige Nachrichten werden auffinden lassen, so unbekannt er auch noch jetzt ist.

Ich bemerke bey dieser Gelegenheit, daß in Hrn. Langens Materialien zur Göttingischen Geschichte Th. 1. S. 149. f. eine bisher ganz unbekannte Abschrift dieser Fabeln von 1449. beschrieben wird, welche 83 Fabeln enthält, und von dem Zürcher Abdrucke abweicht. Allein in Ansehung des Verfassers läßt sich aus derselben nichts entscheiden.

Hr. Oberlin stellt hierauf eine weitläuftige Vergleichung der Strasburgischen Handschrift mit dem Zürcher Abdrucke an, bemerkt die verschiedenen Lesearten, und schließt mit dem Versprechen, mit Hülfe mehrerer Handschriften eine vollständige und kritisch richtige Ausgabe dieser Fabeln zu veranstalten; ein Versprechen, dessen Erfüllung jeder Liebhaber der Deutschen Sprache

und

und Alterthümer mit dem wärmsten Danke annehmen wird.

Nur in Ansehung der Lesearten, und deren Gebrauch zur Berichtigung des Textes kann ich eine Anmerkung nicht unterdrücken, ob ich gleich glaube, daß sie in Ansehung Hrn. Oberlins, als eines so scharfsinnigen Kenners der Sprache, überflüssig seyn kann. Die Abschriften deutscher Werke dieser Zeit, wurden weder mit Treue noch mit kritischer Gewissenhaftigkeit gemacht, weil Kritik damahls eine ganz unbekannte Wissenschaft war. Man machte sie bloß zum gegenwärtigen Gebrauche, und daher war es sehr gewöhnlich, daß der Abschreiber seinen Codex nach der Mundart seiner Zeit und seines Landes sprechen ließ. Wenn daher sechs Abschriften zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Provinzen von einem und eben demselben Dichter gemacht worden, so werden sie insgesammt von einander abweichen. Man gehet daher wohl am sichersten, wenn man einen Schriftsteller dieser Zeit nach der ältesten Abschrift, die man hat, heraus gibt, weil man dadurch seiner eigenen Sprache immer am nächsten bleibt; obgleich die Abweichungen jüngerer Handschriften zur Verständlichkeit der Urschrift mit Nutzen gebraucht werden können.

Leipzig,
aus der Breitkopfischen Buchdruckerey 1782.

Magazin

für die

Deutsche Sprache.

Von

Johann Christoph Adelung.

Ersten Jahrganges zweytes Stück.

Leipzig, 1782.

auf Kosten des Verfassers.

In Commission zu haben auf der hiesigen Zeitungs-Expedition, in der Buchhandlung der Gelehrten, und in der Breitkopfischen Buchhandlung.

Digitized by Google

I.

Beweis der fortschreitenden Cultur des menschlichen Geistes aus der Vergleichung der ältern Sprachen mit den neuern.

Wenn wir das menschliche Geschlecht von demjenigen Zeitpuncte an, wo die wahre Geschichte anfängt, uns dessen Art zu denken, zu handeln und zu verfahren ein wenig umständlicher zu entwickeln, durch alle Jahrhunderte hindurch bis auf die neuesten Zeiten aufmerksam beobachten, so finden wir es in einer immer fortschreitenden Ausbildung und Vollkommenheit begriffen. Die anfänglich noch sehr dunkele Erkenntniß kläret sich immer mehr und mehr auf, die kaltblütige Vernunft gewinnet der Sinnlichkeit immer mehr Feld ab, der Verstand reisset sich immer mehr von den Fesseln des Irrthumes der Sinne los, die Sitten werden immer geschmeidiger und biegsamer, kurz alle Angelegenheiten des Menschen kommen dem Ziele, ihn in der gesellschaftlichen Verbindung so glücklich als möglich zu machen, immer näher. Wenn wird er es erreichen, dieses glückliche Ziel, worin die wahre Bestimmung seines

Geschlechtes, als ein unzertrennliches und fortdauerndes Ganzes betrachtet, zu bestehen scheinet? — Wer wagt es, diese Frage zu beantworten, da wir zwar den Weg, wie in einem Traume sehen, welchen er bereits zurück geleget hat, aber der, welchen er noch wandern soll, ihm mit tiefer Dunkelheit umhüllet ist.

Ich bleibe hier bloß bey den Sprachen stehen, und will einen Versuch machen, diesen fortschreitenden Wachsthum der klaren Erkenntniß an dieser ihm als einem gesellschaftlichen Geschöpfe so wesentlichen Einrichtung zu zeigen. Um aber nicht zu weitläuftig zu werden, denn das Feld ist in der That groß, werde ich nur bey einigen Erscheinungen in der Sprache stehen bleiben, und von den ältern und neuern Sprachen, welche uns hier zur Vergleichung dienen können, bloß die Hebräische, Griechische, Lateinische und Deutsche wählen, weil sie uns am bekanntesten sind, und den Fortschritt des menschlichen Geistes in einem Zeitraume von wenigstens drey tausend Jahren zeigen.

Die Sprache ist das Mittel, andern seine Begriffe und Vorstellungen durch vernehmliche Töne hörbar zu machen. Ihre Absicht ist, bey dem andern eben dieselben Vorstellungen zu erwecken, als der Sprechende hat; folglich ist die möglichst leichte Verständlichkeit das nächste Ziel, wornach sie strebet. Je geschickter nun die

Sprache

Sprache ist, diese Absicht zu erreichen, je weniger Dunkelheit und Zweydeutigkeit sie bey ihrer Einrichtung übrig lässet, desto vollkommner ist sie auch, weil alsdann Mittel und Absicht in dem einigen wahren Verhältnisse gegen einander stehen.

Es würde mich zu weit führen, wenn ich hier bis auf den Ursprung der Sprachen zurück gehen wollte; allein es ist mir doch wohl erlaubt, anzumerken, daß wir in der That sehr viele Gründe haben, anzunehmen, daß die Begriffe und Vorstellungen der ersten Menschen sehr sinnlich und dunkel, und ihre Sprache, das Mittel diese Vorstellungen andern hörbar und vernehmlich zu machen, eben so sinnlich, und ursprünglich nichts anders als Nachahmung der tönenden Natur waren. Die älteste Sprache war also eine Art Gesang, und sie behielt diese Art der musicalischen Declamation noch lange, als schon die Wörter längst aufgehöret hatten, unmittelbare Nachahmungen der tönenden Natur zu seyn.

So wie sich die dunkeln Vorstellungen zu klaren Begriffen aufhelleten, oder vielmehr, so wie man sich seiner klaren Vorstellungen bewußt ward, so wie man einsehen lernte, daß die Sprache hörbarer Ausdruck der Vorstellungen sey, und daß folglich ihr Tönendes ein unschickliches Mittel zum Ausdrucke klarer Begriffe sey,

weil es täuschte, und folglich der Klarheit des Begriffes entgegen wirkte, so legte man diese musicalische Declamation, wenigstens in den obern Classen, nach und nach ab. Aber in den untern erhielt sie sich noch lange, und noch jetzt gibt es ganze Provinzen, wo das niedere Volk etwas tönendes in seiner Aussprache hat.

Die lebendige Aussprache der alten Völker ist uns zwar jetzt nicht ganz mehr bekannt; allein es finden sich doch verschiedene Umstände, welche das, was ich eben gesagt habe, bestätigen. Es ist eine alte Überlieferung, daß Poesie älter ist als Prose, und wenn sie Grund haben soll, so muß man sie auf diese Art erklären. Die älteste Geschichte ist immer Gesang und Dichtung, und die ersten Gesetze wurden wie Lieder abgesungen. Wie konnten sie auch anders, da die ganze Sprache eine Art Gesang war? Man gibt den Pherecydes, welcher im Jahr der Welt 3450 lebte, für den ersten prosaischen Schriftsteller der Griechen an, welche bis dahin lauter Dichter hatten. Was heißt das anders, als daß bey der noch sehr tönenden bilderreichen Sprache, die Gränzen der Dichtung und Prose noch sehr in einander liefen, und daß er der erste war, der die bis dahin nach und nach fortgeschrittene Aufklärung der Begriffe auch auf die Sprache anwandte, und sich der kaltblütigen Vernunft gemäßer ausdruckte.

Vor

Vor ihm war Geschichte, Religion, Philosophie, kurz alles in Dichtung eingehüllet.

Aber als sich das bilderreiche und tönende schon aus dem gewöhnlichen Vortrage verloren hatte, so behielt man es noch lange für die Dichtung bey, welche eigentlich weiter nichts als Fortsetzung des alten sinnlichen Ganges der Sprache war. Daher rühret denn unter andern das prosodische Sylbenmaß der ältern Sprachen, welches mit einer Art musicalischer Declamation verbunden war, und dem Gedichte Leben und Abänderung ertheilete. Nach und nach verlor sich dieses tönende auch aus der Dichtung, besonders als die Kunst zu schreiben allgemeiner ward, und man die Gedichte nicht mehr bloß mündlich, sondern schriftlich aufbewahrete. In den neuern Sprachen hat es sich ganz verloren; das poetische Sylbenmaß ist in denselben mit dem prosaischen Tonmaße völlig einerley, und man sahe sich daher genöthiget, der Eintönigkeit durch den Reim vorzubeugen.

Durch die musicalische Declamation wirkten die ältesten Sprachen mehr auf die Sinnlichkeit und Leidenschaft; aber durch die Ablegung derselben wirken die neuern mehr auf den Verstand. Die erstern täuschen und rühren, die letztern gewähren Klarheit und Deutlichkeit der Begriffe. Da nun die möglichst leichte

Verständlichkeit ganz von der letztern abhänget, so sind auch die neuern Sprachen durch die Vermeidung dieser Art Gesanges in der Aussprache ihrer Bestimmung um viele Schritte näher gekommen.

Vermuthlich war dieser Gesang auch die Ursache, warum in den ältesten morgenländischen Sprachen der Ton nicht allezeit auf die Wurzelsylbe eines Wortes geleget ward. Diese Stellung des Tones ist der Natur, selbst der rohen Natur so gemäß, daß man ihre Abwesenheit nicht anders als auf eine solche Art erklären kann. Die Griechische und Lateinische Sprache hatten in der Folge noch eine andere Ursache, von diesem Naturgesetze abzugehen, nähmlich die gehäuften Ableitungssylben, bey welchen der Ton zu weit vom Ende gekommen seyn würde, wenn man ihn allemahl auf die Stammsylbe hätte legen wollen. Die neuern Sprachen beobachten dieses Naturgesetz ein wenig übereinstimmiger, aber unter allen bekannten ist keine, welche demselben so getreu geblieben wäre, als die Deutsche. Wie sehr dadurch die allgemeine Verständlichkeit, die Absicht einer jeden Sprache, befördert wird, ist leicht einzusehen, wenn man nur erwäget, daß die Stamm- oder Wurzelsylbe den Hauptbegriff des ganzen Wortes enthält, der durch die Vor- und Nachsylben nur näher bestimmt wird. Die Verständlichkeit

muß

nothwendig gewinnen, wenn dieser Hauptbegriff allemahl schon durch die Aussprache angezeiget wird: Verlässenschaft, zertrümmern, wunderbar, Verwünderung u. s. f. wo der Ton allemahl auf der Wurzelsylbe ruhet. Nicht so die ältern Sprachen, welche ihn eben so oft auf Ableitungssylben als auf die Wurzelsylbe legen: vidére, audíre, oratiónis, mensárum, cogitáre.

Nimmt man den Satz an, daß die Sprache ursprünglich Nachahmung der tönenden Natur ist, so kann man sich auch die Frage sehr leicht beantworten, warum die Schrift der ältesten morgenländischen Völker keine Vocale bezeichnete. Die Nachahmung des Naturtones beruhet vornehmlich auf den Consonanten; die Vocale zeigen nur die Höhe und Tiefe desselben an: piff, paff, puff. So lange man daher dem Ursprunge der Sprache noch näher, und sich ihres Tönenden noch mehr bewußt war, glaubte man, die Vocale, nicht mit bezeichnen zu müssen; und das mußte denn für die Schrift viele Dunkelheit und Zweydeutigkeit machen, welchen man endlich dadurch abzuhelfen suchte, daß man die Vocale als Nebenzeichen beyfügte. Die Griechische Sprache kam ihrer Bestimmung dadurch schon näher, daß sie die Vocale als Hauptzeichen, als wahre Buchstaben des Alphabetes aufnahm; sie behielt aber doch die beyden Spiritus

als Nebenzeichen nach der alten Einrichtung bey. Die Lateinische vernachlässigte auch diese und nach ihrem Vorgange drücken alle neuere Sprachen jeden deutlich gehörten Laut durch sein Zeichen aus, er mag Vocal oder Consonant seyn, weil die Sprache nun schon lange nicht mehr Nachahmung der tönenden Natur, sondern Ausdruck klarer Vorstellungen ist.

Die Zahl der Wurzelwörter, oder ursprünglichen Wörter ist in jeder Sprache nur klein, ohne Zweiffel, weil der Naturlaute, welche sie nachahmen, nur wenige sind. Nach und nach fand man das Mittel, ihre Zahl durch Ableitungssylben zu vermehren. Allein ehe man dieses Mittel mit Bewußtseyn und Allgemeinheit anwenden lernete, mußte die Sprache nothwendig sehr dunkel und zweydeutig seyn, und man war genöthiget, der Verständlichkeit durch Ton, Mine und Geberde zu Hülfe zu kommen. Die Hebräische Sprache ist an abgeleiteten Wörtern noch sehr arm, daher ihre Wurzelwörter oft noch so vieldeutig sind. Die spätern Sprachen wandten dieses Hülfsmittel weit häufiger an, daher denn die große Menge abgeleiteter Wörter in der Griechischen und Lateinischen Sprache, woran beyde die alten morgenländischen sehr weit übertreffen. In so fern gewann die Verständlichkeit bey ihnen freylich; allein sie gewann nur etwas, noch nicht alles, was sie bedurfte.

Die

Die Ableitungssylbe bestimmt den Begriff des Wortes schon etwas näher, als das nackte Wurzelwort, wenn es eben dasselbe bedeuten soll; allein sie hat in den meisten Fällen doch noch einen ihr eigenen Grad der Dunkelheit, weil die wahre Bedeutung der meisten Ableitungssylben entweder ganz unbekannt oder doch sehr schwankend ist. Dieß hat man in den neuern Sprachen dunkel empfunden, und daher den Gebrauch der Ableitungssylben wieder sehr eingeschränkt, weil sie nur noch selten ein schickliches Mittel sind, einen Begriff mit der nöthigen Klarheit auszudrucken, und dadurch sorgen die neuern Sprachen in der That mehr für die möglichste leichte Verständlichkeit und für die Klarheit des Begriffes, ob sie gleich in Ansehung der Kürze verlieren. Ich werde in der Folge in diesem Magazine zu zeigen suchen, in welchen Fällen man noch im Deutschen neue abgeleitete Wörter machen kann, und welche Ableitungssylben dazu geschickt sind oder nicht.

So fern die Wörter die verschiedenen Arten unserer Vorstellungen in der Reihe der Begriffe bezeichnen, werden sie Redetheile genannt. Es gehörete viel Übung, Erfahrung und Aufklärung dazu, die Vorstellungen in gewisse Classen abzusondern, und jeder ihre gehörigen Gränzen anzuweisen. Dieß konnte nur nach und nach geschehen, daher sind die neuern Sprachen

hierin auch weit bestimmter und deutlicher, als die ältern. Die Hebräische Sprache hat eigentlich nur fünf Redetheile, das Substantiv, das Adjectiv, das Verbum, (deren Gränzen doch oft sehr in einander laufen,) das Pronomen, (und dieses sehr kümmerlich,) und die Partikel. In der Griechischen und Lateinischen Sprache sind die Gränzen dieser Redetheile nicht allein genauer bezeichnet, indem manche derselben ihre bestimmten End- und Ableitungssylben haben, sondern es sind auch manche Arten der Vorstellungen, welche sich dort nur sehr dunkel durchkreuzen, genauer von einander abgesondert und als eigene Redetheile aufgestellet worden. So läßt sich die Hebräische Partikel hier schon sehr bestimmt in die Präposition, Conjunction, das Umstandswort und Interjection auf. Nur das Adjectiv wird noch sehr schwankend gebraucht, weil es sowohl dem Verbo als dem Substantive beygefüget wird. Daß der menschliche Verstand in der Deutschen Sprache der Bestimmtheit und Klarheit schon um einen Schritt näher gekommen ist, indem er dieses alte Adjectiv in das Eigenschafts- und Beschaffenheitswort aufgelöset hat, habe ich schon in dem vorigen Stücke bey Gelegenheit des Participii bemerkt.

Eben das und noch ein mehreres läßt sich von der Flexion oder Biegung der Wörter sagen. Es läßt sich

nähm-

nähmlich beweisen, daß die Flexion zwar anfänglich ein brauchbares Mittel war, Verhältnisse und Nebenbegriffe dunkel zu bezeichnen, indem diese dunkele Bezeichnung doch mehr Verständlichkeit gewährete, als gar keine; daß aber der menschliche Geist, so wie er einsehen lernte, daß diese dunkele Vorstellung zur klaren erhoben werden müsse, diesen Weg wieder verließ, und da, wo er von dem Verhältnisse und Nebenbegriffe klare Begriffe haben konnte, der Flexion die Umschreibung vorzog. Daraus muß man sich die Frage beantworten, warum die Hebräische und andere alte morgenländische Sprachen eine so mangelhafte Flexion haben, warum die Griechische und Lateinische Sprache sie so vollständig haben, und warum die neuern Sprachen in diesem Stücke wieder so arm sind.

Durch die Flexion werden Umstände, Verhältnisse und Nebenbegriffe an dem Worte selbst bezeichnet. Es geschiehet solches durch gewisse Sylben, und oft nur einfache Laute, welche anfänglich gewiß nicht willkührlich waren, und auch nicht willkührlich seyn konnten, weil in der Sprache nichts ganz willkührlich ist, welche aber bey ihrer kurzen und einfachen Beschaffenheit doch nur einen sehr dunkelen Begriff gewähren konnten, weil man von dem Verhältnisse oder Umstande selbst, welchen man dadurch bezeichnen wollte, keinen andern als

dunkelen

dunkelen Begriff haben konnte. Aber schon dieser dunkele Begriff war ein Fortschritt in der Erkenntniß, weil er schon mehr war, als gar kein Begriff. In der Kindheit der Sprache war daher an keine Flexion der Wörter zu gedenken, sondern man gebrauchte das nackte Wurzelwort unverändert, und ließ die Verhältnisse und Umstände aus dem Zusammenhange oder dem Spiele der Geberden so gut errathen, als möglich war. Nach und nach lernte man die Wörter biegen; aber immer noch sehr kümmerlich. Das siehet man deutlich an der Hebräischen Sprache, wo die Biegung sehr eingeschränkt ist, und wo man sie nicht selten da anwendet, wo sie nicht hätte angewendet werden sollen. Beweise des letztern sind die vielen Conjugationen in der Hebräischen und andern morgenländischen Sprachen, welche nicht bloß Verhältnisse und Umstände, sondern beträchtliche Abänderungen des Hauptbegriffes ausdrücken müssen, daher die nachfolgenden Sprachen sich auch wieder davon entfernet haben.

So wie sich das menschliche Geschlecht von diesen Umständen und Verhältnissen immer mehr dunkele Begriffe erwarb, so fuhr es auch fort, sie auf ähnliche Art in der Sprache zu bezeichnen. Daher haben die Griechische und Lateinische Sprache nicht allein die vollständigsten Declinationen, sondern auch die reichsten Conjuga-

jugationen. Das ist freylich ein Vorzug, aber nur in Vergleichung mit ältern Sprachen, welche bey ihrer mangelhaften Biegung diese Verhältnisse und Umstände gar nicht bezeichnen, sondern nur errathen lassen. Ein dunkler Begriff ist denn doch besser, als gar keiner.

Nach und nach gingen diese dunkelen Begriffe in vielen Fällen in klare über, und nunmehr lernete man auch einsehen, wie unschicklich es sey, das was man klar empfand, dunkel auszudrucken, weil die Vorstellung, die man dadurch bey dem andern erweckte, wieder nur dunkel werden konnte. Dieß ist die wahre Ursache, warum die neuern Sprachen den Gebrauch der Biegung wieder eingeschränket haben, die dunkeln Biegungssylben in der Declination durch Präpositionen, in der Conjugation aber durch die so genannten Hülfswörter, durch vorgesetzte Pronomina u. s. f. ersetzen, und dadurch das, was sie klar denken, auch auf eine klare Art ausdrucken. Wenn der älteste Lateiner amavi, amor, amabor sagte, so hatte er von den Modificationen, welche er dem Hauptbegriffe am oder lieb gab, gewiß nur sehr dunkle Begriffe, daher er sie auch eben so dunkel durch Biegungssylben ausdruckte. Der Deutsche und mit ihm der neuere Europäer überhaupt, der sich bey Einrichtung seiner Sprache diese Verhält-

nisse

nisse schon klärer dachte, hielt es für Pflicht, sie eben so klar auszudrucken, und sagte daher, ich habe geliebt, ich werde geliebt, ich werde geliebt werden. Wie viel verschiedene Verhältnisse muß nicht der Genitiv in der Griechischen, Lateinischen, und selbst noch in der alten Deutschen Sprache bezeichnen? ein Beweis, daß man diese Verhältnisse nur sehr dunkel dachte. Denn was kann man sich z. B. bey der Sylbe — es, einer der Biegungssylben des Deutschen Genitives, wohl klares denken, oder was für eine klare Vorstellung kann man dadurch wohl bey dem andern erwecken? Dunkel sagt der Lateiner, homo est magni ingenii, eben so dunkel der Altdeutsche, er ist ein Mann grosses Verstandes, weit klärer der heutige Deutsche, er ist ein Mann von großem Verstande dunkel der Lateiner, furti aliquem accusare, eben so dunkel der Altdeutsche, jemand des Diebstahles verklagen, verständlicher der heutige Deutsche, ihn wegen eines Diebstahles verklagen. Und so in tausend ähnlichen Fällen.

Alle solche Verhältnisse, welche in den neuern Sprachen klar begriffen werden, werden daher auch nicht mehr durch die Biegung, sondern durch Umschreibung ausgedruckt, und wo die Biegung noch Statt findet, da ist selbige auch ein Beweis, daß wir von dem Verhältnisse,

selbst

selbst nur noch einen dunkelen Begriff haben, wovon man sich leicht überzeugen kann, wenn man es versucht, sich die Verhältnisse, welche noch jetzt durch Casus u. s. f. bezeichnet werden, klar zu denken.

Zum Beweise dessen, was ich jetzt von der Biegung gesagt habe, dienen die neuern Sprachen, welche sich unmittelbar aus dem Lateinischen gebildet haben, wie die Italiänische, Französische, Spanische u. s. f. Warum sind sie z. B. in der Conjugation von ihrem Vor- und Urbilde abgegangen, und drucken die verschiedenen Verhältnisse nicht mehr durch Biegungssylben, sondern durch Wörter aus? Gewiß aus keiner andern Ursache, als aus der dunklen Überzeugung, daß es unschicklich, und der Absicht der Sprache zuwider ist, das dunkel auszudrucken, wovon das menschliche Geschlecht sich endlich klare Begriffe erworben hat.

Aus eben diesem Fortschritte des menschlichen Verstandes in der Klarheit und Deutlichkeit seiner Begriffe muß man auch den sorgfältigen und bestimmten Gebrauch der Artikel, der Pronominum, der Hülfswörter u. s. f. in den neuern Sprachen erklären, welche in den ältern Sprachen entweder gar nicht, oder doch nur sehr schwankend bekannt waren. Wie zweydeutig spricht der Lateiner, wenn er aus Mangel des Artikels sagen muß, homo adest, und wie schön vermeidet der Deut-

sche diese Zweydeutigkeit durch der Mensch ist da, oder es ist ein Mensch da.

Ich übergehe eine Menge ähnlicher Bemerkungen, um noch etwas von der Wortfolge sagen zu können. Ich darf es wohl nicht erst beweisen, daß es nicht gleichgültig ist, wenigstens nicht gleichgültig seyn sollte, wie unsere Begriffe in der Reihe der Vorstellungen auf einander folgen, daß es folglich auch nicht gleichgültig seyn kann, wie wir sie in der Sprache auf einander folgen lassen, indem manche Vorstellungen immer näher zu einander gehören, als andere, und daher auch der Natur der Sache nach in der Stellung mit einander verbunden werden müssen. So einleuchtend das scheinet, so hat es doch der menschliche Verstand nur erst sehr spät zu einer überzeugenden Klarheit in dieser Sache gebracht, und diejenigen Vorstellungen, welche unmittelbar zu einander gehören, auch neben einander stellen gelernet. Daher haben auch die Griechische und Lateinische Sprache noch keine genau bestimmte Wortfolge; nicht, als wenn es völlig gleichgültig wäre, wie man die Wörter unter einander wirft, sondern so fern es hier mehr auf die dunkle Empfindung der Schicklichkeit und des Wohlklanges, als auf klares Bewußtseyn der entfernten oder nähern Bestimmung ankommt.

Ganz

Ganz anders verhält es sich in den neuern Sprachen, wo die Wörter nach einer genau bestimmten, und größten Theils sehr philosophischen Ordnung auf einander folgen müssen. Ich will zu einem Beweise nur die Folge der Wörter im Deutschen in der gewöhnlichen Ordnung, so fern sie weder durch Gemüthsbewegungen, noch durch Conjunctionen, noch durch die Inversion verändert wird, anführen. Das Grundgesetz dieser Wortfolge bestehet darin, daß das unbestimmtere allemahl dem bestimmtern, und zwar nach dem Grade seiner Bestimmtheit vorstehet, daher ein Satz aus lauter stufenweise zunehmenden Bestimmungen des Hauptbegriffes oder Subjectes bestehet, bis endlich die Reihe der Vorstellungen am Ende des Satzes ihren ganzen Aufschluß erhält.

Daher macht das Subject allemahl den Anfang der Rede, weil es zwar an und für sich bestimmt genug ist, aber in Ansehung der Rede der unbestimmteste Theil ist, der erst durch das Prädicat seine Bestimmung erhält. Das Prädicat bestehet wieder aus mehrern Begriffen, und da immer einer den andern bestimmt, so hat jedes bestimmtes Wort, das Verbum finitum ausgenommen, seine Bestimmungswörter vor sich, und zwar nach dem Grade ihrer Bestimmung, so daß die schwächer bestimmenden den schärfern Bestimmungen

vortreten. Das Verbum finitum macht hiervon dem Scheine nach eine Ausnahme, weil es seine Bestimmungswörter nach sich hat; allein im Grunde ist es keine Ausnahme, sondern es herrscht darin eben dasselbe Grundgesetz, weil das Verbum der unbestimmteste Theil des Prädicates ist, daher es voran stehet, und dessen Bestimmungswörter nach dem Maße ihrer Bestimmung demselben nachtreten, bis das Adverbium oder Participium am Ende nicht allein dem Begriffe des Verbi, sondern auch der ganzen Rede ihre Bestimmtheit ertheilet.

Ein Beyspiel wird die Sache deutlicher machen. Die zwey schönen Rosen waren gestern in meinem Garten schon verblühet. — Die zwey schönen Rosen sind das Subject, welche ohne das folgende Prädicat der dunkelste Theil der Rede sind, weil der Zuhörer ohne dasselbe nicht wissen kann, was ich mit dem bloßen Subjecte haben will; es stehet folglich voran. Allein dieses Subject hat wieder seine Bestimmungswörter bey sich, welche denn nach dem vorigen Grundgesetze vor demselben stehen müssen, und zwar nach dem Grade ihrer Bestimmung. Der Artikel die bezeichnet bloß die Selbständigkeit; er gehet daher als die schwächste Bestimmung allen Bestimmungswörtern vor. Das Zahlwort zwey ist eigentlich ein Umstandswort, und

gibt

gibt zwar eine schärfere Bestimmung als der Artikel, aber eine schwächere als das Eigenschaftswort schönen, daher stehet es zwischen beyden in der Mitte und das Adjectiv stehet unmittelbar vor seinem Substantive. Der Hauptheil des Prädicates ist das Verbum; aber um deswillen ist es auch der unbestimmteste Theil, und stehet daher voran, waren; worauf dessen Bestimmungswörter wieder nach dem Grade ihrer Bestimmung folgen. Das Adverbium, oder Participium, hier verblühet, gibt dem Verbo den stärksten Aufschluß, weil waren verblühet, schon einen völligen Verstand gewähret, daher stehet es am Ende der Rede; die Umstände aber gestern, und in meinem Garten, werden zwischen beyden in die Mitte gesetzt, und da man angenommen hat, daß der Umstand der Zeit schwächer bestimmt, als der Umstand des Ortes, so wird auch die Zeit dem Orte ordentlich vorgesetzt.

Hieraus erhellet zugleich, daß und warum es unrecht ist, den Casum Verbi an das Ende der Rede zu setzen; indem es schwächer bestimmt, als das zu dem Verbo gehörige Adverbium oder Participium, und daher diesem vorstehen muß. Ich habe gesehen den Mann, ist ganz wider den oben angeführten Grundsatz, weil hier die schärfste Bestimmung aus ihrer natürlichen Ordnung gerissen und der schwächern Bestimmung vor-

gesetzet worden. Das Deutsche Participium ist weiter nichts als ein Adverbium, und da ich sage, ich sahe ihn hier, so muß ich auch sagen, ich habe den Mann gesehen. Ich habe dieses in meiner Sprachlehre und noch mehr in meinem Lehrgebäude der Deutschen Sprache weitläufiger ausgeführet, und halte mich daher hier nicht weiter dabey auf.

Und nun der Nutzen dieser Einrichtung? — O, der ist beträchtlich genug. Dadurch, daß der Deutsche das unbestimmtere immer voran setzt, erhält er die Aufmerksamkeit seines Zuhörers in einer beständigen Erwartung, schärfet sie bey jedem neuen Begriffe, bis er sie endlich am Ende der Rede durch das Adverbium völlig befriediget. Die ältesten Sprachen brauchten diesen Kunstgriff so nothwendig nicht, weil sie in allen ihren Theilen mehr sinnlich waren, und daher schon dadurch die Einbildungskraft unterhielten. Die neuern, mehr der kaltblütigen und aufgeklärten Vernunft gewidmeten Sprachen mußten sich ein anderes Hülfsmittel verschaffen, die Aufmerksamkeit zu erhalten, und diese fanden sie in der gedachten Stellung der Wörter, welche gewiß so philosophisch ist, als man sie von rohen Menschen nur erwarten kann.

Dergle-

Dergleichen Bemerkungen könnten über alle Theile der Sprachlehre, und fast über alle Erscheinungen in den Sprachen gemacht werden; allein es ist zu meiner Absicht genug, den Weg dazu gebahnet zu haben. Wer sie fortsetzen will, wird endlich völlig von dem Satze überzeuget werden, daß der menschliche Verstand, so wie in allem, was ein Gegenstand desselben ist, so auch in der Sprache, unmerklich weiter rückt, und jede seiner Leitung anvertrauten Angelegenheiten ihrer Absicht immer näher bringt. Die wahre und einige Absicht der Sprache ist die möglichst leichte Verständlichkeit in dem gesellschaftlichen Leben; und wer die neuern Sprachen aus diesem Gesichtspuncte mit den ältern vergleicht, wird endlich finden, daß diese jenen darin weit nachstehen müssen.

Man lieset oft Klagen über die Deutsche Sprache. Der eine beschwert sich über den Mangel der Participien, der andere über das Geschlepp der Hülfswörter, der dritte über die Artikel und über die Pronomina vor den Verbis, der vierte über die sclavische Ordnung in der Wortfolge, und wer weiß worüber nicht was. Es ist nunmehr leicht, diese Klagen zu beurtheilen. Die angebenen Mängel sind wahre Vorzüge, weil die Deutsche Sprache in diesen und andern ähnlichen Fällen weit bestimmter und deutlicher ist, als die Griechische und Römische, welche die Begriffe, die der Deut-

sche klar denkt und bezeichnet, nur dunkel dachten und ausdruckten. Das Participium wird auch da, wo es seinem Wesen nach ohne Anstoß gebraucht werden kann, in der heutigen prosaischen Schreibart nicht ohne alle Einschränkung gebraucht. Die dich liebenden Freunde ist völlig sprachrichtig, und der Dichter kann sich dieses und ähnlicher Ausdrücke ohne Anstoß bedienen. Allein die kaltblütige Prosa wird allemahl lieber sagen, die Freunde, welche dich lieben? Warum? — Ich wüßte hier keine andere Ursache, als weil man empfindet, daß der Nebenbegriff des Participii, wenn er durch die Biegungssylbe ausgedruckt wird, Dunkelheit verursacht, und daß der Ausdruck durch die Auflösung mehr Licht und Klarheit erhält.

Diejenigen, welche die oben gedachten Klagen über die Weitschweiffigkeit und das Schleppende der neuern Sprachen führen, sind von gedoppelter Art; es sind entweder solche, welche ihre Begriffe selbst noch nicht zur gehörigen Deutlichkeit gebracht haben, und daher ihre Rechnung bey einer Sprache, deren Gang Licht und Klarheit ist, nicht so sehr finden, als bey einer solchen, deren an sich schon dunkele Einrichtung bequemer ist, dunkele Begriffe in ihren Schutz zu nehmen, oder es sind Dichter. Die ersten verdienen weiter keine Aufmerksamkeit, denn die vorgegebene Kürze, hinter welcher

cher sie sich zu verbergen suchen, ist nicht die Absicht der Sprache, sondern die Verständlichkeit, und die ärmste und unvollkommenste Sprache ist immer die kürzeste, weil sie alle die Verhältnisse und Nebenbegriffe errathen lässet, welche die vollkommnere klar ausdruckt. Wäre die Kürze eine Vollkommenheit, so müßte die größte Kürze die größte Vollkommenheit seyn, und dann wüßte ich diesen Herren keine kürzere Sprache zu empfehlen, als die Pantomime.

Nur in Ansehung der Dichter muß ich noch etwas sagen. Es hat freylich seine Richtigkeit, daß eine Sprache, deren Ausdrücke noch viel von dem ursprünglichen Bildlichen an sich haben, und welche in ihrem Baue eine gewisse dunkele Kürze hat, wobey sie nur die hervorstechendsten Begriffe ausdruckt, die Nebenbegriffe aber errathen läßt, für die Dichtung bequemer ist, als eine andere; daher sind es die Griechischen und Römischen mehr als die neuern Europäischen Sprachen, und die ältern morgenländischen mehr als jene, und die ursprüngliche Sprache war vermuthlich die vollkommenste Dichtung, die man sich nur gedenken kann, weil da jeder Ausdruck nicht allein ein sinnliches Bild, sondern selbst ein tönendes Bild war. Allein, die Dichtung ist denn doch nicht die wesentlichste Absicht weder der Sprache, noch des gesellschaftlichen Lebens, sondern nur eine

Nebenzierde, welche höhern Vorzügen billig nachstehet. Freylich verlieren die neuern Sprachen immer mehr in Ansehung der Dichtung, je mehr sie ausgebildet werden, oder vielmehr, je mehr der menschliche Geist seinen Wachsthum an Klarheit und Deutlichkeit auch auf sie anwendet; aber da dieser Wachsthum ein wahrer Gewinn ist, so kann jenes auch kein wesentlicher Nachtheil seyn, da es eine nothwendige Folge dieses Gewinnes ist. Unter allen neuern Sprachen ist die Französische für die Dichtung die unschicklichste, weil sie am meisten ausgebildet ist, und die meiste Klarheit und Deutlichkeit in den Begriffen erfordert.

Aber wer ist es, der den Sprachen diesen Stufengang zur immer größern Vollkommenheit vorzeichnet, und sie auf dieser Bahn erhält? Philosophen sind es nicht, denn die erfinden eigentlich nicht, sondern bemerken nur nach beträchtlichen Zeiträumen die von dem menschlichen Geiste nach und nach gemachten Erfindungen, und wohl ihnen, wenn sie hier nicht den wahren Gesichtspunct verfehlen. Sprachlehrer sind es noch weniger, denn die verkennen diesen Stufengang ganz, und arbeiten ihm nicht selten entgegen. Wenn man sich das menschliche Geschlecht in seinem Fortschritte in Fertigkeiten und Erkenntnissen von seinem ersten Entstehen an, als ein beseeltes Ganzes

gedenkt,

gedenkt, so gleicht es ganz einem einzelen Menschen, der in seiner Kindheit (den Jahrhunderten vor der wahren Geschichte,) nur höchst sinnlich, folglich dunkel, denkt und sich ausdruckt, in seinem Jünglingsalter, (den Jahrhunderten der Griechischen Cultur,) zwar mit unter viele klare und deutliche Begriffe hat, aber doch immer nur noch sinnlich schön denkt und spricht, bis endlich die wiederhohlten und gehäuften Erfahrungen ihn im reifern Alter zu dem aufgeklärten Manne machen, der Licht und Deutlichkeit in alle seine Vorstellungen und Ausdrücke bringet. Allein eine solche allgemeine Seele des ganzen Geschlechtes dürfen wir nun wohl eben nicht annehmen, und doch verdienet diese Erscheinnung eine nähere Untersuchung.

Ohne Zweifel gehet es mit den Sprachen vollkommen so, wie mit allen übrigen menschlichen Einrichtungen. Sie alle sind nur stufenweise entstanden, nothdürftig ausgebildet, und nach und nach verfeinert worden, und nehmen so nach eben dem Maße an Vollkommenheit noch immer zu. Was diesen Fortschritt nicht bloß bewirket, sondern selbst unvermeidlich macht, ist die dunkele Empfindung des Bedürfnisses, welche durch den zunehmenden Bevölkerungsstand in dem eingeschränkten Raume veranlasset wird. Räumet man diesen

sen Satz ein, so werden dadurch tausend Erscheinungen in der Geschichte des menschlichen Verstandes deutlich, welche sonst unerklärbar bleiben. Die zunehmende Volksmenge in einem eingeschränkten Raume zwingt den herumschweifenden Wilden zum engern gesellschaftlichen Leben, gründet die bürgerliche Verfassung, macht die rohen Sitten biegsamer, nöthiget auf Vervielfältigung der Nahrungswege zu denken, veranlasset Künste und Wissenschaften, und bildet endlich auch die Sprachen aus; alles nur nach und nach, so wie die dunkele Empfindung des Bedürfnisses durch die wachsende Volksmenge lebhafter gemacht wird. Wo die gesellschaftliche Verbindung nur schwach ist, da ist das Bedürfniß zu sprechen und leicht verstanden zu werden, nicht so dringend, als in engern Verbindungen, wo die Menschen näher zusammen rücken, wo der gesellschaftlichen Angelegenheiten sehr viele sind, und wo es folglich immer nothwendiger wird, nicht allein richtig, sondern auch ohne Mühe verstanden zu werden.

2. Von dem Hochdeutschen ß.

Es ist wohl nicht leicht ein Buchstab, welcher im Schreiben so sehr verkannt wird, als das ß, und da ich in meinen Sprachlehren nicht umständlich genug davon gehandelt habe, so will ich es hier nachzuhohlen suchen.

Der Sauselaut ist der Lieblingslaut nicht allein aller Europäischen Völker, die nördlichsten etwa ausgenommen, sondern auch der mittlern und südlichen Deutschen. Alle haben ihn daher nach allen Graden der Stärke, und besonders haben die Deutschen ihn vierfach: den gelinden nach einem gedehnten Vocale, lēsen, Bēsen, bōse, Rōse, lōse; den scharfen gleichfalls nach gedehnten Vocalen, Büße, spāßen, sie sāßen, das Nōßel; den verdoppelten, welcher nur nach geschärften Vocalen ausgesprochen werden kann, lässen, messen, gesessen, genossen, küssen; und den harten, das s, welcher sowohl nach gedehnten, als nach geschärften Vocalen stehet, zum Beweise, daß er seiner Natur nach kein doppelter, sondern eben sowohl ein einfacher Buchstab ist als die übrigen.

Von diesen werden s, ß und ss in den Provinzen überaus häufig verwechselt. Man schreibt bald Buse, fliesen,

fliesen, gemäs, die Gemäsheit, bald anmassen, geniessen, die Bnsse, bald eßen, müßen u. s. f. da man doch Buße, fließen, gemäß, Gemäßheit, anmaßen, genießen, essen, müssen schreiben sollte. Rühret solches von einer falschen Aussprache her, welche die drey Grade des Sauselautes nicht gehörig unterscheidet, oder von der Empfindung, welche nicht fein genug ist, die Grade der Aussprache zu bemerken, oder endlich von der Unkunde des einigen richtigen Schreibegebrauches? Doch es mag herrühren, woher es wolle, so ist es der Mühe werth, die Sache ein wenig genauer aus einander zu setzen, weil die in diesem Stücke begangenen Fehler dem Hochdeutschen das Lesen solcher Schriften unausstehlich machen, weil er immer entweder falsch aussprechen, oder anders lesen muß, als geschrieben ist. Ich lasse das z hier fahren, weil ich demselben in der Folge einen eigenen Aufsatz bestimmet habe, und bleibe hier nur bey den drey ersten Graden dieses Lautes stehen, weil sie es eben sind, welche so sehr verwechselt zu werden pflegen.

Die Deutschen haben zur Bezeichnung dieser drey Grade folgende vier Schriftzeichen mit dem kleinern Lateinischen Alphabete angenommen, s, ſ, ß und ſſ, wovon ſ den gelinden und scharfen, s und ß den einfachen scharfen, ß und ſſ aber den gedoppelten scharfen ausdrucken.

drucken. Es wäre freylich bequemer, wenn sich diese Schriftzeichen in ihrem Gebrauche nicht so sehr durchkreuzten, und jeder Grad dieses Lautes sein eigenes beständiges Zeichen hätte. Allein, dieses war unmöglich, weil hier verschiedene einander widersprechende Analogien zusammen kommen, welche die Einförmigkeit hindern. Z. B. da man einmahl den Satz angenommen hatte, daß kein langes ſ oder ſſ eine Sylbe schließen darf, so sahe man sich genöthiget, das ſſ, wenn es am Ende stehen sollte, durch das ß zu ersetzen. Ferner, da das gelinde und scharfe ſ in der Biegung oft in einander übergehen, und die Schrift doch einmahl die nächste Abstammung bezeichnen soll, so mußte man den scharfen Sauselaut in diesen Fällen anders bezeichnen, als wenn er beständig scharf bleibet. In Eis, Maus, Haus, Beweis, Aas u. s. f. lautet er scharf; allein, da er in der Biegung in das gelinde ſ übergehet, des Eises, die Mäuse, die Häuser, beweisen, so konnte man nicht Eiß, Mauß, Hauß schreiben. Dieß vorausgesetzet, werden die vier Schriftzeichen folgender Gestalt gebraucht.

Das s stehet nie anders als am Ende einer Sylbe und lautet allemahl scharf. Man schreibet es: 1. Am Ende solcher Sylben, welche nicht weiter verlängert werden, les, des Daches, nichts, etwas. 2. Am

Ende

Ende solcher Sylben, wo der scharfe Sauselaut aus dem gelinden entstanden ist, oder doch in denselben wieder übergehet: böslich, boshaft von Böse, los von lösen, Beweis, Vers, Haus, weil man Beweise, Verse, des Hauses spricht.

Das s vertritt 1. den gelinden Sauselaut, so oft ein Vocal in einem und eben demselben Worte darauf folget, Seele, böse, Wesen, sieben, hiesig, rasen. 2. Den scharfen, sowohl vor dem t und p am Ende und in der Mitte der Wörter West, Wespe, Ast, gestern; als auch zu Anfange einer Sylbe drechseln, wachsen, klappsen, besonders wenn es aus dem s entstanden ist, Krebse, Gewächse. 3. Den Zischlaut oder das sch, vor dem t und p in vielen Fällen; doch damit haben wir es hier eigentlich nicht zu thun.

Das ss ist der gedoppelte scharfe Sauselaut, welcher allemahl nur nach geschärften Vocalen stehet, aber auch hier nur, wenn noch ein Vocal darauf folget, folglich in der Schrift nie am Ende einer Sylbe: lássen, hássen, Wásser, wíssen, beflíssen, der Bíssen, sie gósen, müssen.

Das ß, mit welchem wir es hier eigentlich zu thun haben, wird sehr irrig Eßzett genannt, weil es nicht aus s und z entstanden ist, sondern das ſs der kleinern Lateinischen Schrift ist. Es vertritt: 1. das vorige ss

am Ende einer Sylbe und vor einem Consonanten, folglich nur nach geschärften Vocalen: Haß, häßlich, Schloß, ich wußte, er ißt, Sprößling. 2. Das zusammen gezogene ſ und s, dieß für dieſes. 3. Seinen eigenen einfach geschärften Laut nach gedehnten Vocalen oder Diphthongen, wenn der Sauselaut geschärft bleibet, der Vocal mag seine Dehnung behalten oder nicht.

Dieſes einfach geschärfte ß nun ist eigentlich der Stein des Anstoßes so vieler Provinzen, welche daſſelbe immer entweder mit dem ſ oder ſſ verwechseln. Allein man darf nur auf die Dehnung des vorher gehenden Vocales, und auf die Schärfe des Sauselautes Acht geben, so wird man es nie verfehlen können. Müſe, Muſa, lautet doch anders als Müße, otium, und beyde lauten anders als müſſen; der Büſen anders als die Büße, und anders als der eigene Nahme Büſſo; weiſe, ſapiens, und Waiſe, orphanus, anders als weiß, albus, die weiſſen Flocken, und ich weiß; die Röſe anders als das Röß, im Honigbaue, und das Róß, equus, die Róſſe; die Maſer anders als das Mäß oder die Mäße, menſura, und die Mäſſe; maſſa. Kurz das ß lautet nach gedehnten Vocalen wie das Französiſche c vor e und i, oder wie ç, face, grace, place, façon, daher man Französiſche

Wörter dieser Art, wenn man sie Deutsch schreiben muß, auch dadurch ersetzen kann, Besanßon, Faße.

Damit kein Zweiffel übrig bleibe, will ich alle die Wörter, worin die Hochdeutsche Mundart diesen einfach geschärften Sauselaut erkennet, hierher setzen. Man wird finden, daß er immer nur nach einem gedehnten Vocale stehet. Es sind folgende. Daß die abgeleiteten und zusammen gesetzten Wörter der Schreibart ihrer Stämme folgen, darf ich wohl kaum erinnern.

Aaß, doch nur so fern es im gemeinen Leben einiger Gegenden so viel als Futter für das Vieh bedeutet, z. B. Schweinaaß; weil es alsdann von essen herstammet, und auch in der Biegung das scharfe ß behält, des Aaßes. Daher auch aaßen, gleichfalls im gemeinen Leben für essen. Hingegen Aas, cadaver, bekommt nur das kurze s, weil es in der Biegung wieder in das gelinde s übergehet, des Aases, die Äser; und auch in der Abstammung von dem vorigen ganz verschieden ist.

Ich äß, du äßest, er äß, wir äßen u. s. f. daß ich äße u. s. f. von essen.

Amböß, des Amboßes, die Amboße. Im Niederdeutschen hingegen ist das o geschärft, und da

spricht

spricht und schreibt man alsdann richtig die Ambósse.

Außen, außer, das Äußere, außerhalb, äußerlich, äußern.

Bemüßigen, ob es gleich von müssen abzustammen scheinet; weil das ü gedehnet wird.

Blóß, die Blóße, entblóßen.

Bóßeln, welches für Kegel schieben, doch nur in den niedrigen Sprecharten üblich ist. So auch Boßkugel, Boßelplatz.

Büße, büßen, büßfertig, mit allen übrigen Abgeleiteten.

Dreyßig, der dreyßigste.

Sich Erbóßen, ob es gleich von Böse herkommt, von welchem es aber ein Intensivum zu seyn scheinet, daher auch das gelinde s von böse hier in das geschärfte ß übergegangen ist.

Das Fließ, ein Büschel Wolle, ein Fell, des Fließes; welches von Fliese in der Aussprache deutlich genug verschieden ist.

Der Fließ, ein Bach, fließen, du fließest. Aber wo der Ton geschärft wird, da stehet billig das ß, sie flóssen, daß ich flósse, geflóssen. Folglich auch der Flüß, flüssig, weil hier der Vocal gleichfalls geschärft wird.

Das Flöß, die Flöße, Floßfeder, die Flöße, flößen, mit allen Abgeleiteten.

Föß, ein nur provinzielles Wort, sich in Fasen auflösend.

Fräß, von fressen, daß ich fräße, der Fräß, fräßig, gefräßig.

Der Frieß, des Frießes; indessen spricht und schreibt man auch häufig, der Fries, des Frieses.

Füß, des Fußes, die Füße, fußen, Fußstapfen, und alle übrige Zusammensetzungen.

Die Geiße, Ziege.

Der Geißel, ein Leibbürge, die Geißel, eine Peitsche, geißeln.

Gemäß, Gemäßheit, das Gemäß, Art des Maßes.

Genießen, aber genossen, weil der gedehnte Ton hier in den geschärften übergehet.

Gießen, Gießer, Gießform; aber du góssest, gegóssen.

Das Gliedmaß, die Gliedmaßen.

Der Grieß, des Grießes, oft auch Gries, Grieses.

Größ, mit allen Ableitungen und Zusammensetzungen, größer, die Größe, die Größen, vergrößern. Die Schlesische und andere Mundarten sprechen geschärft grösser, Grösse, vergrössern.

Der Grüß, des Grüßes, grüßen.

Hieß, du hießest, aber heissen, ich heisse, du helfsest, weil hier der geschärfte Ton vorsticht.

Klöß, des Klößes, die Klöße, klößig.

Ich ließ, du ließest, sie ließen, von lassen, gelassen.

Mäß, von messen, daß ich mäße, das Maß, die Maße, mäßig, mäßigen, die Mäßigkeit, die Maßregel, ermäßigen, anmaßen.

Das Müß, Brey, zu Muße kochen. Im Hochdeutschen spricht man das s hier am häufigsten geschärft; andere Mundarten sprechen es gelinde, des Muses, wie in Gemüse.

Die Müße, otium, welche von Muse, Musa, in der Hochdeutschen Aussprache deutlich genug unterschieden ist. So auch müßig, sich abmüßigen, der Müßiggang.

Muthmaßen, die Muthmaßung, muthmaßlich.

Nießen, in genießen, Nießbrauch, welches sich von niesen in der Aussprache hinlänglich unterscheidet.

Das Nöß, die Nößer, ein Meißnisches Provinzial-Wort, ein Stück Vieh, besonders von dem Schaf-, Rind- und Pferdeviehe.

Das Nößel, im Niederdeutschen nur Ößel, ein Nößelglas.

Prosōß, des Prosoßes, aus dem Französischen Prevost.

Der Radieß, die Radieße, Radießchen.

Das Rieß Papier, die Rieße, welches ganz anders lautet, als der Riese.

Das Rōß, des Rōßes, die Wachsscheiben im Honigbaue, an andern Orten das Gewirk, die Waben, welches von Roß, des Rosses, ein Pferd, hinlänglich unterschieden ist.

Der Rūß, rußig, Rußschwarz, alle mit einem gedehnten u.

Ich säß, von sitzen, daß ich säße. Aber gesessen, die Landsassen, landsässig.

Schießen, sie schießen, Schießgeld, Schießpulver; aber sie schossen, daß sch schösse, geschossen, die Schüsse.

Schließen, du schließest, die Schließe, schließlich; aber du schlossest, geschlossen, der Schluß, schlüssig.

Die Schlōße, es schlōßet; aber das Schloß, des Schlosses, der Schlösser.

Der Schōß, sinus, des Schōßes, die Schöße, Schoßjünger, Schoßsünde; aber der Schoß,

die

die Schösse, ein junger Zweig, der Schoß, eine Abgabe, der Schösser, die Geschösse.

Der Späß, des Spaßes, die Späße, spaßen; in manchen Provinzen, des Spásses, spássen.

Der Spieß, des Spießes, die Spieße, spießen, Spießgesell, Spießglas, Spießruthe.

Sprießen, es sprießet; aber sie sprósſen, gesprósſen, der Sprósse, der Sprósser.

Stößen, du stößest, ich stieß, sie stießen, daß ich stöße, gestoßen, der Stäß, die Stöße, Anstoß, stößig u. s. f.

Die Straße, der Straßenräuber.

Süß, süßer Wein, süßeln, Süßling, Süßigkeit, versüßen.

Verdrießen, es verdrießt mich, verdrießlich; aber verdróſſe, verdrossen, des Verdrusses.

Ich vergäß, du vergäßest, sie vergaßen, daß ich es vergäße; aber ich vergésſe, vergéſſen.

* * *

Die Unbekanntschaft mit diesem Buchstaben, und der Mangel seiner Empfindung bringt oft abenteuerliche Schreibarten zur Welt, z. B. anmaassen für anmaßen, ein wahrer orthographischer Widerspruch, weil ss nie nach gedehnten Vocalen stehen kann; Aßeßor, wel-

ches kein Hochdeutscher anders als Ā = ßē = ßor lesen kann; Meiſen für Meiſſen, wo immer der erſte Begriff, der dem Leſer aufſtoßen muß, der unter dem Nahmen der Meiſe bekannte Vogel ſeyn muß, müſen für müſſen, die Groſen für Groſſen; weiſe Haſen für weiſſe, wo man ſchlechterdings eher zehen Mahl an weiſe, ſapientes, als an weiſſe, albos, denken, und den wahren Verſtand erſt durch Vergleichung des Zuſammenhanges heraus bringen muß.

Es iſt nur die Frage, ob nach einem Doppellaute auch ein ſſ ſtehen könne, oder ob man nach demſelben ſchlechterdings allemahl ein ß ſtehen müſſe, wenn das ſ ſchärfer als einfach ausgeſprochen wird. Daß man Schleuſe, Meiſe, der Vogel, weiſe, ſapiens, die Häuſer, Eiſen, weiſen, zeigen, u. ſ. f. ſchreiben müſſe, leidet weiter keinen Anſtoß, weil die gelinde Ausſprache des ſ hier nicht zu verkennen iſt. Aber, wie wenn es ſchärfer lautet; ſoll man beiſſen, Meiſſen, Miſnia, Preuſſen, heiſſen, ſich befleiſſen, gleiſſen, reiſſen, ſchleiſſen, ſpreiſſen, ſchmeiſſen, Meiſſel, oder beißen, Meißen u. ſ. f. ſchreiben? Weisſagen gehöret nicht hierher, weil es aus weis und ſagen zuſammen geſetzt iſt, und daher vorn mit einem kurzen s und hinten mit einem langen ſ geſchrieben werden muß.

Es

Es kommt hierbey alles darauf an, wie der vorhergehende Diphthongus lautet, ob er gedehnt, oder geschärft wird; im ersten Falle müßte ein ß, im letzten ein ſſ stehen. Im vorigen Jahrhunderte und zu Anfange des gegenwärtigen schien man nicht daran zu zweiffeln, daß ein Diphthongus geschärft werden könnte, wenigstens schrieb man ohne Bedenken, beiſſen, heiſſen u. s. f. Allein in der ersten Hälfte des gegenwärtigen machte der Satz, daß alle Diphthongi lang sind, ein Mißverständniß, und störete die ganz richtige Analogie. Freylich sind alle Doppellaute in der Poesie lang, aber das sind auch alle übrige Vocale, welche den Ton haben, sie mögen übrigens geschärft oder gedehnt seyn. In fällen kann die erste Sylbe in der Poesie nie anders als lang gebraucht werden, und doch ist sie nicht gedehnt, sondern geschärft, und verdoppelt um deswillen auch den folgenden Consonanten. Diese Verwechselung der prosodischen Länge und Kürze mit dem prosaischen Tonmaße hat tausend Verwirrungen in die Sprachlehre und Prosodie eingeführet, und der eben angeführte Irrthum ist auch eine davon. Weil man lang und gedehnt für gleich bedeutend hielt, und sahe, daß nach einem gedehnten Vocale der folgende Consonant nicht verdoppelt wird, so glaubte man auch, man müsse nach dem ei das s niemahls verdoppeln, sondern

ein ß dafür schreiben, so wie man ließen, fließen, sie aßen schreibt.

Allein ich berufe mich auf das Gehör eines jeden, ob in beissen, heissen, Meissen, reissen u. s. f. das ſ nicht eben so gedoppelt lautet, als in hassen, lassen, müssen, und ob folglich der Doppellaut in den obigen Fällen nicht eben so viele Schärfe hat als in diesen Vocalen. Ist nun dieses, so ist auch kein Grund vorhanden, die gute und richtige Analogie zu unterbrechen, und schmeissen, befleißigen u. s. f. zu schreiben, indem daß ß nur nach gedehnten Vocalen geschrieben wird. Schreiben wir doch ohne Bedenken reitzen, beitzen, Kautz, Weitzen, heitzen, wenn Aussprache und nächste Abstammung es erfordern, warum nicht auch die Pleisse, Preussen, Reussen, schmeissen u. s. f. unter ähnlichen Umständen, zumahl da wir für die drey Grade des Sauselautes drey verschiedene Zeichen haben. Außen, außer, äußern können deßhalb immer ihr ß behalten, weil hier die Dehnung merklicher ist.

Fast eben so verhält es sich mit dem f, welches wir wirklich nach drey verschiedenen Graden haben, das gelinde nach gedehnten Hülfslauten, Hafen, Hafer, das einfach geschärfte gleichfalls nach gedehnten Vocalen,

die

die Schafe, sie liefen, schliefen, und das verdoppelte nach geschärften Vocalen, schlaff, schaffen; nur mit dem Unterschiede, daß wir für selbige nur zwey Zeichen haben, und daher das einfach geschärfte immer mit einem f schreiben müssen. Aber wenn es nach einem geschärften ei wirklich doppelt lautet, pfeiffen, schweiffen, Seiffe, Zweiffel u. s. f. so sollte man es auch billig doppelt schreiben, obgleich der schon oben angezeigte Irrthum von langen Sylben auch hier das einfache f beynahe allgemein gemacht hat. In laufen, saufen, Taufe, kaufen, die Tiefe u. s. f. ist das f bloß einfach geschärft, und da müssen wir es aus Mangel an Schriftzeichen freylich mit einem einfachen f schreiben.

3.

Litteratur der Deutschen Mundarten.

Deutschland hat so wie ein jedes anderes großes Land, außer seiner Schrift- und feinern Gesellschaftssprache eine Menge Mundarten, welche sich immer weiter von einander entfernen, je größer der Raum ist, welcher ihre Provinzen von einander trennet. Wie nothwendig und nützlich die Kenntniß aller dieser Mundarten dem gelehrten Sprachforscher ist, darf ich wohl nicht erst beweisen. Aber wie arm sind wir nicht noch in diesem Stücke! Der gegenwärtige Aufsatz wird der beste Beweis davon seyn. Ich schränke mich indessen bloß auf die heutigen Mundarten ein, um hier nicht zu weitläufig zu werden.

Daß unsere heutige Schriftsprache, oder unser heutiges Hochdeutsch nichts anders als die Meißnische Mundart der obern Classen, oder noch bestimmter, das in den obern Classen Meissens weiter ausgebildete und verfeinerte ältere Hochdeutsch ist, war ehedem niemanden unbekannt, und ich könnte sehr zahlreiche Zeugnisse einzeler Schriftsteller davon anführen, wenn es nöthig wäre. Statt aller nenne ich nur des Herrn Ritters

Michaelis

Michaelis schöne Orationem de ea Germaniae dialecto, qua in sacris faciundis atque in scribendis libris utimur, Göttingen 1750. 4. Da dieser Ursprung in unsern Tagen in Vergessenheit zu gerathen schien, und man fast in allen Provinzen auf die schädliche Grille einer ausgehobenen Sprache verfiel, so habe ich denselben in dem vorigen Stücke dieses Magazines von neuem zu beweisen gesucht. Wie und durch was für Mittel diese Mundart so weit verfeinert und ausgebildet worden, daß sie die ältere Hochdeutsche Schriftsprache verdrängen, und ihre Stelle einnehmen können, habe ich in der Einleitung zu meinem Lehrgebäude der Deutschen Sprache kürzlich zu zeigen gesucht. Daß Niedersachsen seine ganze neuere Cultur aus Obersachsen erhalten hat, ist bekannt, und eben so bekannt ist es auch, daß es mit derselben auch zugleich dessen Mundart für seine höhern Classen annahm. Wenn solches besonders in den Hannöverischen Landen geschehen, zeiget ein guter Aufsatz in dem Hannöverischen Magazine von 1769, Num. 34. Das ist alles, was mir von der Geschichte dieser Mundart bekannt ist. Weit mehr haben wir von ihren Eigenheiten und von ihrem Reichthume, indem sie eigentlich der Gegenstand aller Deutschen Sprachlehren und der meisten Deutschen Wörterbücher, besonders der neuern Zeiten ist, ob sie

gleich

gleich mit sehr ungleichem Glücke in denselben ist bearbeitet worden. Zur Kenntniß der vornehmsten grammatischen Bemühungen dienet Elias Casp. Reichards Versuch einer Historie der Deutschen Sprachkunst, Hamburg 1747. 8. welcher doch nur bis auf das jetzt gedachte Jahr gehet. In Herrn Heinatz Briefen über die Deutsche Sprache, befinden sich Th. 3. S. 127 einige Zusätze dazu.

Die Provinzial-Mundarten theilen sich in zwey große Classen, welche ich lieber verwandte Sprachen als Mundarten nennen wollte, weil sie in ihrer ganzen Einrichtung oft sehr wesentlich verschieden sind. Sie theilen Deutschland von Morgen nach Abend zu in zwey ungleich große Hälften, wovon die größere von der Südlich- oder Oberdeutschen, die kleinere aber von der Nördlich- oder Niederdeutschen Sprache beherrschet wird. Die Gränzen, wo sich beyde scheiden, lassen sich nicht allemahl genau angeben, weil sie am Niederrheine, in Hessen, Thüringen, dem Saal-Kreise und der Mark Brandenburg oft sehr genau in einander fließen.

Die südlich-deutsche Sprache ist in Vergleichung mit der nördlichen reicher und ausgebildeter, weil die Cultur in dem südlichen Deutschlande am frühesten erwachte, und daher in dem mittlern Zeitalter hier die

reichsten

reichsten und blühendsten Provinzen bildete. Allein weil diese Cultur noch von der Stütze des einigen wahren und richtigen Geschmackes verlassen war, so behielt diese Ausbildung auch noch viel Rohes und Ungeschlachtes, und da das südliche Deutschland im sechzehenten Jahrhunderte in der Cultur einen Stillstand machte, so blieb die Sprache im Ganzen, was sie war, dagegen das südliche Sachsen den niedergelegten Faden aufhob, und bey seinem raschen Fortschritte in der Aufklärung und Cultur die alte Schriftsprache des südlichen Deutschlandes bis zur heutigen Hochdeutschen ausbildete. Diese südlich-deutsche Sprache fasset wieder viele besondere Mundarten in sich, welche sich nicht bloß auf ganze Provinzen, sondern oft auf jede beträchtliche Gegend in jeder Provinz erstrecken. Außer einigen allgemeinen Eigenheiten, über welche auch N. C. Lynkers diss. de Idiomate Imperiali, Jena 1699. 4. nicht hinaus gehet, ist uns von diesen Mundarten wenig bekannt, **weil das südliche Deutschland in diesem Stücke überaus nachlässig gewesen ist und noch ist, daher unter allen Oberdeutschen Provinzen keine einige auch nur ein erträgliches Idioticon aufzuweisen hat; das folgende wird diesen Satz beweisen.**

Von der Mundart Österreichs und der demselben einverleibten Provinzen, welche eigentlich eine Tochter

der Baierischen ist, aber sich wieder in mehrere Unterarten abtheilet, haben wir weiter nichts, als Johann Heumanns kleines mageres Verzeichniß der von ihm zu Wien bemerkten von dem Hochdeutschen abweichenden Wörter, welches sich in seinen Opusculis S. 692 f. befindet, welches man aber nach Johann Sigm. Val. Popowitschens Verbesserungen in seiner Untersuchung von dem Meere S. 295 f. berichtigen muß. Des letzteren noch ungedrucktes österreichisches Wörterbuch würde diesem Mangel vielleicht abhelfen können. Eben derselbe hat in der gedachten Untersuchung von dem Meere etwas von der Steyermärkischen Mundart.

Eben so übel sind wir in Ansehung der so alten Salzburgischen, Baierischen und Oberpfälzischen Mundarten daran. Von der Baierischen lieferte Joh. Ludwig Prasch ein kleines Verzeichniß einzeler Wörter, welches sich bey seiner Dissert. altera de Germanica Origine linguae Latinae, Regensburg 1689. 4. und daraus in Joh. Heumanns Opusculis, S. 674 f. befindet, und von Popowitschen mit Heumanns Österreichischen zugleich mit berichtiget worden. Eine Probe von 30 Nürnbergischen Provinzial-Wörtern befindet sich in dem Deutschen Museo 1781. St. II. S. 457 f.

Die

Die ehemahlige Alemannische Mundart, die Mutter der heutigen Ober- und Niederschwäbischen, Elsassischen und Schweitzerischen, hat mit allen ihren Unterarten auch nicht einmahl so viel aufzuweisen. Etwas kommt von der Schweitzerischen Mundart in Herrn Andreä Briefen aus der Schweitz vor. Die grammatische Einrichtung der Schwäbischen Mundart läßt sich nebst vielen Provinzial-Wörtern aus dem Deutschen Sprachforscher, Stuttgard 1777 und 1778. 8. erlernen, dessen einzige Absicht dahin ging, diese Mundart dem ganzen Deutschlande wieder zur Schriftsprache zu empfehlen. In den Beyträgen zur critischen Historie der Deutschen Sprache, werden B. 5. S. 277 f. einige Oberschwäbische Wörter zur Erklärung Altdeutscher Schriften angewandt.

Eben so arm ist der ganze mittlere und Niederrhein, wenn ich die Pfälzische Mundart ausnehme, von deren Eigenheiten sich manches aus Herrn Jacob Hemmers Abhandlung über die Deutsche Sprache zum Nutzen der Pfalz, Mannheim 1769. 8. und aus eben desselben Deutschen Sprachlehre, Mannheim 1775. 8. erlernen läßt. Allein ein eigentliches Idioticon hat sie so wenig, als die vorhin genannten Provinzen aufzuweisen.

Das mittlere Deutschland ist nicht reicher. Von den so alten Fränkischen und Thüringischen Mundarten ist mir gar nichts bekannt, obgleich die erstern, und besonders die Hennebergische, sehr viel eigenes haben. Die Schlesische Mundart, welche ein mit Fränkisch vermengtes und mit dem Slavonischen Sprachton aufgestutztes Oberdeutsch zu seyn scheinet, wird man aus Christ. Meisners unter Schurzfleischens Vorsitze, zu Wittenberg, 1705 gehaltenen Disputation, Silesia loquens, nur sehr dürftig kennen lernen, ob sie gleich in den Greifswalder kritischen Versuchen B. 1. S. 254 f. in einem Deutschen Auszuge wieder erneuert worden.

In den neuesten Zeiten hat man die Sprache einer sonst nicht ganz unbekannten südlich-deutschen Colonie in dem Veronesischen und Vicentinischen, deren Alter aber übertrieben wird, wenn man sie noch von den Cimbern herleiten will, ein wenig näher untersucht. Die dahin gehörigen Erläuterungen stehen in Herrn Doct. Büschings Magazine, Th. 6. in eben desselben wöchentlichen Nachrichten, 1777. St. 39. und in dem Deutschen Sprachforscher, Th. 2. S. 221 f.

Weit heller ist es in der Niederdeutschen Sprache, welche sich von der Nordsee an längs den Küsten des Baltischen Meeres bis nach Preussen und Curland erstreckt, und bey allem Mangel der Ausbildung doch viel

Ange-

Angenehmes und Vorzügliches hat. Ein allgemeines Niederdeutsches Wörterbuch haben wir noch nicht, obgleich mehrere daran gearbeitet haben, worunter besonders Gerh. Meiers Sammlungen bekannt sind, welche nach dessen Tode in die Hände des Hamburgischen Bürgermeisters, Anderson, kamen. Indessen kann das Bremisch-Niedersächsische Wörterbuch, dessen ich im folgenden gedenken werde, gewisser Maßen für ein allgemeines Niederdeutsches Idioticon gelten. Diese weitläufige Sprache theilet sich wieder in drey große Hauptmundarten, die Niederländische oder Niederdeutsche im engsten Verstande, die Friesische, und die Niedersächsische oder im gemeinen Leben so genannte Plattdeutsche, deren jede wieder viele besondere Mundarten unter sich begreifft. Bey der Niederländischen und den zu ihr gehörigen Holländischen, Flanderschen, Brabantischen u. s. f. halte ich mich hier nicht auf, und überlasse es daher auch andern zu bestimmen, ob sie nicht vielmehr als eine Unterart der Friesischen angesehen werden müsse.

Die Friesische, eine sehr alte Mundart und ächte Tochter der Angelsächsischen, wird am reinsten in Dithmarsen, außer dem aber in dem westlichen Theile von Schleswig, in Ost- und West-Friesland gesprochen. Sie verdiente wegen ihres Alters und ihrer Eigenheiten

eine sorgfältige Untersuchung; allein es ist noch sehr wenig in diesem Felde geschehen. Heinrich Friedrich Zieglers, ehemahligen Predigers in der Heide in Nord-Dithmarsen, kleines Dithmarsisches Wörterbuch findet sich bey Mich. Richeys Hamburgischen Idiotico, S. 405-430. Von der Sprache der Marschländer wird in Joh. Frid. Camerers Nachrichten von einigen Gegenden in Schleswig und Hollstein, S. 179 f. Nachricht gegeben, und ein Hochzeitsgedicht in dieser Mundart mitgetheilet. Eben daselbst werden, S. 226 verschiedene Proben der Helgelandischen Mundart mitgetheilet. Beyde sind Unterarten der Friesischen. Einige Friesische eigene Nahmen befinden sich in Leibnitzens Collectaneis etymolog. Th. 2. S. 235.

Die Niedersächsische, welche sich selbst die Plattdeutsche nennet, erstreckt sich von dem südlichen Schleswig an durch Holstein, Westphalen, das eigentliche Niedersachsen, Meklenburg, Pommern, Preussen, einen Theil von Liefland und Siebenbürgen, ob sie gleich in diese beyden letzten Provinzen nur durch Colonisation gekommen ist, und daher in denselben auch nicht allein herrschet. Da sie in allen diesen Provinzen nur auf das Volk und die häusliche Gesellschaft eingeschränket ist, indem sie aus den obern Gerichten und Kanzeleyen von der ältern, von den Kanzeln und aus den

feinern

feinern Gesellschaften aber von der neuern Hochdeutschen verdränget worden, so ist sie auch in der Cultur zurück geblieben, und nicht selten ein Gegenstand der Verachtung geworden. S. Bernh. Raupachs unter Franc. Alb. Aepino gehaltene Disp. de linguae Saxoniae inferioris contemtu atque neglectu injusto, Rostock 1704. 4. Ja es suchte sogar in den Nachrichten und Anmerkungen der Deutschen Gesellschaft zu Leipzig St. 3. S. 383. ein Ungenannter zu beweisen, daß es nützlich und möglich sey, die Niedersächsische Sprache allmählig gar abzuschaffen, und dafür die Hochdeutsche einzuführen; ohne zu bedenken, daß wenn solches auch möglich wäre, die Hochdeutsche Mundart eine Sprache der obern Classen ist, welche in dem Munde des Volkes sehr bald wieder zu einer eigenen Mundart hinab sinken würde. Joh. Heinrich Stuß setzte diesem Vorschlage sein Pr. de consilio idiomatis inferioris Saxoniae abrogandi, Gotha, 1781. 4. entgegen. So sehr nun auch diese Mundart von manchen Unkundigen verachtet worden, so hat sie doch die meisten und besten Wörterbücher aufzuweisen, welches ihre vielen und von einander oft sehr abweichende Unterarten vollkommen verdienen.

Die erste Niedersächsische Mundart, welche ein eigenes Wörterbuch erhalten hat, ist die Hamburgische,

welcher der damahlige Professor Michael Richey sein Idioticon Hamburgense, anfänglich nur als eine Gelegenheitsschrift, Hamburg 1743. 4. widmete, selbige aber in seinem Wörterbuche zur Erklärung der eigenen in und um Hamburg gebräuchlichen Niedersächsischen Mundart, Hamburg 1755. gr. 8. beträchtlich erweiterte. Bey diesem nützlichen Buche befindet sich noch, theils eine Dialectologia Hamburgensis, S. 375-404. welche sich doch nur über den so genannten etymologischen Theil der Sprache erstreckt; theils Heinr. Friedr. Zieglers schon erwähnte Sammlung Dithmarsischer Wörter, theils endlich Nachrichten von dem seltenen Theutonista des Gerh. de Schueren, und von dem Catholico des Joh. von Janua und ihren Ausgaben.

Die Holsteinische Mundart hat, so viel ich weiß, gar nichts, und die Westphälische nichts Ganzes aufzuweisen. Allein die letztere hat doch an Joh. Christoph Strodtmanns Osnabrückischen *Idiotica*, Leipzig und Altona 1756. 8. einen schätzbaren Beytrag erhalten, welcher andere Provinzen und Gegenden billig zum Nacheifer hätte aufmuntern sollen.

Von Bremischen und Verdischen Provinzial-Wörtern hatte schon der ehemahlige Amtmann zu Ottersberg im Stifte Bremen, Justus Joh. Kelpius, ein

Ver-

Verzeichniß gesammelt, welches nach seinem 1720 erfolgten Tode in die königliche Bibliothek zu Hannover gekommen ist. Eine Probe davon befindet sich unter dem Titel Specimen Glossarii Chaucici, mit Leibnitzens Anmerkungen, in dessen Collectaneis etymologicis, S. 39. Wir würden es bedauern müssen, daß die ganze Sammlung nicht gemeinnützig gemacht worden, wenn wir nicht das schöne von der Deutschen Gesellschaft zu Bremen gesammelte, und von Hrn. Prof. Eberhard Tiling heraus gegebene Bremisch-Niedersächsische Wörterbuch hätten, welches von 1767 bis 1771 zu Bremen in fünf Bänden in 8 heraus gekommen ist, zum Muster eines brauchbaren Idiotici dienen kann, und gewisser Maßen die Stelle eines allgemeinen Niedersächsischen Wörterbuches vertritt. Es verdienet um so viel mehr zum Muster ähnlicher Arbeiten angepriesen zu werden, da darin bey der Aufsuchung des Stammes und des Ursprunges der Wörter die Klippen glücklich vermieden worden, an welchen die Etymologie so gerne zu scheitern pflegt.

Nach Richey's Versicherung in der Vorrede zu seinem Hamburg. Idiot. hatte der 1750 zu Mutzschen in der Oberlausitz verstorbene Prediger Joh. Christoph Mantzel, welcher aus Güstrau gebürtig war, ein Mecklenburgisches Wörterbuch zum Drucke fertig, welches

nach dessen Tode an dessen Verwandten, den D. Ernst Joh. Friedr. Mantzel zu Rostock kam. Vermuthlich lieget des erstern Arbeit in derjenigen Sammlung und Erklärung Meklenburgischer Provinzial-Wörter zum Grunde, welche der letztere in einer von ihm heraus gegebenen Monathsschrift, deren Titel mir wieder entfallen ist, nach und nach bekannt machte, welche aber, so viel ich mich noch besinne, reich an etymologischen Thorheiten war.

Die Vorpommerische Mundart hatte außer einigen unbedeutenden Bruchstücken und mancher in derselben gedruckten Bücher, nichts ähnliches aufzuweisen, bis Herr Prof. Dähnert zu Greifswald sich ihrer annahm, und diesem Mangel durch sein Plattdeutsches Wörterbuch nach der alten und neuen Pommerschen und Rügischen Mundart, Stralsund 1781. 4. ersetzte. Der Mangel der Ableitung, welchen man an diesem Wörterbuche ausgesetzet hat, wird sich in den meisten Fällen leicht durch das schon gedachte Bremisch-Niedersächsische Wörterbuch ersetzen lassen, in welchem die meisten Pommerschen Wörter ihren Aufschluß finden werden. In der Vorrede wird zu einem ähnlichen Wörterbuche der Hinterpommerschen Mundart von dem Herrn Präpositus Haken zu Stolpe Hoffnung gemacht.

über

Über die Märkische Mundart hat zwar Herr Conrector Moritz, 1781, einige Briefe heraus gegeben; allein das Eigene der Mundart wird dadurch nicht aufgekläret, indem sie theils nur Sprachfehler betreffen, zu welchen sich die Märker, wenn sie Hochdeutsch reden wollen, durch ihre Provinzial-Mundart verleiten lassen, theils mit fremden Gegenständen angefüllet sind, welche noch vieler Einschränkung und Berichtigung bedürfen.

In vielen der bisher genannten Provinzen ist das Niedersächsische nur eine eingewanderte Sprache, welche die ehemahlige Wendische verdränget hat. Am jüngsten ist sie in Preussen, wo sie erst mit den Kreutzherren angekommen ist, und sich hin und wieder mit der alten Landessprache vermählet hat. Ihre Eigenheiten hat Joh. Ge. Bock in seinem Entwurfe eines Preussischen Wörterbuches, Königsberg 1759. 8. gesammelt, wo doch die wenigsten Wörter eigentlich Preussich, die meisten aber allen Niedersächsischen Mundarten gemein sind.

Nicht viel älter ist die Sächsische Sprache in Siebenbürgen, von welcher wir doch wenig Befriedigendes haben, so sehr sie auch einer genauern Untersuchung verdienet. Etwas weniges kommt von ihr vor in Joh. Trösters alt- und neuen Dacien, Nürnberg 1666. 12.

und in Jose. Benkö Transylvania Th. I. S. 466. noch mehr aber in einem Schreiben, in den Wienergel. Zeit. des Jahres 1775, und daraus in den Braunschweig. Anzeigen eben desselben Jahres, St. 93. Nach demselben ist die Sprache so wie die ganze Nation der heutigen Sachsen in Siebenbürgen ein Mischling, welcher aus mehrern zu verschiedenen Zeiten eingewanderten Ober- und Niederdeutschen, besonders aber Sächsischen Colonien, zusammen geschmolzen ist, worein sich nicht selten Wörter aus der alten Landessprache gemenget haben. Es ist daher kein Wunder, daß sie sich wieder in sehr viele Mundarten theilet, welche sich doch auf vier Hauptarten einschränken lassen, die Hermanstädtische Mundart, welche die feinste ist, sich immer weiter ausbildet, und von Zeit zu Zeit eine Menge alter Wörter und Verbindungsarten ableget. Sie ist das Hochdeutsch der Sächsisch-Siebenbürgischen Mundarten, und bestätiget den Satz, daß die Sprache der Cultur und dem Wohlstande folget; indem Hermanstadt die Hauptstadt der Sächsischen Nation ist. Die zweyte Mundart ist die Kronstädtische oder Burzelländische, welche so viel Eigenes hat, daß sie jener oft unverständlich wird; die dritte die Bistritzische, welche nur halb Deutsch seyn soll, und die vierte die Bäurische unter dem Landvolke der übrigen Gegenden,

den, welche an veralteten Deutschen Wörtern vorzüglich reich ist.

Das ist das vornehmste, was wir von unsern Deutschen Mundarten besitzen, denn was hin und wieder gelegentlich in andern Schriften vorkommt, ist selten von vieler Wichtigkeit. Man urtheile nun selbst, ob man bey dieser Armuth wohl im Ernste an ein allgemeines Deutsches Wörterbuch denken könne, wozu seit einiger Zeit so viele Vorschläge geschehen sind. Die Oberdeutschen Mundarten sind für ein solches Wörterbuch die wichtigsten, weil sie mit der Hochdeutschen am nächsten verwandt sind, und gerade von diesen haben wir so viel wie nichts. So lange diese Lücken nicht ausgefüllet sind, und darüber möchte vielleicht noch mehr als ein Menschenalter vergehen, ist mit allen Vorschlägen zu einem solchen Wörterbuche niemanden gedient.

Und nun der Nutzen eines solchen allgemeinen Wörterbuches? — Nun für den gelehrten Sprachforscher würde er allerdings sehr wichtig seyn, weil es ihm die für verlohren gehaltenen Stämme vieler Wörter wieder darstellen, und tausend Dunkelheiten in den alten Deutschen Mundarten aufhellen würde. Aber, das ist denn zuverlässig auch der ganze Nutzen. Glaubt man, wie mehr als einmahl geäußert worden, daß man durch ein solches Wörterbuch die Sprache werde fixieren, oder die

Schrift

Schriftsprache bereichern können, so irret man sehr. Eine lebendige Sprache fixieren wollen ist ein Hirngespinst. Man müßte zugleich die immer fortschreitende Cultur des Verstandes und des Geschmackes fixieren wollen, und das konnten in den vorigen Jahrhunderten weder Bannstrahlen, noch Scheiterhaufen, noch Bettelorden, noch ewige Qualen jenes Lebens, und ein Wörterbuch sollte solche Wunder wirken können? Daß sich aber die Schriftsprache aus den Mundarten weder bereichern noch berichtigen läßt, wird zum Theil schon aus dem ersten Aufsatze des vorigen Stückes erhellen, soll aber zu einer andern Zeit noch deutlicher erwiesen werden.

Das nothwendigste und gemeinnützigste Wörterbuch für jede Nation von einigem Umfange ist allemahl ein Wörterbuch ihrer Schriftsprache, und das besonders um der Provinzialen willen, welche die Schriftsprache ihres Landes nicht aus eigener Erfahrung erlernen können, und doch in dem Geschmacke nicht zurück bleiben wollen. Dieses nutzet allen, ein allgemeines Wörterbuch aber nur wenigen Sprachgelehrten.

4.

Von veralteten Wörtern.

Ich habe in dem ersten Stücke S. 29 behauptet, daß sich eine jede Sprache in dem Fortschritte ihrer Ausbildung nach und nach aller derjenigen Wörter und Verbindungsarten zu entledigen sucht, welche in den jedesmahligen Grad ihrer Cultur nicht passen, und daß es daher unbillig und wider die Absicht der Sprache ist, dergleichen Auswurf mancher Nebenursachen wegen wieder zurück zu rufen, d. i. einmahl veraltete Wörter, Formen und Verbindungsarten wieder in den Gang bringen zu wollen. Es ist nothwendig, diesen Satz ein wenig genauer aus einander zu setzen; um aber nicht zu weitläufig zu werden, werde ich hier bloß bey einzelen Wörtern stehen bleiben, und die Biegungs- und Verbindungsarten bis zu einer andern Gelegenheit versparen.

Diese Erscheinung findet sich nicht allein bey allen alten Sprachen, sondern auch bey allen neuern, und nicht allein bey allen Sprachen, sondern auch bey allen Mundarten, weil jede Mundart ihren eigenen Fortschritt in der Cultur hat, ob er gleich weit langsamer,

unmerk-

unmerklicher und schwächer ist, als der Fortschritt der Schriftsprache jedes Landes.

Daß diese Erscheinung überhaupt von dem unaufhörlichen Fortschritte auf der einen Seite der klaren und deutlichen Erkenntniß, und auf der andern Seite des Geschmackes, herrühret, darf ich hier wohl nicht wiederhohlen; ich will nur die Ursachen angeben, warum eine Sprache und Mundart sich mancher Wörter von Zeit zu Zeit zu entledigen sucht, und dieses besonders an unserer Hochdeutschen Mundart zeigen, weil sie, wie eine jede mit Geschmack ausgebildete Mundart, hierin am bedenklichsten ist. Allein, da diese Ursachen sehr zahlreich sind, oft auch nur dunkel empfunden werden, und daher nach einem beträchtlichen Zeitraume nicht allemahl mehr klar angegeben werden können, so kann ich nur einige der vornehmsten anzeigen, und werde zufrieden seyn, wenn man daraus nur überzeugt wird, daß eine Nation manche Wörter nicht bloß durch einen Zufall, oder aus Nachläßigkeit, oder aus Liebe zu fremden Sprachen veralten läßt, sondern daß sie dazu gute Gründe hat.

Diejenigen Wörter, welche die Hochdeutsche Mundart während ihrer lezten Ausbildung von dem sechzehnten Jahrhunderte an hat veralten lassen, sind von gedoppelter Art, solche, welche schlechterdings und ohne alle

Bedin-

Bedingung ausgestoßen werden, und solche, welche sie nur unter gewissen Bedingungen veralten läßt.

I. Schlechterdings und ohne alle Bedingung entladet sie sich, 1. aller solcher Wörter und Ausdrücke, welche für den jedesmahligen Grad ihres Geschmackes zu niedrig sind, weil sie den beleidigenden Begriff so beleidigend als er ist, darstellen. Die unterste und niedrigste Classe der Wörter dieser Art ist immer die, welche den beleidigenden Begriff zugleich durch eine Onomatopöie ausdruckt. Da ich den Wörtern dieser Art künftig einmahl einen eigenen Aufsatz gewidmet habe, so halte ich mich hier nicht weiter dabey auf, sondern bemerke nur, daß diese Ausstoßung allemahl in den obern Classen zuerst geschiehet, und daß sie sich noch eine Zeitlang in den untern Classen erhalten, allein auch hier nur so lange, bis der Geschmack in denselben so weit verfeinert wird, daß sie das Niedrige und Unanständige in denselben empfinden. Wörter dieser Art kann eine Schriftsprache, so fern sie als Sprache des Geschmackes auftreten will, nie wieder aufnehmen, sondern sie muß den Begriff, wenn sie ihn ja ausdrucken muß, entweder umschreiben, oder durch ein unanstößiges Wort bezeichnen, welches von der beleidigenden Vorstellung ganz frey ist. Ihn durch eine Zweydeutigkeit ausdrucken, ist ein Hülfsmittel des falschen Geschmackes.

2. Aller verstümmelten, oder auf solche Art verkürzten und zusammen gezogenen Wörter, wodurch der noch bekannte Bau des Wortes zerstöret wird. Ich sage der noch bekannte Bau, weil wir wirklich manche auf diese Art verkürzte Wörter haben, welche noch zu der Zeit, ehe die Nation diesen Grundsatz mit Bewußtseyn anwandte, verstümmelt worden, deren wahrer Bau darüber verloren gegangen ist, und doch nicht entbehret werden können, z. B. Amt aus Ambacht; Beicht aus Begicht u. s. f. Dergleichen Wörter gelten nunmehr für Wurzelwörter. Es ist hier nur von solchen die Rede, deren wahre Gestalt noch bekannt ist, daher das Unschickliche dieser Art empfunden werden kann. Da das Eigene der Deutschen Sprache nicht durch Vermischung mit fremden zerstöret worden, so hat sie auch seit ihrer höhern Ausbildung den Grundsatz angenommen, daß der Bau eines Wortes, so fern er noch bekannt ist, folglich die nächste Abstammung, nicht unkenntlich gemacht werden darf, um die möglichst leichte Verständlichkeit nicht zu stören. Veralte Wörter dieser Art sind, gan für gemein, z. B. Ganerbe, Kaul für Kugel, kaulich für kugelig, sinemahl für sint dem Mahle, sothan für so gethan, welches, weil es eine harte Figur enthält, gleichfalls veraltet ist; ferner, das Oberdeutsche Urfahr für Überfahrt,

fahrt, das zu Luthers Zeiten noch gangbare waser für was für, haussen für hier anßen, nein für hinein, rum für herum, naus für hinaus. Dahin gehören auch die eigenen Nahmen, welche so sehr verkürzt sind, daß der Bau des Wortes zerstöret, folglich die möglichst leichte Verständlichkeit gehindert wird, welche in der Hochdeutschen Mundart, als einer edlern Schriftsprache veraltet sind, und nur noch in den gemeinen Sprecharten und Provinzen leben, wie Franz für Franciscus, Heinz für Heinrich, Kunz für Conrad, Hans für Johann u. s. f. es sey denn, daß ein solcher Nahme unter seiner vollständigen Gestalt nicht mehr üblich wäre.

II. Manche Wörter veralten nur unter einer gewissen Bedingung, und diese ist denn allemahl die, wenn man ein besseres Wort an dessen Stelle hat, welches in dem gewöhnlichen Sprachgebrauche mit demselben gleich bedeutend ist. Ich sage, in dem gewöhnlichen Sprachgebrauche, weil es im schärfsten etymologischen Verstande eigentlich keine Synonyma gibt, wohl aber dem Sprachgebrauche nach, wo der Nebenbegriff, welcher die Bedeutung zweyer scheinbaren Synonymen scheidet, oft nicht mehr empfunden wird. So vortheilhaft in einer Sprache Wörter sind, welche jeden Begriff nach allen Graden der Stärke und Schwäche und mit aller-

ley Nebenbegriffen ausdrucken, wenn selbige nur nicht unter ihrer Würde sind, so unnütz sind ihr solche, deren Unterscheidungsmerkmahle schon so unkenntlich geworden sind, daß sie in der gewöhnlichen Sprache mit andern für gleich bedeutend gelten, weil sie die allgemeine Verständlichkeit mehr stören, als befördern. Sie sucht sich daher aus dem dunkelen Gefühle dieses Übelstandes in solchen Fällen allemahl des schlechtern Wortes zu entladen. Das schlechtere Wort ist:

1. Dasjenige, welches zweydeutig ist, und entweder mit einem andern ganz verschiedenen Worte gleich lautet, oder doch mehrere Bedeutungen hat, da man denn diejenige Bedeutung, für welche man einen bessern Ausdruck hat, nach und nach veralten lässet. In diese Classe gehören sowohl die meisten jetzt veralteten Wörter, als auch die meisten veralteten Bedeutungen noch gangbarer Wörter. Nur ein Paar zur Probe: Abendmahl für Abendmahlzeit, um der Zweydeutigkeit mit der gottesdienstlichen Bedeutung willen; aber für wiederum, um es nicht mit der Conjunction aber zu verwechseln; Acht, Verfolgung, weil Acht auch Aufmerksamkeit bedeutet; after für nach, weil es auch die Bedeutung des Unächten hat, daher ist auch afterreden, Böses nachreden oder verläumden, veraltet; bar für bloß, daher für das nie-

drige

drige barfuß lieber ungeschuhet, oder mit bloßen Füßen; bauen für wohnen, weil es auch aedificare bedeutet; Bauer für Bürger; beissen für fallen oder sinken; Dank für Gedanke und praemium; dicht für nahe; Ding für Gericht; dürfen, sich unterstehen; durstig für kühn; endelich für eilfertig, um es nicht mit endlich zu verwechseln, vielleicht auch wegen seines dunkelen Baues; Eigenschaft für Würde; einfältig für einfach; eitel für lauter; entsprechen für gemäß seyn, übereinstimmen, weil die Vorsylbe ent in allen übrigen Fällen entgegen gesetzte Bedeutungen hat, daher man Mißdeutung zu vermeiden dieses Wort hat veralten lassen, zumahl da der ganze Bau des Wortes dunkel ist, und jetzt denkt man Wunder, was man für einen Fund gethan hat, wenn man dieses längst ausgemusterte Wort wieder hervor sucht; gemäß seyn, angemessen seyn, übereinstimmen u. s. f. drucken den Begriff weit klärer und bestimmter aus. Ferner, Farbe, sowohl für Blut als Liveree; faul für unrein; frohn für heilig; das Frommen für der Nutzen; Gast, ein Fremder; Gefühl für Rauchwerk von Fell; Gicht sowohl für Bekenntniß als Gang; Gift für Gabe; heil für ganz; krank für schwach; Kummer für Arrest; kürzlich für neulich oder vor kurzem; ob für über und auf, so auch obhaben, obhanden, Obhut

u. s. f. schlecht für gerade; schlimm für schief; Schimpf für Scherz; schrecken für springen; Schweiß für Blut; so, als ein Relativum, außer im höchsten Nothfalle zur Abwechselung; sonder für ohne; Span für Streit; Strauß für Kampf; Wandel für Fehler; weben für sich bewegen. Und tausend andere Wörter und Bedeutungen dieser Art mehr. Besonders,

2. wenn ein vieldeutiges Wort auch häufig von unedlen Gegenständen gebraucht wird, und dadurch einen unedlen Nebenbegriff bekommt, da man es denn in den edlern Fällen veralten läßt; z. B. Gesell, Gespan, Knecht, Schalk, werden auch häufig von niedrigen Personen gebraucht, Schalk hat gar eine nachtheilige Bedeutung bekommen, daher sind sie in den edlern Bedeutungen Edelknecht, Adelschalk u. s. f. veraltet. Eben das gilt von Frauenvolk, Frauenmensch, und hundert andern.

3. Wenn der Bau eines Wortes dunkel, und daher die Bedeutung schwankend und unbestimmt ist, daher man es veralten läßt, wenn man ein bestimmteres an dessen Stelle hat. Dahin gehören sowohl Stamm- und Wurzelwörter, deren eigentlicher Begriff wegen ihres hohen Alters dunkel und unbestimmt ist, zumahl wenn sie wenige oder gar keine Verwandte und Ableitungen haben, z. B. hehr, hoch, heilig, Kebs, Scheuer,

ein Becher, Dod für Pathe, firn, vorjährig, Schemen, der Schatten, heim, bald für dreist, kühn, tapfer, verwegen, keck, frech, für welche viele Begriffe, welche sich alle in diesem Worte vereinigen, und es dadurch schwankend machen, man jetzt bestimmtere Ausdrücke hat; der Gehren, Falte, Zwickel, Schoß u. s. f. bider für nützlich, fromm, rechtschaffen, tugendhaft, tapfer, wie schwankend und vieldeutig, aber zugleich wie dunkel! Nur ein Freund dunkeler Begriffe kann diesem mit Recht veralteten Worte den Vorzug vor bestimmtern geben. Ferner, köhren, kiesen für wählen, Mage, ein Verwandter, Schnur, Sohnsfrau, Schwiegertochter, auch wegen Zweydeutigkeit u. s. f. Als auch abgeleitete, deren Stamm- und Wurzelwort dunkel und schwankend ist: äffern, wiederhohlen; ächt, link; oder wenn zugleich die Ableitungssylbe alt und dunkel ist; Leumund, Heimath, Eiland; oder wenn die Bedeutung aus dem Baue und der Ableitung nicht ersichtlich, folglich dunkel und schwankend ist: zwier für zweymahl, Reisig, Sippschaft, Kasching für Fastnacht, Deube für Diebstahl, dienstlich sowohl für dienlich als dienstbeflissen, Ehehaft, ein Allodium, und rechtmäßig, Ehehalte, Brödling, gehaben, entohingen für berauben, Eigener für Eigenthümer, gehehlen, Seher für Prophet. Dahin auch solche Zusammensetzungen,

wo der verlangte Begriff nicht aus der Zusammensetzung ersehen werden kann: Gottesdieb für Kirchenräuber, Wendelstein für Wendeltreppe, wahrschauen für warnen, abmahnen, lustwandeln, Feldflucht, Desertion, feldschön, in der Ferne schön, fürbaß, Sichermahl, wornach man siehet, d. i. zielet, schönfahren, behutsam verfahren.

4. Wenn der Bau mangelhaft oder nicht ausgebildet ist, folglich die Bedeutung nicht so bestimmt ausdruckt, als das abgeleitete oder mehr ausgebildete Wort: baß für besser, Fahr für Gefahr, befahren für befürchten, auch wegen Zweydeutigkeit, Drang für Drangsal, fertigen für verfertigen, gehren für begehren, letzen für verletzen, Wand für Gewand, söhnen für versöhnen, traut für vertraut, festen für befestigen, inner für innerhalb, Mahl für Mahlzeit u. s. f.

5. Wenn der Bau irregulär und abweichend ist, und man Wörter von gleichförmigern Baue dafür hat: gelahrt für gelehrt, Gelahrheit für Gelehrsamkeit, Inbiß für Anbiß und dieß für Frühstück, lobesam, männiglich, Liberey für Bibliothek, ein Zwitter von einem verunstalteten Lateinischen Worte mit einer Deutschen Ableitungssylbe. Hierher gehöret auch das in den gemeinen Sprecharten so übliche Pronomen der Identität, der nähmliche, für eben derselbe, welches

die

die edlere Hochdeutsche Mundart aus mehr als einer Ursache hat veralten lassen; sowohl um der Zweydeutigkeit willen mit dem Umstandsworte nähmlich, als auch wegen seines dunkelen und abweichenden Baues; eben derselbe sagt den Begriff weit bestimmter und edler als der nähmliche, welches nicht einmahl eine größere Kürze für sich aufzuweisen hat.

6. Wenn sich in einem Worte ein unnützer Überfluß befindet. Geleben sagt nichts mehr als leben, geruhig und geruhsam, nichts mehr als ruhig, enhinter nichts mehr als hinter. In den Verbis mit auser — und auser — ist die eine Vorsylbe überflüssig, daher sind die meisten damit zusammen gesetzten Verba veraltet, und die noch gangbar sind, sind es nur unter gewissen Umständen. In lobpreisen und Liebreitz ist die erste Hälfte überflüssig. Löbelich für löblich, dannenhero für daher, sind ohne Noth verlängert. In dem Oberdeutschen nicht nur allein für nicht nur oder nicht allein ist die eine Partikel zu viel.

7. Wenn sich die Sache selbst oder der Begriff davon geändert hat. Allemahl veraltet der Nahme derselben alsdann nicht, aber doch oft, und vornehmlich alsdann, wenn man ein besseres an dessen Stelle hat. Schorstein bedeutet eigentlich den Herd oder flachen

Stein, welcher anstatt des Herdes dienet, und kann nur sehr uneigentlich das bedeuten, was es jetzt bedeuten muß. Als man das etwas bessere Feuermauer dafür aufnahm, so fängt es an in der edlern Sprech- und Schreibart zu veralten, und lebt nur noch in der mittlern und niedern. Ungeld, Unpflicht bedeuten eigentlich freywillige Abgaben, zu welchen man nicht verpflichtet seyn wollte, daher man diese Bedingung sorgfältig durch den Nahmen selbst aufbehielt. Allein seitdem sich die Begriffe geändert haben, und die Abgaben eine der ersten Pflichten des bürgerlichen Lebens geworden sind, so sind auch diese Nahmen veraltet. So auch Pfahlbürger, Landsknecht, Fußknecht, Morgensprache, Krebs für Harnisch u. s. f. weil sich entweder die Sachen selbst oder doch die Begriffe davon geändert haben. Dahin gehören auch alle Kunstwörter der alten Gerichtsverfassung, des Kriegeswesens u. s. f. welche größten Theils untauglich wurden, und folglich veralten mußten, als durch Einführung des Römischen Rechts, und der Französischen Kriegesverfassung die Dinge selbst und die Begriffe davon sich änderten.

* * *

Es gibt noch mehrere Ursachen, warum die Sprache manche Wörter von Zeit zu Zeit ausmustert, z. B. ein

belei-

beleidigender Nebenbegriff, ein Nebenbegriff, welcher zum Nachtheil des Hauptbegriffes zu sehr hervor sticht, besonders wenn er zu nahe an die Onomatopöie gränzt, wie in heischen und andern mehr. Allein, die angeführten sind hinlänglich, uns zu überzeugen, daß eine Sprache, wenn sie sich mit Geschmack und Bewußtseyn ausbildet, ihre gegründeten Ursachen hat, ihren Reichthum von Zeit zu Zeit zu mustern, und das Fehlerhafte, überflüssige und minder Taugliche auszustoßen. Ich will daher diesen Aufsatz mit einigen allgemeinen Bemerkungen beschließen.

1. Man vergesse nicht, daß diese Ausstoßung bey den Wörtern der zweyten Classe nur bedingungsweise geschiehet; nähmlich, wenn man ein besseres und schicklicheres an dessen Stelle hat. Sonst könnte man leicht den Einwurf machen, daß es noch Wörter dieser Art genug in der Sprache gebe, und da man diese ohne Anstoß gebrauche, so müßten auch jene ohne Tadel seyn. Es gibt freylich noch sehr viele Wörter aller Art, welche vor den veralteten nichts voraus haben. Allein da sie sich durch kein besseres gleich bedeutendes Wort ersetzen lassen, so behält die Sprache sie so lange bey, bis einmahl ein schicklicheres an ihre Stelle treten kann. Das Bedürfniß, seine Begriffe andern verständlich zu machen, ist die erste Absicht der Sprache, und die Be-

friedigung dieses Bedürfnisses mit Geschmack nur die zweyte.

2. Diese Ausmusterung eines minder tauglichen Wortes geschiehet nur nach und nach, weil ein Sprung nirgends weniger Statt findet, als in den Sprachen. Zuerst geschiehet sie in den obern Classen, und hier zuerst in der höhern und edlern Schreibart, weil hier der Geschmack immer am feinsten ist; daher sich das ausgeworfene Wort noch eine Zeitlang in den mittlern und untern Classen erhält, und alsdann vertraulich, niedrig u. s. f. genannt wird. Verbreitet sich der Geschmack immer mehr in den mittlern und untern Classen, so daß ein solches Wort auch hier nach und nach verdränget wird, so veraltet es alsdann in der Schriftsprache völlig, und lebt nur noch eine Zeitlang in den Provinzen. Das Wort Schlacht ist nach einer sehr alten Analogie von schlagen gebildet, und in so fern an und für sich untadelhaft. Allein, weil die Sprache diese Analogie längst wieder verlassen hat, wenigstens keine neue Wörter mehr nach derselben bilden kann, und es wegen der Ähnlichkeit mit schlachten einen widrigen Nebenbegriff hat, so fängt es bereits an, in der edlern prosaischen Schriftsprache seltener zu werden, zumahl da man dafür das Wort Treffen hat, welches den Begriff ohne den anstößigen Nebenbegriff ausdruckt.

Indessen

Indessen läßt sich darum noch nicht behaupten, daß das Wort unedel sey, daher die Dichtung sich dieses Wortes ohne Anstoß bedienen kann, weil eben dieser Nebengriff ihrer Absicht angemessen ist, und dem Ausdrucke eine gewisse Kraft gibt. Allein für die kaltblütige Prose, welche belehren und überzeugen, nicht aber durch Nebenbegriffe täuschen soll, ist Treffen schicklicher als Schlacht. Scharmützel ist ein zusammen gesetztes Wort von irregulären Baue, dessen einzele Theile verunstaltet sind, und daher den Begriff verdunkeln. Die edlere Schreibart hat es daher schon längst veralten lassen, zumahl da sie es durch Gefecht ersetzen kann, welches einen weit klärern Begriff gibt.

3. Wenn sich eine Sprache eines oder des andern Wortes aus einer ihrer Schreibarten entladen hat, so verräth es Mangel der feinen Empfindung, ihr selbiges wieder aufdringen zu wollen. Noch unbilliger und tadelhafter ist es, solche Wörter in den Gang bringen zu wollen, welche die Schriftsprache schon längst völlig bey Seite gelegt hat. Die Hochdeutsche Mundart hat anheben und beginnen völlig veralten lassen, weil sie nichts mehr und nichts weniger sagen, als anfangen, und also drey verschiedene Nahmen für einen und eben denselben Begriff ein fehlerhafter Überfluß sind. Daß sie gerade diese beyden Wörter veralten ließ, hatte sei-

ne Ursachen. In anheben sticht die physische Bedeutung zu sehr vor, und beginnen ist nach einer längst veralteten Form von einem längst veralteten Wurzelworte gebildet, druckt also den Begriff nur sehr dunkel aus. Man handelt also wider die Absicht der Sprache, wenn man diese Wörter wieder aufzuführen sucht, zumahl da keine begreiffliche Ursache dazu vorhanden ist.

Eben so verhält es sich mit dem längst veralteten Worte Minne, welches man seit einiger Zeit ohne alle begreiffliche Ursachen wieder aufzuwärmen sucht. Wäre es auch wirklich mit Liebe gleich bedeutend, so wird es schon darum unnütz und überflüssig, weil zwey einerley sagende Nahmen von einem und eben demselben Begriffe in jeder Sprache ein Fehler sind. Allein es läßt sich leicht zeigen, daß es um viele Grade tiefer stehet, als Liebe, daher die Hochdeutsche Mundart es mit Recht hat veralten lassen, und es jetzt auf keine Weise wieder aufnehmen kann. Ich will mich nicht auf den unanständigen Nebenbegriff berufen, welchen dieses Wort durch den Mißbrauch der spätern Dichter des Schwäbischen Zeitalters bekam, und welcher vermuthlich die nächste Ursache war, warum schon die ältere Hochdeutsche Schriftsprache es veralten ließ, weil man leicht dagegen einwenden könnte, daß es diesen Nebenbegriff in der langen Zeit, in welcher es nicht

gebraucht

gebraucht worden, längſt abgeleget hat. Schon ſeinem Baue nach gehöret es unter diejenigen Wörter, welche die feinere Mundart allemahl ableget, wenn ſie beſſere an ihre Stelle hat. Es iſt ſeiner Form nach ein verkleinerndes Intenſivum von einem unbekannten und längſt veralteten Stamme. Die Dunkelheit des Stammes macht, daß es den Begriff nur äußerſt dunkel und ſchwankend ausdrucken kann, die verkleinernde intenſive Form aber gibt demſelben einen kleinlichen und gewiſſer Maßen kindiſchen Nebenbegriff, der hier der herrſchende iſt, weil bey der Dunkelheit des Stammes gar kein Grundbegriff vorhanden iſt. Ganz anders verhält es ſich mit Liebe, deſſen Adel noch ganz unbefleckt iſt, welches weder durch ſeine Form noch durch den Gebrauch einen entehrenden Nebenbegriff erhalten hat, und deſſen Grundbegriff in einer Menge abgeleiteter Wörter lebt, der daher nicht verfehlet werden kann. Einem ſolchen Worte das geſchmackwidrige Minne vorziehen zu wollen? Und nun das doppelt verwerfliche Minneſinger, deſſen zweyte Hälfte bey nahe eben ſo viel wider ſich hat, weil Singer für Dichter nicht allein ungebräuchlich iſt, ſondern auch einen verächtlichen Nebenbegriff gewähret?

5.

Von Deutschen Monathsnahmen.

Carl der große führte bey seinen Franken Deutsche Monathsnahmen ein, weil sie bis dahin entweder die feinere Eintheilung des Römischen Kalenders nicht kannten, oder höchstens alte noch aus dem Heidenthume herstammende Nahmen hatten. Diese Nahmen wurden nach und nach entweder ganz oder mit geringen Veränderungen in allen Deutschen Provinzen angenommen, und in vielen sind sie noch üblich. Nur die heutige Hochdeutsche Mundart legte selbige, als sie sich mit Geschmack auszubilden anfing, wieder bey Seite, und nahm dagegen die Römischen Nahmen auf. In dem Deutschen Museum, Jan. 1781 wird dawider geeifert, die Einführung der Römischen Nahmen für eine thörichte, von allem Menschenverstande entblößte Neuerung erkläret, und allen Musen-Almanachen, Kalendermachern u. s. f. auf das dringendste eingeschärft, die alten Deutschen Nahmen wieder gangbar zu machen. Es ist der Mühe werth, die Ursachen aufzusuchen, welche die Hochdeutsche Mundart haben mochte, daß sie bey ihrer Ausbildung diese Nahmen veralten ließ.

Die

Die von Carln dem großen eingeführten Nahmen lauten nach unserer heutigen Mundart so:

Januar,	Wintermonath.
Februar,	Hornung.
März,	Lenzmonath.
Aprill,	Ostermonath.
May,	Wonnemonath.
Junius,	Brachmonath.
Julius,	Heumonath.
August,	Erntemonath.
September,	Herbstmonath.
October,	Weinmonath.
November,	Windmonath.
December,	Heiligen- oder Christmonath.

Ich will hier nicht untersuchen, wie fern die in den Deutschen Nahmen enthaltenen Begriffe sich auf jeden Theil des Jahres, dem sie beygeleget worden, schicken, und ob sie auf ganz Deutschland passend sind, ob z. B. die Ärnte in dem südlichen, so wie in dem nördlichen Deutschlande in dem August geschiehet; weil solches zum Theil schon in einem andern Aufsatze eben dieses Musei, in May 1781 geschehen. Ich will die Sache vielmehr aus einem andern Gesichtspuncte ansehen.

Siehet man diese Nahmen nur flüchtig an, so muß es so gleich auffallen, daß sie ein wunderbares Gemisch von Naturerscheinungen, kirchlichen Angelegenheiten, moralischen Wirkungen und häuslichen Beschäftigungen enthalten. Schon das macht sie verwerflich und ungeschickt, gleichartige Theile eines und eben desselben Ganzen zu bezeichnen. Mag es doch seyn, daß die Römischen Nahmen im Grunde nichts besser sind. Sie sind uns fremd, daher wir an ihre eigentliche Bedeutung nicht mehr gedenken, sondern sie völlig als eigene Nahmen ansehen und behandeln. Das gilt aber nicht von den Deutschen, welche allgemeine Begriffe bezeichnen, die bald aus der Kirche, bald von dem Felde, bald von den Empfindungen, bald aus der Luft, u. s. f. hergenommen sind, und noch dazu nicht allemahl auf den individuellen Theil des Jahres passen, welchen sie bezeichnen sollen. Das empfand man bey der Ausbildung der Hochdeutschen Mundart dunkel, und daher ward dieser Umstand eine der Ursachen, warum man diese Nahmen wieder bey Seite legte. Aber es war nicht die einige.

Brachmonath, Heumonath, Ärntemonath, Weinmonath, sind vier aus den ländlichen Beschäftigungen hergenommene Nahmen, und obgleich diese Beschäftigungen an und für sich nothwendig und edel sind, so

sind

sind sie doch jetzt untauglich, Nahmen für die obern Classen herzugeben, welche an diesen Beschäftigungen keinen Theil haben, und in Rücksicht auf welche sie unedel sind. Nun ist aber die Hochdeutsche Schrift- und feinere Gesellschaftssprache die Mundart der obern Classen, deren feiner Geschmack beleidiget wird, wenn Theile des Jahres nach Arbeiten benannt werden sollen, welche weit unter ihr sind. Man müßte den Werth des verfeinerten Geschmackes und dessen Gewalt über die Sprache ganz verkennen, wenn man diese Ursache mißbilligen könnte.

„Hornung, sagt der Verfasser des oben gedachten „Aufsatzes, ist heut zu Tage nicht viel verständlicher als „Februarius, und doch ist diese von allen Carolingi„schen Benennungen der Monathe fast noch am ge„bräuchlichsten.“ Eben diese Unverständlichkeit macht es, daß er am gebräuchlichsten ist, weil er zu einem eigenen Nahmen am schicklichsten ist. Wenn der Nahme eines individuellen Dinges dessen unterscheidende individuelle Merkmahle nicht bestimmt ausdrucken kann, welches denn immer nur selten der Fall ist, so ist ein dunkeler, unverständlicher Nahme immer bequemer als ein verständlicher, weil dieser einen falschen Begriff gibt, jener aber ein wahrer eigener Nahme ist, bey welchem wir uns das dadurch bezeichnet Ding anschauend vor-

ſtellen. Eben um deßwillen zog die neuere Hochdeutſche Mundart die Römiſchen Nahmen der Monathe den Deutſchen vor, weil jene zu eigenen Nahmen bequemer ſind, dieſe aber einen für die höhern Claſſen unedlen, wenigſtens ſehr gleichgültigen Begriff gewähren.

Eben dieſe Urſachen haben alle Europäiſchen Sprachen, welche ſich nach den höhern Graden des Geſchmackes ausgebildet haben, bewogen, ſich der einheimiſchen Nahmen, wenn ſie deren hatten, zu entledigen, und dafür die Römiſchen anzunehmen. In den Volksſprachen mögen die einheimiſchen Nahmen, wenn ſie paſſend genug ſind, immer nützlich ſeyn, allein für die höhere Geſellſchaftsſprache ſind ſie beleidigend, und ſie wird ſie nie wieder aufnehmen können, wenn ſich auch alle Muſen-Almanache in den Provinzen für dieſe abgewürdigten Nahmen erklären ſollten.

6.

Der Sprachgebrauch gilt mehr, als Analogie und Regeln.

Alle Schriftsteller, von dem Horaz an bis auf Gottscheden, haben die unumschränkte Gewalt des Sprachgebrauches eingesehen, und ihn für den ersten und obersten Gesetzgeber in jeder Sprache erkannt. Erst in den neuesten Zeiten hat man angefangen, sich seiner Herrschaft zu entziehen, und ihm die Analogie, allgemeine Regeln, und, um das Maß der Verirrungen recht voll zu machen, wohl gar die Etymologie vorzuziehen, die doch, wenn man die nächste Etymologie ausnimmt, in allen Sprachen immer am wenigsten zu gebiethen hat.

Es ist dieser sonderbare Satz, welcher die ganze Ordnung der Dinge umkehret, und in den Sprachen tausend Verwirrungen verursachen muß, und in der Deutschen wirklich verursacht hat, zuerst in den Provinzen behauptet worden, und zwar von solchen, welche allerley Neuerungen in der Sprache durchzusetzen suchten, und da sie sahen, daß der Hochdeutsche Sprachgebrauch ihnen entgegen war, dessen Ansehen zu untergraben an-

fingen. Sich immer auf Analogie und allgemeine Regeln berufen, hatte den Anschein der Gründlichkeit, daher sich auch wohl solche dadurch verleiten ließen, welche keine Neuerungen geltend zu machen hatten, aber doch aus einer übel verstandenen Liebe zur Sprachrichtigkeit jenen beypflichteten, und den Sprachgebrauch der Analogie und Regel zu unterwerfen suchten.

Den ersten Anlaß zu diesem Irrthume gab das Vorurtheil, daß unser heutiges Hochdeutsch eine ausgehobene Sprache sey, welche das beste und allgemeinste aller Provinzen in sich vereiniget. Fand man nun etwas, was dem Scheine nach minder gut und allgemein war, so war es bey der Aushebung übersehen worden, und jedermann hatte Fug und Macht es zu bessern, und so war denn des vorgegebenen Besserns kein Ende, bis sich endlich die Sprache unter den Händen mancher ausschweiffender Verbesserer dieser Art gar nicht mehr ähnlich blieb. Ich habe dieses Vorurtheil in dem vorigen Stücke hoffentlich überzeugend widerlegt, und da der erst gedachte Irrthum unmittelbar darauf gepfropft ist, so fällt er auch von selbst hinweg, daher ich einer besondern Bestreitung desselben überhoben seyn könnte. Allein, da vielleicht nicht jedermann das enge schwesterliche Band zwischen beyden Irrthümern einsehen möchte, so ist es der Mühe werth, auch den zweyten in sei-

ner Blöße darzustellen. Es ist solches sehr leicht; man darf sich nur die Begriffe ein wenig deutlich machen, so zeigt sich der ganze Satz in seiner wahren Gestalt, als ein Hirngespinst.

Die Analogie oder Sprachähnlichkeit ist das übereinstimmige Verfahren in ähnlichen Fällen, und Regeln sind verbindliche Vorschriften, welche aus diesem bemerkten übereinstimmigen Verfahren hergeleitet werden. So ist z. B. der übereinstimmige Gebrauch, das Substantiv in den Accusativ zu setzen, wenn die Wirkung eines Verbi auf dasselbe unmittelbar und ohne einen Umweg gedacht werden muß, die Analogie, und die darauf gegründete verbindliche Vorschrift, das Substantiv in solchen Fällen allemahl in den Accusativ zu setzen, die Regel. So weit wären wir nun endlich wohl alle einig; aber nun weiter.

Gibt es für jeden ähnlichen Fall nur ein einiges mögliches übereinstimmiges Verfahren, oder gibt es deren mehrere? Gäbe es nur ein einiges, folglich auch nur eine einige Analogie, so müßte es auf der ganzen weiten Welt Gottes nur eine einige Sprache geben, und diese müßte von der Schöpfung an zu allen Zeiten unverändert geblieben seyn. Doch das ist eine Ungereimtheit, die von selbst wegfällt, weil der Augenschein sie widerlegt.

Gibt es aber für jeden ähnlichen Fall oder jede ähnliche Art von Fällen mehrere Analogien, wie es denn schlechterdings mehrere geben muß, weil es sonst nicht so viele verschiedene Sprachen, und in jeder nicht so viele verschiedene Mundarten geben könnte: so ist unter diesen mehreren Analogien entweder nur eine die wahre und richtige, oder sie sind alle in ihrer Art gleich wahr und gleich richtig. Der erste Satz ist wieder eine Ungereimtheit, weil daraus folgen würde, daß unter allen Mundarten einer Sprache nur eine die wahre und richtige, und unter allen Sprachen in der Welt nur eine einige die wahre und richtige seyn kann, und alle übrigen unrichtig und verwerflich seyn müssen. Alles das, worin Sprachen und Mundarten von einander abweichen, sind nichts anders als so viele verschiedene befolgte Analogien, von welchen jede in ihrer Art gleich wahr und richtig seyn muß, weil sonst die obige Ungereimtheit von dem ausschließenden Daseyn einer einigen richtigen Sprache zum Nachtheil aller übrigen daraus folgen würde.

Die übereinstimmige Gewohnheit eines Volkes nun, in jeder Art ähnlicher Fälle einer Analogie mit Ausschließung aller übrigen zu folgen, macht dessen Sprachgebrauch aus. Dieser zeigt mir die Analogie, welcher ich folgen muß, wenn ich meinem Volke verständ-

lich seyn will. Man urtheile nunmehr selbst, ob er der Analogie unterworfen seyn kann, und ihr nachstehen muß.

Da unsere Sprach-Reformatores nichts so sehr hassen, als Deutlichkeit der Begriffe, weil diese ihre Verirrungen sogleich in das Licht setzen würde, so weiß ich nicht, ob sie alle diesen Begriff mit dem Ausdrucke Sprachgebrauch verbunden haben. Die meisten hatten von ihm gewiß eben so wenig einen deutlichen Begriff, als von Analogie und Sprachregel, weil ihnen sonst die Ungereimtheiten, welche aus dem obigen Irrthume folgen, nothwendig hätten auffallen müssen.

Daß aber ein Volk bey Einrichtung und Ausbildung seiner Sprache unter mehrern möglichen Analogien für jeden Fall der einen Analogie vor allen übrigen den Vorzug gab, rührete daher, weil es sie lebhafter empfand, als alle übrigen; daß es sie aber lebhafter empfand, und so allgemein empfinden mußte, als zu einer Sprache erfordert wird, hat seinen Grund wieder in den individuellen Umständen jedes Volkes, welche sich nach einem langen Zeitraume immer fortschreitender Cultur nicht allemahl wieder angeben lassen. Wer sagt uns jetzt die Gründe, warum wir dieß Wort männlichen Geschlechts nach dieser und ein anderes ähnliches nach einer andern Declination beugen? warum wir dieß

Verbum regulär, und ein anderes irregulär conjugiren? Die verschiedenen Declinationen und Conjugationen, sind, so wie alle übereinstimmige Veränderungen in den Sprachen, nichts anders, als so viele verschiedene Analogien, deren jede in ihrer Art und überhaupt betrachtet, gut und richtig ist, und dennoch hängt es für jeden einzelen Fall oder für jede einzele Art von Fällen bloß von dem Sprachgebrauche ab, welche Analogie befolget werden muß.

Da nun der Sprachgebrauch bey dem Vorzuge, welchen er der einen Analogie vor der andern gab, seine guten und triftigen Ursachen hatte, weil doch ein Grund vorhanden seyn mußte, warum er sie lebhafter empfand, als andere, so folget daraus, daß er kein Tyrann ist, man mag nun darunter einen willkührlichen Despoten, oder einen unrechtmäßigen Beherrscher verstehen. Er ist der einige natürliche Gesetzgeber, weil ohne ihn kein anderer möglich ist, und die Analogie, wenn sie nicht von ihm fixieret würde, so in der Irre umher schweiffen müßte, daß die Absicht der Sprache, von seinem Volke verstanden zu werden, gänzlich verfehlet werden würde.

Es gibt gewisse Analogien, welche sich selbst so leicht aufdringen, daß man sie bey allen sowohl ältern als neuern Völkern wieder findet. Z. B. nachdem man einmahl allen selbständigen Dingen ein von den Thie-

ren entlehntes Geschlecht beygelegt hatte, so war es eine sehr leichte und auffallende Analogie, allen solchen Dingen, welche man männlich dachte, das männliche Geschlecht beyzulegen. Allein so leicht sie war, diese Analogie, so schwankend und unsicher war sie in der Anwendung. Warum? Warum anders, als weil ihr in jedem einzelen Falle eine andere Analogie in den Weg trat. Wenn sich der Grieche und Lateiner den Mond weiblich, und die Sonne männlich dachten, so dachte sich der Deutsche jenen männlich und diese weiblich. Daß aber jedes Volk sie so und nicht anders dachte, rührte denn doch von nichts anderm her, als weil dieses diese, jenes aber eine andere Analogie lebhafter empfand. Welche von beyden war die wahre und richtige? Ohne Zweiffel sind sie alle beyde wahr und richtig, weil sie ihre Absicht erfüllen. Aber welche ist in jeder Sprache die einige wahre und richtige? Wenn das nicht der Sprachgebrauch entscheiden soll, so weiß ich wahrlich nicht, wer es entscheiden soll.

Wenn in einer Sprache oder Mundart in jeder Art einzeler Fälle mehrere Analogien gleich häufig, oder bey nahe gleich häufig, befolget werden, so machen sie eben so viele besondere Regeln aus. So sind z. B. die sechs Hochdeutschen Declinationen der männlichen und sächlichen, und die zwey Declinationen der weiblichen

Wörter so viele verschiedene Analogien, und so fern sie als verbindliche Vorschriften betrachtet werden, auch so viele Regeln. Ist aber in einer Art ähnlicher Fälle die eine Analogie in den meisten Fällen herrschend, und eine andere oder mehrere andere werden nur in wenigen Fällen beobachtet, so macht jene die Regel, diese aber werden Ausnahmen von der Regel. Daher der so alte als wahre Satz, daß keine Regel ohne Ausnahme ist, weil immer eine Analogie eine andere entgegen stehende neben sich hat, welche in einzelen Fällen klärer empfunden wird, als jene. Da nun der Sprachgebrauch die Analogien überhaupt leitet, und nicht allein für jede Art einzeler Fälle, sondern oft für jeden einzelen Fall bestimmt, so ist er es auch allein, welcher bestimmen kann, was Regeln und was Ausnahmen von den Regeln sind.

Nunmehr läßt sich auch erklären, was Sprachfehler sind. Nicht was wider die Analogie überhaupt anstößt, denn da würde es gar keine Sprachfehler geben, weil sich für jeden Fehler dieser Art doch wohl noch eine Analogie auffinden lassen würde; auch nicht, was wider eine herrschende und allgemein anerkannte Analogie anstößt, weil es sonst keine Ausnahmen von den Regeln geben würde; sondern was wider den Sprachgebrauch anstößt. Das Baierische dreyzig ist der Ana-

logie

logie von zwanzig, vierzig, funfzig u. s. f. gemäß; allein im Hochdeutschen würde es ein Sprachfehler seyn, weil hier der Sprachgebrauch, aus uns nun freylich nicht mehr deutlichen Ursachen, dreyßig eingeführet hat. Das Hochdeutsche lebéndig hat alle Analogie wider sich, theils weil es, dem Anscheine nach, ein von einem Participio Präsentis abgeleitetes Beschaffenheitswort auf ig ist, deren es sonst nicht gibt, theils aber auch, weil es wider den einstimmigen Gebrauch den Ton von der Wurzelsylbe auf die Ableitungssylbe legt, und doch würde das provinzielle lébenig oder lébendig im Hochdeutschen ein Sprachfehler seyn, so sehr es auch der Analogie gemäß ist. Dreyßig und lebéndig sind daher Ausnahmen von der Regel, nicht aber Sprachfehler.

Da bey der Empfindung der Ähnlichkeit so viel auf die jedesmahlige Vorstellungs- und Empfindungsart eines Volkes ankommt, und diese in den verschiedenen Graden der Cultur so verschieden ist, so lassen sich jetzt auch nicht allemahl die Ursachen angeben, warum der Sprachgebrauch der einen Analogie vor der andern den Vorzug gegeben hat. Man muß sich daher hüten, daß man Analogien nicht für verwerflich erkläre, weil man nach Jahrtausenden immer fortschreitender Cultur keinen Grund davon einsiehet, oder mit andern Worten,

jetzt

jetzt nicht mehr so empfindet oder empfinden kann, als die Urheber der Sprache empfunden haben. Noch unverzeihlicher ist dieser voreilige Tadel des Sprachgebrauches, wenn sich die Analogie, welcher er gefolget ist, noch wirklich deutlich bestimmen läßt. Ein Paar Beyspiele zur Erläuterung der Sache.

Man glaubt oft, man müsse ich mogte, ich mögte, gemogt schreiben; man tadelt die Hochdeutschen dieß, vierte, Viertel, vierzig, wahrlich, wo die erste Sylbe geschärft lautet, als wenn sie diß, virte, Virtel, virzig, warrlich geschrieben wären; man hält Wollust für unrichtig, sowohl der Schreibart als Aussprache nach; alles um der bekannten Analogie willen, daß in der Biegung, Ableitung und Zusammensetzung die nächste Abstammung sowohl in der Aussprache als in der Schrift beybehalten werden müsse. So wahr und richtig diese Analogie ist, so wahr ist es doch auch, daß es nicht die einige Analogie ist, und daß die getadelten Wörter nach einer andern entgegen gesetzten Analogie sehr richtig sind.

Wenn ein Wurzelwort am Ende wächset, es sey nun durch die Biegung oder durch die Ableitung, oder auch durch die Zusammensetzung, so wird dabey nach zwey einander in manchen Fällen gerade entgegen gesetzten Analogien verfahren, einer ältern und einer neuern.

Die ältere findet besonders alsdann Statt, wenn sich das Wurzelwort auf einen Consonanten endigt, und die hinzu kommende Sylbe sich mit einem Consonanten anfängt. Da alsdann zwey Consonanten zusammen kommen, welche einer andern Analogie nach, den vorher gehenden Vocal schärfen, so gehet alsdann der vorher gehende gedehnte Vocal in den geschärften über. Dieser Analogie folgen von gebogenen Wörtern, besonders viele irreguläre Verba: barh, geberhen, aber ich bitte, bitten; erbleichen, erblich; gehen, ging, Gang; geben, gibst, gibt, (daher die Schreibart giebst, giebt, so wie in gieng, stieng, hieng, der Hochdeutschen Aussprache nach fehlerhaft ist, zumahl da die nächste Abstammung sie nicht erfordert,) gleichen, glich; gleiten, glitt; ich habe, du hast, ich hatte, gehabt; kriechen, ich kroch, wo in allen ähnlichen das ch nicht doppelt geschrieben, aber doch doppelt ausgesprochen wird; nehmen, du nimmst, er nimmt, genommen; reiten, ich ritt, geritten; riechen, ich roch, gerochen; saufen, ich soff, gesoffen, und so viele andere ähnliche mehr. Von abgeleiteten Wörtern: von bar, bloß, kommt barfuß; von dem veralteten baren oder baren, tragen, Bürde; von drey, dritte, Drittel, Drilling; von ehe, erst, erste; von fahren, furt, fertig; von frieren und verlieren, Frost und

Verlust;

Verlust; von Lōb, löblich; von Pōhlen, pólnisch; von stēhen, Stánd; von schōn, schönste; von trīefen, Tröpfen; von wēhen, Wind; von zwey, Zwítter, Zwílling, und andere mehr. Von zusammen gesetzten endlich: Díenstag, so fern es von díenen abstammet; Fárnkraut, von fáhren, sich ausbreiten; Hóchzeit, Hóffahrt, von hōch; Wóllust, von wōhl.

Eben dieses geschiehet auch in manchen Zusammenziehungen: díß oder dieß, für dieses; gröſste, für gröſseste; du list, er list, im gemeinen Leben für die freylich edlern lieſest, lieſet, weil durch jene Zusammenziehung der Bau des Wortes verdunkelt wird; du rédst, er rédt, auch nur in gemeinen Sprecharten für redest, rēdet, und vielleicht noch andere mehr.

Wenn nun in einem solchen Falle der letzte Consonant des Wurzelwortes der gelinde seiner Classe ist, so gehet er zugleich in den härtern über, weil die Schärfung des Tones auch die Schärfung des Consonanten nach sich ziehet. Aus lēsen wird im Imperativo līß; aus dem einfach geschärften ß in fließen, gießen, genießen, schießen, schließen u. s. f. das doppelt geschärfte ſſ, in sie flossen, gegossen, genossen, sie schossen, die Schüsse u. s. f. aus dem d ein t, in schnitt, geschnitten, ich litt, gelitten, von schnei-

den

den und leiden. Nach eben dieser Analogie werden alsdann auch das h und g in das härtere ch verwandelt. Von biegen kommt Bucht, von fliegen und fliehen, Flucht, von mögen, ich möchte, gemöcht, die Macht, von schmiegen, schmächtig, von dem veralteten schmagen, schmachten, von schlagen, Schlacht und schlachten, von tragen, Tracht und trachten. So auch von gehen, Gicht, welches noch im Bergbaue für Gang üblich ist, von sehen, Sicht, sichtbar, Gesicht, von zeihen, Verzicht, von ziehen, Zucht u. s. f. Von welcher Veränderung der Consonanten sich im Hebräischen und andern alten Sprachen etwas ähnliches findet.

Wer kann diese Analogie tadeln, da sie eine unmittelbare Folge einer höhern Analogie ist, nach welcher zwey auf einander folgende Consonanten den vorher gehenden Vocal schärfen? Allein, da dadurch die nächste Abstammung des Wortes verdunkelt, und folglich die möglichst leichte Verständlichkeit gehindert ward, so fing man zu der Zeit, da sich die Sprache mehr nach klarem Bewußtseyn der Absicht und Mittel ausbildete, an, diese Analogie wieder zu verlassen, und ihr die neuere vorzuziehen, welche in allen solchen Wörtern die nächste Abstammung sowohl durch Aussprache als Schrift bezeichnet. Der gedehnte Vocal des Wurzelwortes blieb nun-

mehr in allen Fällen gedehnt, es mochten in der Verlängerung des Wortes Consonanten darauf folgen oder nicht: lieb, lieben, ich liebte, geliebt, lieblich; süß, süßlich, er versüßte; Zierde von zieren u. s. f. Daher denn auch die gelinden Consonanten nicht mehr in die geschärften übergehen durften. Folglich Jägd von jägen, dagegen einige Niederdeutsche Mundarten in diesem Worte noch der alten Analogie folgen und Jächt schreiben und sprechen; Magd, zusammen gezogen von Magath oder Maged; das Oberdeutsche die Klägd für Klage u. s. f.

Da der Übergang von einer Analogie zur andern nur sehr langsam und unvermerkt geschehen kann, so kann er auch hier nicht anders angenommen werden. Man folgte der neuen Analogie in den neuern Ableitungen und Zusammensetzungen, behielt aber die einmahl gangbaren Wörter und Formen aus der alten bey, und mußte sie beybehalten, wenn man die allgemeine Verständlichkeit nicht stören wollte. Um den Übergang so unmerklich als möglich zu machen, verband man in manchen Fällen wohl beyde Analogien mit einander, man sprach nach der alten, und schrieb nach der neuen, um die nächste Abstammung wenigstens dem Auge sichtbar zu machen, wenn gleich das Ohr sie nicht empfinden konnte. Und dahin gehören nun unser vierte, Viertel,

vierzig,

Ἰάσων, ἄνδρες, οὐ τὸν τυχόντα ἔπλευσε πλοῦν, ὃς ἐπὶ τὴν τοῦ Πόντου τὴν ἐν τῷ ἀριστερῷ μέρει τοῦ εἰσπλοῦ κατὰ τὸν Θρᾴκιον Βόσπορον ἐπὶ τὴν Κολχίδα γῆν ἐπεραιώθη, καὶ τὸν ἐκεῖ βασιλεύοντα Αἰήτην ἐπὶ τὴν ἀπόκρυφον τοῦ δράκοντος φυλακὴν ἐξήγαγε, καὶ τὸν χρυσοῦν δέρας ἐκ τοῦ ἄλσους τοῦ Ἄρεως ἐκ τῆς δρυὸς ἀφείλετο, καὶ τὴν Μήδειαν ἐκ τῆς πατρίδος ἐξήγαγε καὶ ἔγημε, καὶ τὸν Ἄρη τὸν ἐν τῷ Ἀρείῳ πάγῳ ἱδρύσατο, καὶ τὸν Ἑλλήσποντον ἐπεραιώθη, καὶ τὸν Πόντον ἐπέπλευσε, καὶ τὸν Ἰόλκον κατέλαβε, καὶ τὸν Πελίαν ἀπέκτεινε, καὶ τὸν Ἀκαστον ἐβασίλευσε, καὶ τὸν Ἰάσονα ἐκ τῆς Ἰωλκοῦ ἐξήλασ

werden muß, woraus denn ferner folgt, daß der Sprachgebrauch die Analogie bestimmen muß, folglich ihr nicht untergeordnet seyn kann.

Man könnte, um bey dem vorigen Falle noch einen Augenblick stehen zu bleiben, den Einwurf machen, daß doch die letztere Analogie die bessere sey, weil die Sprache ihr selbst den Vorzug gibt, und daß man daher die ältere ganz abschaffen müsse. Sie ist allerdings die bessere, aber nur für neue Zusammensetzungen und Ableitungen. Sie gilt für die Gegenwart und Zukunft, kann aber nicht rückwärts auf das Vergangene wirken. Die Sprache müßte ganz umgeschaffen werden, wenn ältere Analogien nach neuern umgeformt werden dürften. Unsere Verba werden nach zwey einander gerade entgegen gesetzten Analogien gebildet, einer ältern, welche so lautet, bezeichne die Verhältnisse an der Wurzelsylbe, und eine neuere, welche mir befiehlt, laß die Wurzelsylbe ungeändert, und bezeichne die Verhältnisse bloß durch die Biegungssylben. Jene gibt die irreguläre Conjugation, welche wieder sehr vielfache Analogien unter sich hat, diese die reguläre. Wem wird es wohl einfallen können, alle irreguläre Verba darum regulär zu gebrauchen, weil die Sprache die erste Analogie längst verlassen hat, und in allen neuern Ver-

bis der zweyten als der klärern und folglich bessern folgt? Und so in hundert andern Fällen mehr.

Gut, sagt man etwa wohl, der Sprachgebrauch soll die Analogie leiten, aber nicht der Sprachgebrauch dieser oder jener Provinz, sondern der allgemeine Sprachgebrauch. — Ein allgemeiner Sprachgebrauch! Ich weiß nicht, was man für einen Begriff mit diesem Ausdrucke verbindet, denn wie ich auch das Ding drehe und wende, so ist es ein Unding und bleibt es ein Unding. Die Deutsche Sprache ist in eine Menge Mundarten getheilet, welche, so viel wir wissen, gleich alt sind. Eine allgemeine Deutsche Sprache, von welcher jene ausgegangen wären, gibt es nicht, und hat es vielleicht nie gegeben. Die Hochdeutsche Schriftsprache ist keine allgemeine Deutsche Sprache in diesem Verstande, sondern bloß eine durch Geschmack mehr als andere verfeinerte Mundart. In so fern ist ein allgemeiner Sprachgebrauch ein Hirngespinst.

Soll aber der Ausdruck so viel sagen, daß man in jedem streitigen Falle den Sprachgebrauch aller Provinzen zusammen zählen, und dann nach der Mehrheit entscheiden solle, so ist er ein zwiefaches Hirngespinst. Denn einmahl ist eine solche Stimmensammlung eine

wahre Unmöglichkeit; denn wer wollte einem ehrlichen Manne wohl zumuthen, daß er, ehe er sich entschließt, ob er währlich oder währlich sprechen soll, erst durch alle Deutsche Provinzen reisen, und sehen soll, welche Aussprache die meisten Stimmen vor sich hat. Und wenn es auch möglich wäre, so würde doch die ganze Arbeit unnütz und der Einfall ein Hirngespinst bleiben, weil dessen Anwendung allen Begriff der Sprache und Mundarten aufheben würde.

Was macht Sprachen zu Sprachen und Mundarten zu Mundarten? Nichts anders als die Verschiedenheit der in jeder befolgten Analogie, dort in Haupttheilen und wesentlichen Dingen, und hier in Nebendingen. Wer zeigt mir aber diejenige Analogie, welche unter so vielen möglichen in jeder Sprache und Mundart die einige wahre und richtige ist? — Man nenne mir einen andern Entscheidungsgrund als den Sprachgebrauch, denn dieser ist es allein, welcher Sprachen und Mundarten von einander absondert. Es ist und bleibt also ein Hirngespinst, den Sprachgebrauch der einen Mundart nach den meisten Stimmen der übrigen, oder nach einem so genannten allgemeinen Sprachgebrauche beurtheilen zu wollen, und was in jeder Mundart gut und richtig ist, kann und muß nicht

anders,

anders, als nach ihrem eigenen Sprachgebrauche beurtheilet werden. Da nun die Hochdeutsche Schriftsprache keine solche allgemeine Deutsche Sprache in den vorigen Bedeutungen, sondern eine eigene Mundart ist, so kann auch kein von ihr abweichender Sprachgebrauch irgend einer andern Provinz wider sie und zu ihrem Nachtheile aufgeführet werden.

Der Oberdeutsche bieget, ich nimm, ich gib, ich sieh, der Hochdeutsche, ich nehme, ich gebe, ich sehe; beyde haben Analogien für sich, aber nur der Sprachgebrauch jeder Mundart kann entscheiden, welche Form für jede die einige wahre ist. Der Niedersachse macht viele Plurale auf s, die Mädchens, Jungens; seinem Sprachgebrauche nach sehr richtig, obgleich derselbe im Hochdeutschen ein Fehler seyn würde, so vortheilhaft er übrigens auch seyn mag, den Plural in so vielen Fällen von dem gleichlautenden Singular zu unterscheiden. Es gibt niedrige Mundarten, welche dessen ungeachtet nach der neuern und herrschenden Analogie hoch, der hoche, die hochen, höcher beugen; der Hochdeutsche hat hier noch die alte Analogie behalten, und daher ist sie für ihn in diesem Worte die einige wahre und richtige. Angst, gram, feind, theilhaft u. s. f. leiden wider die herrschende Analogie aller Be-

schaffenheitswörter im Hochdeutschen keine Concretion, folglich auch keine Declination; bloß, weil der Sprachgebrauch sie nicht hergebracht hat.

Da wir zwey Hülfswörter in der Conjugation haben, ein thätiges haben, und ein leidendes seyn, so theilen sich die Verba Neutra in dieselben, und diejenigen, deren Begriff mehr thätig ist, bekommen haben, diejenigen aber, deren Begriff mehr leidend ist, seyn. Das ist nun eine gute und sehr vernünftige Analogie; allein, wie viel Abweichungen gibt es nicht, theils weil es wirklich oft zweiffelhaft ist, ob die thätige oder leidende Bedeutung die herrschende ist, theils anderer jetzt oft unbekannter Analogien wegen. Der Oberdeutsche sagt, ich bin gelegen, gesessen, gestanden, der Hochdeutsche ich habe; jener, weil er sich dabey das Subject mehr leidend, und dieser, weil er es sich mehr thätig denkt. Im Grunde hat einer so viel Recht als der andere; welches aber nach Maßgebung jeder Mundart die einige wahre Form ist, kann nur der Sprachgebrauch entscheiden. Diejenigen Neutra, welche eine thätige Veränderung des Ortes bezeichnen, bekommen im Hochdeutschen dennoch seyn, wenn der Ort genannt oder darunter verstanden wird, so thätig auch die Bedeutung ist, und so sehr auch die obige allgemeinere

Analogie

Analogie dadurch verletzt wird: ich bin nach Berlin gegangen, geritten, die Truppen sind aus dem Lager gerückt, marschiret, der Wurm ist auf den Baum gekrochen, die Katze ist auf das Dach geklettert u. s. f. Lauter thätige Veränderungen, wo wir ohne Bedenken das Verbum haben gebrauchen müßten, wenn der Sprachgebrauch einer bekannten Analogie zum Nachtheile der angenommenen minder bekannten unterworfen werden dürfte.

Es würde leicht seyn, tausend ähnliche Beyspiele aus allen Theilen der Sprache anzuführen; allein, was bisher gesagt worden, wird hoffentlich hinlänglich seyn, jedermann zu überzeugen, theils daß der Sprachgebrauch nicht nach der Analogie berichtiget werden könne, weil er allein diejenige Analogie unter so vielen möglichen zeigt, welche in jeder Mundart befolget werden muß, theils aber auch, daß der Hochdeutsche Sprachgebrauch nicht nach dem Sprachgebrauche anderer Mundarten gerichtet werden kann.

7.

Zusatz zur ersten und fünften Abhandlung des vorigen Stückes.

Ich habe in diesen beyden Aufsätzen, welche genau mit einander verbunden sind, zu beweisen gesucht, daß das südliche Obersachsen in den neuesten Zeiten dem übrigen Deutschlande in der Cultur sowohl der Sprache als des Geschmackes überhaupt vorgeleuchtet hat, und daß der Verfall beyder in den neuesten Zeiten vornehmlich daher rühret, weil man in den Provinzen anfängt, diese Führerinn zu verkennen, daher der Geschmack in denselben ohne Stütze und Leitung umher irret, und sowohl in der Sprache, als in den Werken des Witzes auf alle die Abwege gerathen muß, auf welche er in den neuesten Zeiten wirklich gerathen ist. Da ich dieß nicht bloß behauptet, sondern mit Gründen behauptet habe, welche ich noch jetzt für überwiegend halte, so bin ich auch von der Richtigkeit dieses Satzes noch vollkommen überzeugt.

Allein, da bey der Kürze, deren ich mich befliſſen habe, dieser Satz leicht gemißdeutet werden könnte, so wieder-

wiederhohle ich hier, daß man immer Ganzes gegen Ganzes nehmen müsse, weil sonst leicht daraus gefolgert werden könnte, daß alle Schriftsteller in den Provinzen den Obersächsischen sowohl in der Sprachrichtigkeit als in dem Geschmacke schlechterdings nachstehen müßten, oder mit andern Worten, daß Obersachsen keine schlechte und mittelmäßige, und die Provinzen keine gute und vortreffliche Schriftsteller aufzuweisen hätten; eine Ungereimtheit, welche mir nie in den Sinn kommen konnte.

Der gute Geschmack ist in Obersachsen in den neuern Zeiten nicht nur mehr veredelt, sondern auch unter allen Classen von Einwohnern weiter verbreitet worden, als in irgend einer andern Provinz. Dadurch ward Obersachsen Deutschlands Athen und Toscana, und der gute Geschmack breitete sich von hier auf allen Seiten aus, und gab es in den Provinzen Männer von überlegenen Fähigkeiten, so übertrafen sie unter seiner Leitung nicht selten ihre Muster, und so entstand der schöne Zeitpunct der Deutschen Sprache und schönen Litteratur von 1740 bis 1760, welcher sich doch durch die Feinheit des guten und richtigen Geschmackes, sowohl in der Sprache als in den Werken des Witzes auf eine vorzügliche Art auszeichnet.

Von dieser Zeit an werden die Verirrungen sowohl in der Sprache als in der schönen Litteratur immer häufiger. Die Reinigkeit der Sprache wird ganz vernachläßiget, (allemahl ein unläugbarer Beweis des gesunkenen Geschmackes,) man verfällt auf Neuerungen, jeder will an der Sprache meistern und bessern u. s. f. Und was für Abwegen man besonders in den Jahren um 1770 gefolget ist, darf ich wohl nicht wiederhohlen. Da alles dieses vornehmlich ja fast allein in den Provinzen außer Sachsen vorgehet, so weiß ich mir diese Erscheinung nicht anders zu erklären, als weil man in denselben den einigen wahren und richtigen Geschmack und seine bisherige Führerinn in demselben verkennet. Weiß jemand dieses aus andern und bessern Gründen zu erklären, so werde ich gewiß der erste seyn, der ihnen beypflichtet.

Allein es verstehet sich von selbst, daß dieses wieder nur im Ganzen, d. i. nach dem, was am häufigsten geschiehet, genommen werden muß. Deutschlands Provinzen haben auch nach 1760 nicht allein gute, sondern auch vortreffliche Schriftsteller selbst in Rücksicht auf die Sprache aufzuweisen, welche nicht allein auf der Bahn des richtigsten und reinsten Geschmackes einher gehen, sondern auch ihre Vorgänger in mancher Betrachtung

weit hinter sich lassen. Allein sie sind in Vergleichung mit so vielen andern doch sehr sparsam, wenigstens bey weitem nicht so zahlreich, daß man von ihnen auf das Ganze schließen könnte. Und wenn diese Männer, die ich nicht nennen darf, weil ganz Deutschland sie kennet und ehret, aufrichtig entdecken wollten, wem sie die erste Gründung ihres wahren und richtigen Geschmackes zu verdanken haben, so würden sie hoffentlich meinen Satz bestätigen.

Griechenland und Rom hatten, auch da der Geschmack im Ganzen schon tief gesunken war, noch immer von Zeit zu Zeit einzele vortreffliche Künstler und Schriftsteller aufzuweisen, welche oft viele der bessern Zeiten übertrafen, aber um deswillen doch nicht zum Maßstabe des Ganzen dienen dürfen. Und daß diese wenigen guten Schriftsteller, welche wir noch haben, so wenig Eindruck auf das Ganze machen, und wenigstens durch ihr besseres Beyspiel nicht den Fuseleyen und Armseligkeiten der Provinzen, sowohl in der Sprache, als in den Werken des Witzes Einhalt thun können, ist denn doch wohl ein neuer Beweis meines Satzes, von dem gesunkenen Geschmacke in den Deutschen Provinzen.

Ich nehme durch diese Einschränkung eigentlich nichts von dem zurück, was ich in dem vorigen Stücke gesagt habe, weil ich daselbst immer nur von dem Ganzen geredet habe. Allein ich möchte doch auch nicht gern durch Mißdeutung das Ansehen haben, als wenn ich den Werth solcher Männer verkennete, von deren Verdiensten ich selbst so sehr durchdrungen bin, als es ganz Deutschland nur seyn kann.

8.

Nouveau Dictionnaire de la langue Allemande & Françoiſe compoſé ſur les Dictionnaires de M. *Adelung* & de l'Academie Françoiſe, enrichi des termes propres des ſciences & des arts. — Par *Chret. Fred. Schwan.* — Revû & corrigé pour la partie Françoiſe par Mr. *Vriot*, Profeſſeur à l'Academie militaire de Stoutgardt. Tome I qui contient les Lettres A — G, de l'alphabet Allemand expliqué par le François. A Mannheim chez C. F. Schwan & M. Fontaine. 1782. 4 Alph. 13 Bog. in gr. 4.

Herr Kammerrath Schwan hatte in der erſten Ankündigung dieſes neuen Deutſchen Wörterbuches für die Franzoſen allerdings Recht, wenn er behauptete, daß alle zum Behufe fremder Sprachen verfertigte Deutſche Wörterbücher, die für die alten Sprachen ſelbſt nicht ausgenommen, noch weit unter dem mittelmäßigen ſind. Die meiſten ſind in der That elend und abſcheulich. Des großen Mangels an guten und gangbaren Wörtern nicht zu gedenken, ſo zeugen ſie gemeiniglich von der tiefſten Unwiſſenheit in grammatiſchen

schen Kenntnissen, daher z. B. eine ungeheure Menge Redensarten immer als zusammen gesetzte Wörter aufgeführet werden, die doch keine Zusammensetzungen ausmachen können, wie Nebenhergehen, Nebenhinfahren, Entgegenkommen, Durcheinander, Durcheinandermengen, und unzählige dieser Art mehr. Hat ein solcher Verfasser dabey keine bestimmte Orthographie, oder er ist gar von dem Neuerungskitzel angesteckt, so ist des Unfugs kein Ende, und eine solche Arbeit wird nicht allein unbrauchbar, weil man nicht weiß, wo man ein Wort suchen soll, sondern auch schädlich, wegen der Folgen auf Unerfahrne. Kann etwas noch nachtheiliger seyn als dieses, so ist es der schlechte Geschmack der Verfasser, daher die Wörterbücher dieser Art immer mit den niedrigsten und unedelsten Wörtern angefüllet sind, welchen unter dem albernen Vorwande der Kraft und des Nachdruckes gemeiniglich vor den edlern der Vorzug gegeben wird, auch wenn das gleich bedeutende Wort der fremden Sprache dazu nicht den mindesten Anlaß gibt. Wie viel Schaden dadurch sowohl bey der Deutschen Jugend als auch bey Ausländern gestiftet wird, kann man sich leicht vorstellen. Die erstern, welche solche Bücher sehr häufig in den Händen zu haben pflegen, werden dadurch zu Sprachverderbern gebildet, und ihr Geschmack wird von der frühesten Jugend an

auf immer verderbt. Und was müssen Ausländer von der Deutschen Schriftsprache denken, wenn ihnen an deren Statt eine solche Auswahl fehlerhafter, provinzieller und niedriger Ausdrücke dargestellet wird. Bey allen Wörterbüchern fremder Sprachen verdienet daher der Deutsche Theil eine allgemeine und völlige Musterung, und billig sollten die Schulverbesserungen mit der Verbannung aller den guten Geschmack beleidigender Schulbücher, worunter denn die so genannten Schul-Lexica gemeiniglich oben an stehen, angefangen werden.

Herrn Kammerrath Schwan's Unternehmen verdienet daher schon von dieser Seite betrachtet, Dank, indem dadurch nicht allein die Ehre der Deutschen Schriftsprache gegen Frankreich gerettet, sondern den Franzosen auch die Erlernung derselben erleichtert wird, welche bey den so fehlerhaften und geschmackwidrigen Deutsch-Französischen Wörternbüchern unmöglich war.

In der zwey Bogen starken Einleitung wird die Aussprache der Deutschen Buchstaben zum Behufe der Franzosen vorgetragen, und man muß es Herrn Schwan als einem Provinzialen vergeben, wenn die reinste Hochdeutsche Aussprache nicht in allen Stücken getroffen seyn sollte, zumahl da derselbe hier keine andern Hülfsmittel gehabt zu haben scheinet, als Junkers Deutsche Sprachlehre

für

für die Franzosen. Daher hätte das, was S. 3 von langen und kurzen Vocalen, (richtiger von gedehnten und geschärften,) von der Aussprache der Vocale vor gedoppelten Consonanten, von dem h und den verdoppelten Vocalen gesagt wird, noch weit genauer und für Ausländer brauchbarer bestimmt werden können, wenn dem Herrn Verfasser neuere Hülfsmittel bekannt gewesen wären. Daß die Absicht der verdoppelten Vocale nicht bloß ist, die Dehnung zu bezeichnen, sondern einem magern Worte mehr Körper zu geben, wird aus dem vorigen Stücke dieses Magazines wenigstens wahrscheinlich werden.

Daß wir nach S. 4 ein e haben, welches eben so stumm ist, als das e muet der Franzosen, ist nach der guten Hochdeutschen Aussprache unrichtig. Das e der Biegungssylben, welches der Verfasser dahin rechnet, ist zwar tonlos, aber nichts weniger als stumm. Spricht gleich der Provinzial des Dieb's, dem Dieb', geh'n, lieb'n, so spricht der wahre Hochdeutsche sehr bestimmt und deutlich des Diebes, dem Diebe, gehen, lieben, daher man dieses e hier für nichts weniger als stumm halten kann.

Daß das ie der heutigen Hochdeutschen Aussprache nach kein Doppellaut ist, sondern wieder dem gedehnten i mehr Körper geben soll, erhellet gleichfalls aus dem

dem ersten Stücke dieses Magazines. Der Begriff eines Doppellautes könnte den Ausländer zu der falschen Aussprache des ie verleiten, welche in Österreich herrscht, wo man diesen Vocal z. B. in Wien als einen wahren Doppellaut ausspricht, und i und e zusammen schmelzen läßt.

Daß Herr Schwan das y zu verbannen sucht, da doch der gewöhnlichste Hochdeutsche Schreibegebrauch es noch beybehält, ist eben so wenig zu billigen, indem Neuerungen dieser Art in einem Buche für Ausländer am unschicklichsten sind. Ich werde diesem so sehr verfolgten Buchstaben in der Folge einmahl einen eigenen Aufsatz widmen.

Bey dem b und d ist der doppelte Laut beyder Buchstaben übergangen worden, nach welchem sie bald hart, bald gelinde lauten, hart in lieb, lieblich, der Leib, der Tod, das Rad, gelinde, in Liebe, lieben, des Todes, die Räder. S. meine Sprachlehre. Eben daselbst ist auch bemerket worden, daß ch zu Anfange fremder Wörter nicht allemahl wie k lautet, z. B. China, Chaos, Chymie, Chrysopras u. s. f.

Das s ist unter allen Buchstaben am unvollkommensten behandelt worden, welches man doch größten Theils der Provinz des Verfassers zuschreiben muß. Daß das s vor dem p und t in vielen Fällen wie sch ausgesprochen

wird, hätte nicht sollen mit einer zweydeutigen Mißbilligung vorgetragen werden, weil sie einmahl die herrschende und allgemeine Aussprache nicht allein im Hochdeutschen, sondern auch im ganzen Oberdeutschen ist, welcher Niederdeutsche Eigenheiten keine Gesetze vorschreiben können. Daß der Zischlaut eine Sprache nicht übel klingend machen könne, erhellet aus dem Französischen und Italiänischen, wo er noch häufiger ist, als im Deutschen; man muß ihn nur mit der Feinheit dieser Völker, (mit welcher er auch in Obersachsen ausgesprochen wird,) und nicht mit dem vollen Munde eines Oberschwaben vortragen.

Das ß oder das geschärfte ſ nach gedehnten Vocalen, wie in Fūß, sūß, fehlet hier ganz, welches wir denn doch wohl der Mundart des Herrn Verfassers zuschreiben müssen, welche kein anderes ſs kennet, als das verdoppelte ſ, welches unser ß doch nur in manchen Fällen ist. Dieser Fehler hat denn seinen Einfluß auf das ganze folgende Wörterbuch gehabt, wo das ß bald mit einem ſ, bald mit ſſ geschrieben worden, z. B. Flies, ein Bach, des Flieſes, wo das ſ nicht anders als in Flieſe, eine Art Steine, und Rieſe gesprochen werden kann, für Fließ, des Fließes von fließen. Ferner Buſſe, Büſſen, Buſſ-fertig u. ſ. f. welches den Franzosen zu der Schleſischen Aussprache die Büſſe verleiten muß, dagegen

gegen der Hochdeutsche Büße spricht. Man sehe die vorige Abhandlung von dem ß. Dagegen hat Herr Schwan S. 13 vollkommen Recht, wenn er sich den Neuerungen derer widersetzt, welche alle verdoppelte Consonanten verbannen, und falen, deken, beisen schreiben wollen, welches wider die Aussprache, das erste Grundgesetz der Schrift, ist. Er hätte daher auch nicht selbst davon abweichen und er schikt, blikt, sezt schreiben sollen, weil die Bezeichnung der nächsten Abstammung das zweyte Grundgesetz ist.

Ich komme zu dem Werke selbst, bleibe aber bloß bey demjenigen stehen, was die Deutsche Sprache betrifft. Daß in diesem mein Deutsches Wörterbuch zum Grunde lieget, erhellet schon aus der Aufschrift, und da jenes bloß für Deutsche geschrieben worden, welchen es um eine gelehrte und kritische Kenntniß ihrer Sprache zu thun ist, so war es ganz natürlich, daß vieles wegbleiben mußte, was dem Ausländer minder wichtig ist, z. B. die Etymologien, wobey mir doch der Verfasser darin zu weit gegangen zu seyn scheinet, daß er auch die nächsten Abstammungen, wo sie nicht so gleich in die Augen fallen, unbemerkt gelassen hat, indem sie zu dem Wortverstande doch allerdings sehr vieles beytragen. Diese Geringschätzung der Etymologie, (welche vermuthlich manchem damit getriebenen neuern Unfuge

zuzuschreiben ist,) ist vermuthlich auch Ursache, daß gleich lautende Wörter verschiedenen Ursprunges hier nicht von einander unterschieden, sondern als ein und eben dasselbe Wort behandelt worden, daher sich denn der Ausländer verwundern muß, wie der Deutsche so viele verschiedene Begriffe durch ein einiges gleich lautendes Wort (z. B. Bär,) ausdrucken kann.

Da mein Wörterbuch zu einem kritischen Wörterbuche für Deutsche bestimmt war, so war es nothwendig, daß ich nicht allein viele veraltete Wörter, welche in Schriften, die noch zuweilen gelesen werden, vorkommen, sondern auch manche niedrige mit aufnehmen mußte, wäre es auch nur, um dabey zu sagen, daß sie niedrig und für die Schriftsprache zu unedel sind. Allein sollten diese Bedürfnisse auch wohl in Ansehung der Ausländer und besonders der Franzosen Satt finden? Solche Schriften, worin veraltete Wörter vorkommen, z. B. Luthers Bibel, Opitzens und anderer älterer Dichter Werke, die Producte des Kanzelley-Styles u. s. f. lieset wohl nicht leicht ein Franzose. Dahin gehören auch viele Kunstwörter, besonders solcher Handwerker und Lebensarten, welche die Aufmerksamkeit des Ausländers nicht leicht auf sich ziehen. Wäre in diesen und gewissen andern Arten von Wörtern nicht eine weise Auswahl nothwendig gewesen, um dem Ausländer

nur

nur die Hochdeutsche Schriftsprache in ihrer völligen Reinigkeit zu liefern?

Eine sehr nützliche Veränderung hat Herr Schwan darin angebracht, daß er die mit Vorsylben abgeleiteten und zusammen gesetzten Wörter nach ihrer Ableitung und Zusammensetzung vermittelst des Theilungszeichens bezeichnet hat, z. B. Be=schlag, Feuer=blase. Da dieses in den allermeisten Fällen (denn in allen ist es doch nicht geschehen, z. B. eigensinnig,) beobachtet worden, so trägt es vieles dazu bey, dem Ausländer die nächste Abstammung darzulegen, und folglich die Verständlichkeit zu befördern.

Ich wünschte nur, daß zur Erleichterung der Aussprache auch der Ton jedesmahl wäre bezeichnet worden, welcher im Deutschen regelmäßiger ist, als in irgend einer andern Sprache. Allein vielleicht hielten Herrn Schwan eben die Bewegungsgründe ab, welche mich gehindert haben, denselben durch Zeichen anzugeben. Wir haben im Deutschen ein gedoppeltes e, das hohe (See, sēhbar,) und das niedere (leben, bethen,) deren richtige Aussprache in einzelen Fällen sowohl dem Provinzialen, als dem Ausländer Mühe macht. Ich hielt es daher für nöthig, das niedere e durch das Hütchen (è) zu bezeichnen, welches manche irrig für ein Tonzeichen gehalten haben. Allein nunmehr würde die

Bezeichnung des Tones die Zeichen in manchen Wörtern zu sehr gehäuft, und folglich Verwirrung verursacht haben, daher ich es für nothwendig hielt, von meinem ersten Vorsatze abzugehen, und den Ton unbezeichnet zu lassen, zumahl da ein Deutscher denselben ohnehin nicht leicht verfehlen kann. Herr Schwan hat das hohe und niedere e gleichfalls unterschieden, und dieses durch è bezeichnet; überdieß hat er den gedehnten Vocal noch durch das Hütchen bezeichnet, und hatte folglich noch ein Hinderniß mehr, auch noch den Ton anzugeben, besonders in solchen Fällen, wo zwey Zeichen auf einem Vocale zusammen gekommen seyn würden.

Ich habe mir es bey meinem Wörterbuche zu einer meiner ersten Pflichten gemacht, bey jedem Worte dessen erste Bedeutung, so viel möglich war, aufzusuchen, diese allemahl zum Grunde zu legen, und dann alle übrigen Bedeutungen, so wie eine aus der andern entstanden, daraus folgen zu lassen, und zwar nicht bloß nach Muthmaßungen oder willkührlichen Grundsätzen, sondern immer nach Maßgabe älterer Schriften, und, wo diese nicht hinreichten, der Analogie. Ich habe daher, ehe ich mich an die Ausarbeitung wagte, alle unsere ältesten Schriftsteller, und eine große Menge der mittlern und neuern Zeiten in chronologischer Ordnung

mehr-

mehrmahls gelesen und für mein Wörterbuch ausgezogen. Wie mühsam das ist, kann nur der einsehen, welcher dergleichen selbst versucht hat. Allein der Nutzen einer solchen Behandlung ist auch groß, indem dadurch nicht allein die Begreifflichkeit jeder Bedeutung dargeleget, und die Ursachen, warum man manche Bedeutungen veralten lassen, unvermerkt mit angegeben werden, sondern auch der Fortschritt des menschlichen Geistes bey jedem einzelen Begriffe auf das überzeugendste geschildert wird. Manche meiner Recensenten haben diese Behandlung, womit ich bey dem Kenner Dank zu verdienen hoffte, ganz verkannt, und aus dem irrigen Grundsatze, daß die gangbarste Bedeutung eines Wortes allemahl auch die erste und ursprüngliche ist, Philosophie in meinem Wörterbuche vermißt. Ist Philosophie wirklich etwas mehr, als Geschwätz aus willkührlich angenommenen Grundsätzen, so kann sie in Sprachen nicht anders verfahren, als daß sie von dem ersten erweislichen rohen und sinnlichen Begriffe ausgehet, und denselben, so weit ihre Hülfsmittel reichen, durch alle Abänderungen und Grade der Verfeinerung bis zu der gegenwärtigen verfolgt. Das ist freylich mühsamer, als nach willkührlich angenommenen Begriffen und Ähnlichkeiten zu schwatzen; aber dafür ist es auch die einige wahre Sprach-Philosophie.

Daß zu dieser Behandlungsart in einem Deutschen Wörterbuche für Ausländer nicht eben dieselben Bewegungsgründe vorhanden waren, gebe ich gerne zu; daher ich es auch billige, daß Herr Schwan in diesem Stücke meinen Weg verlassen hat, wobey er denn auch die mittlern veralteten Bedeutungen eines Wortes, welche mir zur Vollständigkeit des Stufenganges unentbehrlich waren, übergehen konnte. Allein er scheinet mir doch darin zu wenig für die Deutlichkeit und Begreifflichkeit des Begriffes geforget zu haben, daß er nach der Gewohnheit der meisten Wörterbücher den Unterschied der Bedeutungen zwar nicht völlig aufgehoben, aber doch nicht genug abgesondert, und ihre Verbindung nicht deutlich genug bemerkt hat.

Um nicht zu weitläuftig zu werden, will ich nur noch ein Paar Artikel zur Probe hersetzen, theils das vorher gesagte damit zu bestätigen, theils aber auch die ganze übrige Behandlungsart des Herrn Verfassers daran zu zeigen. Ich liefere sie ohne Wahl, so wie sie mir zuerst vorkommen.

FUTTER, (Futter) (das) *gen.* des - s, *pl.* die - ; *La doublure.* *It.* Das Futter, Futteral; *l'étui.* Das Pistolenfutter; *le fourreau de pistolet.* Ein Kammfutter; *un étui à peigne, trousse.* Ein Flaschenfutter; *une cantine.*

tine. It. Das Futter; (*en T. de cordonn.*) *le contre-éperon; it.* (*en T. de menuiſ.*) *la plate-bande; it.* (*en T. d'horlog.*) *le trou dans lequel roulent les pivots.*

Das Futter; *la nourriture, pâture, le fourrage, les aliments, ſe dit généralement de tout ce qu'il faut pour nourrir une bête.* Hartes Futter; *nourriture de grain.* Rauhes Futter; *du fourrage.* Grünes, trockenss Futter; *fourrage verd, ſec.* Wickfutter; *du trémois.* Das Abhauen des Futters; *le fourrage.* Das Futterholen bei der Armé; *le fourragement.* Dem Viehe ſein Futter gèben; *donner la pâture* (*nourriture*) *aux beſtiaux.* Futter auf den Winter anſchaffen; *pourvoir aux fourrages pour l'hiver.* Den Pferden ein Futter gèben; *faire repaître les chevaux.* Den Weg in einem Futter thun; *faire le chemin ſans repaître, ſans débrider, d'une ſeule traite.* Auf die Fütterung gehen, auf Fütterung ausgehen; *it.* in einem Orte alles Futter wegſchneiden, wegmähen; *fourrager, aller au fourrage.* Der aufs Futterholen ausreitet; *un fourrageur.* Fütterung der

Schafe und andern Vieches; *l'affourrage-ment.* Futter für die Vögel; *de la mangeaille.*

On appelle auſſi Futter; *l'ordure, la crotte, qui ſe trouve dans la laine.* Das Futtern, das Herauslèſen der Unreinigkeiten aus dem Tuche; *le poutillage.*

GEDICHT, (Gedicht) (das) *gen.* des-es, *pl.* die-e; *La fiction, impoſture, fauſſeté, bourde, choſe controuvée, feinte, inventée, artifice, conte fait à plaiſir, fable, hiſtoriette, invention.* Das iſt ein bloſes Gedicht; *ce n'eſt qu'un menſonge, c'eſt une fable, it.* Gedicht; *un poëme, pièce de vers, les vers, la poëſie.* Ein Heldengedicht; *un poëme héroique.* Lehrgedicht; *poëme épique, fable.* Sinngedicht; *épigramme.* Hirtengedicht; *éclogue, idylle, paſtorale.* Stachelgedicht; *ſatyre.* Hochzeitgedicht; *épithalame.* Ein Leichen- und Trauergedicht; *un poëme funèbre, une élégie.* Schmäh- und Schandgedicht; *pasquin, pasquinade, libelle, placard diffamatoire.* Ein Gedicht von kurzen Verſen mit Wiederholungen; *un virelai.* Ein Gedicht

dicht von zèhn Verſen; *un dixain.* Gedicht, darin die Anfangsbuchſtaben der Verſe gewiſse Worte oder Namen ausmachen; *un acroſtiche.* Ein elendes Gedicht; *des rimailles.* Ein unzüchtiges Gedicht; *une priapée, vers fescennins.* Eine Sammlung von Gedichten; *des poëſies, un recueil de poëſies.*

GEGEN, (gegen) *præp. qui régit ordinairement l'accuſatif. Contre, avec, pour, à, au, ſur, vers, envers, à l'égard.* Ich habe mich gègen die Wand geſtoſen; *je me ſuis heurté contre la muraille.* Gègen den Wind, Strôm fahren; *aller contre le vent, contre le fil de l'eau.* Ihrer waren drei gègen einen; *ils étoient trois contre un.* Eins gègen das andere ſetzen; *mettre l'un contre l'autre,* Ich wette zèhn gègen eins; *je gage dix contre un.* Eine Wâre gegen die andere vertauſchen; *troquer marchandiſe contre marchandiſe.* Er hat ſeinen Mantel gègen einen Reiſerock vertauſchet; *il a changé ſon manteau contre un roquelaure.* Sich gègen ſeinen Feind wèhren; *ſe défendre contre ſon ennemi.* Die Treue gègen Gott; *la fidélité envers Dieu.* Sie

war

war ſehr freundlich gègen mich; *elle étoit aſſez complaiſante à mon égard.* Gègen meinen Vater; *à l'égard de mon père.* Er wohnt gègen mir über; *il demeure vis à vis de moi.* Er iſt nur ein Kind gègen ihm; *il n'eſt qu'un enfant au prix, vis à vis de lui.* Gègen zehn Uhr; *vers les dix heures.* Gègen den Mittag, Abend; *vers le midi, vers le ſoir.* Gègen Morgen; *vers l'orient.*

GEMEIN, (gemein) *adj. & adv. Commun, public, univerſel, général. Dans l'acception la plus générale, il ſe dit des choſes à quoi tout le monde participe, ou a droit de participer, ou dont l'uſage appartient à pluſieurs.* Ein gemeiner Brunnen; *un puits commun.* Die gemeine Landſtraſe; *le chemin commun.* Dieſe Sache hat mit derjenigen wovon die Rède iſt nichts gemein; *cette affaire-là n'a rien de commun avec celle dont il s'agit.* Unter uns iſt alles gemein; *tout eſt commun entre nous.* Gemeine Güter; *des biens communs.* Gemeine Güter einer Stadt; *les communes.* Die gemeinen Güter können nicht veräuſ-

ſert

ſert werden; *les communes ne ſauroient être aliénées.* Die gemeine Weide *ou* Gemeinweide; *le pâturage commun; communau, communes.* Der Tod iſt allen gemein; *la mort eſt commune à tous.* Ein gemeines Geſetz; *une loi générale.* Das gemeine Beſte; *l'utilité publique; le bien public.* Das gemeine Weſen; *la république, le bien commun.* Ein gemeiner Platz; *une place publique.* Ein gemeines Haus, *une maiſon publique.* Etwas gemein, kundbar machen; *rendre une choſe publique.*

Gemein, *populaire, vulgaire, ſimple, plat, trivial.* Eine gemeine Art; Weiſe; *une manière populaire.* Eine gemeine Redensart; *une façon de parler populaire.* Ein gemeiner Wahn; *une opinion vulgaire.* Die gemeine Sprache; *la langue vulgaire.* Nur gemeine, ſchlechte Sachen vorbringen; *ne dire que des choſes vulgaires ou triviales.* Das gemeine Volk, der gemeine Mann; *le vulgaire.* Ein gemeiner Soldat; *un ſimple ſoldat.* Er lieſs ſich als ein gemeiner Mann anwerben; *il ſe fit enrôler en qualité de ſimple ſoldat.* Eine ge-

meine

meine Hure; *une proſtituée, garce, carogne, femme commune, femme publique.*

It. Gemeines Volk, der Pöbel; *le peuple, la populace, le public.* Ein gemeiner Mann; *le commun, le commun peuple, le vulgaire, la multitude, le menu, le petit peuple, la lie du peuple, gens du bas étage.* Die allergemeinſten Leute; *gens du plus bas étage.* Die gemeinen Leute; *gens du vulgaire.* Gemeines Herkommen, gemeiner Stand; *roture; naiſſance baſſe, baſſeſſe de naiſſance.* Gemeine pöbelhafte Redensarten; *des baſſeſſes, mots bas.* Eine gemeine Perſon; *une perſonne roturière.* Wie ſeyd ihr doch ſo gemein in eurer Aufführung! *que vous êtes vulgaire.* Er hat ſehr gemeine Sitten an ſich; *il a des manières aſſez populaires.*

Gemein *ſignifie auſſi, qui ſe trouve aiſément & en abondance.* Die Melonen ſind in dieſem Jahr ſehr gemein; *les melons ſont fort communs cette année.* Die gemeinſten Kräuter; *les herbes les plus communes.*

On dit: Dieſes Gût trägt in einem gemeinen Jahre ſo viel ein; *cette terre vaut tant de revenu, année commune; pour dire: bon an, mal an, en compenſant les mauvaiſes années avec les bonnes.*

Gemein machen; *rendre public; divulguer, publier, profaner. it.* Sich gemein, zu gemein machen; *ſe familiariſer; ſe rendre trop familier.* Sich gar zu gemein machen; *ſe donner, (prendre) des privautés avec qq. un: ſe rendre trop libre.* Sich mit ſchlechten Leuten gemein machen; *s'encanailler.* Ich habe mir dieſe Sprache gemein gemacht; *je me ſuis rendu cette langue familiere.*

Gemein, gemeiniglich, insgemein; *adv. A l'ordinaire, à la commune, ordinairement, familièrement, en commun, communément, fréquemment, univerſellement, en général, publiquement, populairement, vulgairement, trivialement.*

Es iſt wohl kaum nöthig, zu bemerken, daß dasjenige, was oben erinnert worden, nicht die Abſicht haben kann, Herrn Schwan's Verdienſte zu ſchmälern. Sein Wörterbuch iſt immer die erſte mit Verſtande ausgeführte Arbeit dieſer Art, welche von unzäh-

ligen

ligen Mängeln und Fehlern seiner Vorgänger frey ist. Ist sie gleich jetzt noch von der Vollkommenheit entfernt, so kann sie ihr doch in Zukunft näher kommen, weil es einem so gemeinnützigen Buche an mehrern Auflagen nicht fehlen kann. Und denn ist ja auch mein Wörterbuch, welchem der Herr Verfasser in Ansehung des Deutschen gefolget ist, von Fehlern und Mängeln nicht frey, wie aus den zahlreichen Verbesserungen und Zusätzen erhellen wird, welche ich in dem fünften und letzten Bande zu liefern gedenke. Sollte es Herrn Schwan gefallen, bey einer neuen Auflage einige der vorigen Erinnerungen zu befolgen, so würde dadurch zugleich vieler Raum erspart, und das Werk minder kostbar gemacht werden.

9.

Deutsche Sprachlehre für Damen.

In Briefen, von Carl Philipp Moritz.
Berlin, bey Arnold Wever, 1782.
1 Alph. 12 Bog. in klein 8.

Herr Conrector Moritz hat sich bereits durch eine kleine Schrift über den Gebrauch des Dativs und Accusativs als einen Sprachforscher besserer Art gezeigt, welcher das Wesen der Sprache in ihr selbst aufzufinden, nicht aber willkührlich hinein zu tragen sucht, und noch weniger sein ganzes Sprachverdienst auf eine neu ersonnene Orthographie gründet; daher wir von seinem Buche ein wenig umständlicher reden müssen.

Da der Verfasser seine Arbeit zunächst für Damen bestimmt hat, so muß man auch diesen Gesichtspunct nicht aus den Augen verlieren, weil man sonst Gefahr laufen könnte, Bestimmtheit, Gründlichkeit und fruchtbare Kürze in derselben zu vermissen. Damen wollen auf eine angenehme Art unterhalten, nicht aber durch trockne Gründlichkeit ermüdet werden. Besitzt denn der Verfasser die Kunst, sie durch den Reitz der Unterhaltung unvermerkt auf Gegenstände zu führen, deren

Dürre sie sonst auf immer abgeschreckt haben würde: so verdienet er den Dank der ganzen Nation, weil dieß der einige Weg ist, den schönern Theil derselben auf die Reinigkeit und Richtigkeit der Sprache aufmerksam zu machen, welche bey diesem Geschlechte, wegen seines gemeiniglich feinern Geschmackes gewiß gewinnen werden, so bald derselbe sie nur seiner Aufmerksamkeit würdig findet. Daß Herr Moritz diese Kunst in einem glücklichen Maße besitzet, wird ihm niemand absprechen können, der diese Sprachlehre nur mit einiger Aufmerksamkeit durchlesen will.

Aus dieser Absicht rühret denn auch die Briefform her, welche, aus andern Gesichtspuncten betrachtet, für eine Sprachlehre zu unbequem und weitschweifig seyn würde, aber hier ihre gute Dienste thut, indem sie eine der bequemsten ist, auf eine unterhaltende Art zu unterrichten. Es sind der Briefe in allem funfzehen, deren Inhalt ich kürzlich anzeigen will.

Erster Brief. Das Vergnügen, welches die nähere Kenntniß der Sprache gewähret. In der Sprache findet sich die genaueste übereinstimmung aller einzelen Theile zum Ganzen; die Art und Weise dieser übereinstimmung einzusehen, ist eine der reitzendsten Beschäftigungen. Entzweck der Sprachlehre. Sie legt die geheimen Fugen aus einander, wodurch das Gebäude

unserer

unserer Sprache sich in einander schließt, und lehret uns die Sprache, als die erste Quelle aller menschlichen Wissenschaften kennen. Freylich ist die Sprache nur das Werkzeug in der Hand des Künstlers; aber auch die Güte der Werkzeuge erhöhet die Kunst. Je besser die Flöte ist, desto besser ist der Ton. Dem Philosophen ist sie indessen noch etwas mehr als ein bloßes Werkzeug; sie ist ihm der Urstoff, worin alle menschliche Kenntnisse als in ihrem Keime schlummern, und woraus sich eine nach der andern entwickelt hat.

Zweyter Brief. Von der Sprache überhaupt. Sie ist eine Sammlung von einzelen Bildern, welche schon in unserer Seele liegen, und woraus bey jedem Anlasse ein neues Bild zusammen gefüget wird. Dieses wird mit einer kleinen Erzählung sinnlich gemacht, bey welcher Gelegenheit die Dame zugleich einen Begriff von dem Substantivo, dem Verbo und der Präposition bekommt. Vorzug der Sprache vor der Mahlerey. Diese schildert nur die Handlung eines Augenblickes; jene die ganze fortdauernde Handlung.

Dritter bis fünfter Brief. Die Entwickelung der einzelen Arten der Wörter wird hier fortgesetzt. Anfänglich freylich nicht nach den Arten des Begriffes, welche sie in der Reihe der Vorstellungen bezeichnen, welches für die Dame noch zu abstract seyn würde, son-

dern nach den Eindrücken, welche sie auf uns machen, daher die Eintheilung in Bildwörter, Tonwörter, Empfindungswörter und Verhältnißwörter, nachdem sie uns entweder an ein Bild, oder an einen empfundenen Ton, oder an eine Empfindung, oder endlich auch an ein Verhältniß erinnern. Diese Begriffe werden an einer Geßnerischen Idylle anschauend gemacht; allein indem der Verfasser durch obige Eintheilung der Wörter nach ihren Eindrücken auf uns, bloß scheinet täuschen und unterhalten zu wollen: so weiß er doch sehr geschickt, gründlichere Betrachtungen mit einzuflechten, und die Dame nicht nur auf die wahren Begriffe der Redetheile vorzubereiten, sondern sie auch mit vielen Gegenständen aus der Etymologie, der Biegung der Wörter u. s. f. unvermerkt bekannt zu machen.

Sechster Brief. Fortsetzung der Entwickelng einiger Gegenstände aus der Lehre von der Biegung auf Veranlassung der vorigen Idylle. Bezeichnung des Zukünftigen und Vergangenen. Von dem Worte nein. Unvermerkte Erklärung des Activi und Passivi. Betrachtung des Verbi seyn.

Siebenter Brief. Einige Rückblicke auf das Ganze der Sprache. Sie erweckt nicht bloß vermittelst der Worte Bilder, welche schon in der Seele schlummerten, um neue Bilder daraus zusammen zu setzen; sie

thut noch mehr, indem sie selbst unsern Sinnen bey der Betrachtung der Natur zu Hülfe kommt, und zugleich dem Gedächtnisse ganz allein Dauer und Festigkeit gibt. Dieser Vortheil der Sprache wird sehr anschauend und überzeugend bewiesen, und zugleich der Ursprung der Sprache und mit ihr der ersten klaren Erkenntniß sehr geschickt mit eingewebt.

Achter Brief. Der Verfasser kommt nunmehr dem Begriffe der Redetheile näher. Zuerst Entwickelung des Substantives, als des Nahmens der Dinge. Eintheilung der Substantive, nach den Dingen, deren Nahme sie sind, entweder für sich bestehender, oder nur als für sich bestehend gedachter Dinge. Zu den letztern gehören die Nahmen der Materien, woraus die erstern gebildet sind, die Nahmen solcher Dinge, bey welchen man sich nichts einzeles vorstellen kann, solche, welche eine ganze Reihe dunkeler Vorstellungen auf einmahl erwecken, z. B. Belohnung, und die so genannten Abstracta. Der Begriff der beyden letztern wird sehr angenehm entwickelt.

Neunter Brief. Entwickelung des Artikels. Sehr richtig, indem er hier nicht als ein bloßes Geschlechts- oder Declinations-Zeichen erscheint. Beyläufig von dem Geschlechte der Substantive. Entwickelung der Pronominum. Unterschied der Eigenschaft und der

Beschaffenheit, vollkommen richtig und ganz nach den in meinen Sprachlehren davon gegebenen Begriffen. Beyde geben der Sprache Licht und Schatten. Von den Umstandswörtern; sehr einleuchtend und wahr.

Zehnter Brief, von dem Bau der Rede, der hier sehr faßlich aus dem Bedürfnisse, sich verständlich auszudrucken, entwickelt wird. Wichtigkeit des Verbi ist; es ist die Seele der ganzen Sprache, und liegt in allen übrigen Verbis zum Grunde. Entwickelung des Subjectes und der nähern Bestimmungen des Verbi durch dessen Casus, durch die Präpositiones mit ihren Casibus, u. s. f. wo doch die neuen Deutschen Kunstwörter den sonst hellen Vortrag des Verfassers ein wenig verdunkeln. Erklärung des Genitives bey einem andern Substantive. Richtiger Gebrauch der Unterscheidungszeichen aus dem Baue der Rede hergeleitet.

Eilfter Brief, von den Fugen der Rede, worunter der Verfasser die Lehre von der Biegung der Wörter in dem Zusammenhange der Rede, oder die so genannte Rection verstehet. Die neuen Kunstwörter sind auch hier der Verständlichkeit nachtheilig, und es ist zu besorgen, die Dame werde darüber einnicken. Von Verbis mit dem Dativo, sehr faßlich und richtig. Vertheidigung des doppelten Accusatives bey dem Verbo lehren; fast ein wenig zu spitzfindig.

Zwölfter

Zwölfter Brief, von den unpersönlichen Verbis, und ihrem Casu. Eintheilung derselben, nachdem sie entweder Veränderungen außer uns oder in uns, und im letztern Falle entweder Veränderungen des Körpers oder der Seele bezeichnen. Ursache, warum man mich dünkt und mir däucht sagt; bey dünken betrachten wir uns als das nächste Ziel, bey däuchten aber nur als den Zweck dessen, was in der Seele vorgehet. Von den verschiedenen Arten der Präpositionen und ihren Casibus. Ohnedem und dem ohngeachtet, welche hier gebilliget werden, sind im Hochdeutschen in der That nicht so allgemein, daß ihnen nicht die bessern ohne dieß und dessen ungeachtet vorgezogen werden könnten und billig sollten. Tabelle über die Präpositionen. Verbindung des Verbi mit dem Nennworte und Conjugation desselben. Von den Participiis, sehr kurz, und nur von ihrer Bildung, nichts von ihrem Gebrauche.

Erst im dreyzehnten Brief kommt der Verfasser auf die Bildung der Wörter, welche in einer systematischen Sprachlehre hier ein wenig am unrechten Orte stehen würde. Von abgeleiteten Wörtern und ihrem Tone; sehr kurz und unvollständig. Von den Buchstaben und ihren Schriftzeichen. Der Verfasser hält sie mit vielen ältern für Figuren des bey ihrer Hervor-

bringung geöffneten Mundes; eine weit wahrscheinlichere Entstehungsart derselben habe ich in meiner Geschichte der Cultur des menschlichen Geschlechtes angegeben. Die Vocale werden hier irrig für die einigen wahren Laute in der Sprache und für den Grundstoff derselben gehalten; sie bezeichnen ja nur die Öffnung des Mundes, mit welcher die Consonanten, die wesentlichsten Bestandtheile der Sprache, hervor gebracht werden; daher bezeichneten auch die ältesten Sprachen sie nicht. Bloße Vocale allein können keine vernehmliche Rede ausmachen, noch eher Consonanten allein, obgleich nur zur Noth. Mängel unsers Alphabetes. Von den Dehnungszeichen; nicht überall ganz richtig. Von dem gedoppelten e. Von dem th, von welchem ein wenig zu verächtlich geurtheilet wird.

Vierzehnter Brief. Fortsetzung der im vorigen abgebrochenen Lehre von der Orthographie. Unterscheidung der verwandten Consonanten. Unbillige Vertauschung des c mit k und z. Was S. 514 f. von dem g gesagt wird, ist der wahren Hochdeutschen Aussprache nicht völlig gemäß. Von dem v. Von dem s; daß das s vor p und t zu Anfange der Wörter, wie ein sch ausgesprochen wird, geschiehet nicht bloß in Obersachsen, sondern in dem ganzen mittlern und südlichen Deutschlande,

kunde, folglich in dessen größtem Theile. Unterschied des ß und ſſ. Warum man daß und das schreibet; sehr einleuchtend, wenigstens erhellet daraus, daß es kein blinder und willkührlicher Unterschied ist.

Funfzehnter und lezter Brief. Zum Beschlusse etwas von dem Ursprunge der Sprache. Nicht Nachahmung des Tönenden soll sie veranlasset haben, weil so viele Wörter mit keinem Naturtone verglichen werden können; sondern dunkele Empfindung der jedesmahlichen Gestalt der Sprachwerkzeuge, womit ein Schall hervor gebracht wird. Der Verfasser hat aber wohl nicht bedacht, daß der von ihm gegen den obigen Ursprung gemachte Einwurf sich hier tausendmahl öfter einwerfen läßt. Überdieß sagt der angegebne Ursprung noch mehr als nichts, indem der Schall, den die jedesmahlige Gestalt der Sprachwerkzeuge veranlasset, für den Grund des Wortes angegeben wird, da doch beyde nur ein und eben dasselbe Ding sind. Was S. 543 von dem l zum Beweise des angegeben Ursprunges der Sprache gesagt wird, beweiset gerade den Ursprung derselben aus Naturlauten, deren Nachahmung das l ist. Doch zum Glück bricht der Verfasser hier sehr bald selbst ab, und schließt damit das ganze Buch.

Aus dieser kurzen Darstellung des Inhaltes erhellet zugleich, daß der Verfasser in diesem Buche nicht eigentlich eine Sprachlehre im gewöhnlichsten Verstande liefern wollen, wozu denn doch weit mehr Vollständigkeit und systematische Ordnung nöthig gewesen seyn würde, sondern nur Briefe über die Sprachlehre. Und in dieser Rücksicht verdienen sie alle Empfehlung, sowohl um der Gründlichkeit und Wahrheit, als auch um des unterhaltenden und faßlichen Vortrages willen. Der wahre Gesichtspunct wird in den allermeisten Fällen sehr richtig getroffen, und auf das anschauendste dargestellet. Auch die Schreibart ist bis auf manche ohne Noth gebrauchte fremde Wörter, (z. B. Räsonnement, Lectüre, Interesse u. s. f.) rein, und wo der Gegenstand es verstattet, blühend.

10.

Die historischen Bücher des alten Testaments — so wie sie auf Befehl des Römischen Königes Conrad des vierten, in der Mitte des dreyzehenten Jahrhunderts in einer gereimten Übersetzung entworfen worden sind. Aus einer gleichzeitigen Handschrift auf der öffentlichen Stadt-Bibliothek zu Hamburg mitgetheilt, von Gottfried Schütze. Hamburg in der Heroldschen Buchhandlung, 1779. 1 Alph. 10 Bog. in 4.

Der gereimten Übersetzung der historischen Bücher des alten Testamentes zweyter und letzter Theil. — Hamburg, 1781. 1 Alph. 13 Bog. in 4.

So sehr sich das dreyzehente Jahrhundert durch die in demselben wieder erwachende Liebe zu den schönen Künsten und höhern Wissenschafen unter seinen Brüdern auszeichnet, so sehr zeiget sich doch alles nur noch in dem ersten rohen-Anfange, und dem bloßen Aufkeimen. Einer der auffallendsten Beweise davon

ist

ist der, daß man sowohl das eigentliche Gebieth der Dichtung, als auch den Begriff der wahren Geschichte und des einigen ihr angemessenen Vortrages ganz verkannte, und wahre Geschichte in einem dichterischen Gewande vortragen wollte. Das war nun der nächste und sicherste Weg, nicht nur die Dichtung zur elendesten Reimerey, sondern auch die wahre Geschichte zu einem abgeschmackten Romane herab zu würdigen.

Unter andern fielen die historischen Reimer dieser Zeit auch auf die Bibel; allein sie blieben dabey nicht bloß bey dem Texte derselben stehen, sondern sie verbanden damit den Gottfried von Viterbo, die Historiam scholasticam, und andere ähnliche historische Mißgeburten, und machten aus dem allen ein abentheuerliches Ganzes, welches sie entweder eine Chronik oder auch eine Übersetzung der Bibel nannten. Gegenwärtiges von dem Herrn Doct. Schütz heraus gegebene Werk ist eines dieser Art, und so unbedeutend es aus den obigen Umständen sowohl in Ansehung der Dichtung, als auch der Geschichte seyn muß, so schätzbar ist es doch in Rücksicht auf die Sprache, daher die Bekanntmachung dieser, so wie aller ähnlicher Überbleibsel, den wärmensten Dank des Sprachforschers verdienet.

Die

Die hier bekannt gemachte Handschrift ist aus der ehemahligen Uffenbachischen Bibliothek, deren handschriftliche Schätze, wie bekannt ist, in die öffentliche Bibliothek zu Hamburg gekommen sind. Allein sie ist sehr mangelhaft, indem das ganze erste Buch Mosis, und ein großer Theil des zweyten fehlet, und sie erst mit 2 Mos. Kap. 32, 30. angehet, und mit dem Tode Davids im zweyten Kap. des ersten Buches der Könige schon wieder aufhöret. Daß wir noch vollständigere Abschriften davon haben, wird aus dem folgenden erhellen. Da es dem Herrn D. Schütz nicht gefallen hat, sich über die Veranlassung und Geschichte dieser Übersetzung umständlich heraus zu lassen, so will ich das wenige, was mir davon bekannt ist, hier mittheilen.

Man kennet besonders zwey Arbeiten dieser Art, beyde ungefär aus der Mitte des dreyzehenten Jahrhundertes, eine, welche auf Befehl des Römischen Königes Conrad 4, welcher von 1250 bis 1254 regierte, verfertiget ward, und eine, welche Landgraf Heinrich von Thüringen veranlaßte. Von beyden sind häufige Abschriften bekanut, und mehrere sind vielleicht noch an unbekanuten Orten verborgen.

Von der ersten Übersetzung befinden sich Abschriften: 1. in der kaiserlichen Bibliothek zu Wien, in 4, welche ehedem dem Wolfg. Lazius gehörte, aber nur in zwey

Stücken beſtehet, wovon das eine von der Schöpfung bis auf den Tod Joſephs gehet, und das zweyte die acht erſten Kapitel des zweyten Buches Moſis enthält. Eine kurze Nachricht davon aus den Gottſchediſchen Sammlungen, wo ſie aber ſehr unkritiſch in das eilfte Jahrhundert geſetzt wird, befindet ſich in den Hamburgiſchen Unterhaltungen, B. 8. Daß ſie ein Stück unſerer gegenwärtigen Arbeit iſt, ſchlieſſe ich aus dem Anfange des zweyten Buches Moſis, welcher von Gottſcheden folgender Geſtalt angeführet wird:

Ein Buch heizet Exodus
Darinnen leſen wir ſus,
Wie Jacobes chinne
Ze lande heim ſunne u. ſ. f.

2. In der Stadt-Bibliothek zu Wien, welche Lambacher in dem Cat. Bibliothecae Vindob. civicae, Th. 1. und Gottſched in dem Neueſten B. 1. S. 246, beſchreibt. Sie fängt ſich an:

Richer Got Herre uber alle chraft
Des lobt dich alle herſchaft
Orthaber alle wisheit
Lob und ere ſei dir geſeit, u. ſ. f.

Die Stelle, worin des Königes Conrad gedacht wird, lautet daſelbſt ſo:

Ob mir Got der jare gan
Daz ich es mach gedienen dran
Daz ist der chunic Conrad
Des keysers kind der mir hat
Gebotten und des bat mich
Inneclichen das ich
Durch in die mere tichte u. s. f.

Auch diese Abschrift ist nicht ganz, indem sie nur bis auf den Salomo gehet, aber von einem spätern Johann von München fortgesetzt worden. 3. In dem Kloster Gleineck in Österreich, welche von dem ersten Buche Mosis bis auf das vierte Buch der Könige gehet, und sehr vollständig ist, indem sie auch die Geschichte anderer Völker, und besonders den Trojanischen Krieg enthält. Pez führet in seinem Glossario viele Stellen daraus an. 4. Goldast in Paraenet. vet. gedenkt, vermuthlich aus der Hohen-Emsischen Bibliothek, gleichfalls einer solchen Abschrift, welche sich anfängt:

Richer Got Herre uber alle kraft
Voget himmelscher Herskaft.

5. Eine andere Abschrift besaß Johann Hering, aus welcher er in seiner Schrift de Molendinis eorumque jure, Frankfurt, 1625. 4. einige Stellen abdrucken ließ. Er versprach sie heraus zu geben, welches aber nicht geschehen ist. Allein er irrete sehr, wenn er einen Gott-

fried von Vicerne (von Viterbo,) für den Verfaſſer angab, weil dieſer nie Deutſch geſchrieben hat. 6. Litzel beſchreibt in Ötters hiſtor. Bibl. Th. 1. S. 94. eine von ihm aus der Obrechtiſchen Bibliothek erkaufte Abſchrift. Ihr Anfang iſt:

Richter Got herre ubir alle kraft
Vogt himilſcher herſchaft
Ob allin kreften ſwebit din kraft
Des lobet dich elliu herſchaft
Orthabir allir wisheit
Lob und ere ſi dir geſeit u. ſ. f.

Der Verfaſſer verſichert darin, daß er mit dem Kaiſer Friedrich 2. einen Zug nach Italien gethan, und Florenz habe einnehmen helfen. Die Abſchrift gehet bis 2 Kön. 4, 44. 7. Eine andere Abſchrift befand ſich in der Raimund-Kraftiſchen Bibliothek, welche Schelhorn in den Amoenit. litter. Th. 3. S. 12 f. beſchreibet. Sie gehet gleichfalls nur bis 2 Kön. 4. Die obige Stelle von dem Könige Conrad lautet hier folgender Geſtalt:

Min liebir Herre durch den ich
An diz buch noch min erbeit
Mit getichte han geleit
Vnd iz mit gottis helfe wil
Für ſich tichten uf daſ zil

Ob

Ob mir gott der jare gan
Das ich im mag gedienen dran.
Daſ iſt der kunig Chunrat
Des keiſers kint der mir hat
Geboten und des bete mih.
Geruchte biten des, daſ ich
Durch in dü mere tichte
Von anegenge berichte u. ſ. f.

§. In der Wolfenbütteliſchen Bibliothek befindet ſich eine Abſchrift unter der Aufſchrift: Hie hebt ſich an die Wiebel und die Chronic u. ſ. f. Die beyden erſten Verſe lauten hier ſo:

Chriſt herr uber alle chraft
Voit himmeliſcher herſchafft.

Es ſollen ſich auf dieſer Biblothek noch zwey Abſchriften befinden, von welchen ich doch keine weitere Nachricht geben kann. Eben ſo wenig kann ich von den von Gotzingern in Bibliothecario quadripartito, S. 147. Joh. Friedrich Maiern in hiſt. verſ. German. Biblior. und Joh. Sauberto in Palaeſtra theol. philol. S. 193, erwähnten Abſchriften ſagen. 9. Endlich die Hamburgiſche, aus der Uffenbachiſchen Bibliothek, welche Herr D. Schütz in dem gegenwärtigen Werke heraus gegeben hat. Die mehrmahls angeführte Stelle lautet hier ſo:

Min liber herre durch den ich
An diz buch nach mynre arbeit
Min gediechte geleit
Vnde ez mit godes helffe wil
Vorbaz diechten uff daz ziel
Obe mir got der eren gan
Daz ich yme mag gedienen daran.
Des keisers kint der mir hat
Geboden daz ich do diechte
Durch yne die mere von angenge bericchte
Wie got nach ir werde
Geschueff hiemel vnde erde, u. s. f.

Aus dem obigen erhellet, daß die Hamburgische Abschrift eine der unvollständigsten ist, und daß es an andern Orten weit vollständigere gibt, ob sie gleich gar sehr von einander abweichen, indem jeder Abschreiber, nach der Gewohnheit der mittlern Zeit, den Text nicht nur nach seiner Mundart veränderte, sondern auch wohl nach Belieben davon und dazu that.

Wer der Verfasser dieser Übersetzung gewesen, ist noch sehr unbekannt. Theodor Bibliander de ratione communi omnium linguarum, S. 49, der gleichfalls eine Abschrift gelesen zu haben versichert, gibt einen Rudolph von Hohen-Ems für den Verfasser an, und ihm sind fast alle spätere Schriftsteller gefolget, nur

mit

auf den Bauernkrieg, auf die an ihm Schuld hat der Adel, auf die Bauern, die sich nicht zu helfen wissen, auf die Fürsten, die sich nicht zu helfen wissen, auf die Geistlichen, die sich nicht zu helfen wissen, auf die Gelehrten, die sich nicht zu helfen wissen, auf die Juden, die sich nicht zu helfen wissen, auf die Türken, die sich nicht zu helfen wissen, auf die Ketzer, die sich nicht zu helfen wissen, auf die Heiligen, die sich nicht zu helfen wissen, auf die Sünder, die sich nicht zu helfen wissen, auf die Teufel, die sich nicht zu helfen wissen, auf die Hölle, die sich nicht zu helfen weiß, auf den Tod, der sich nicht zu helfen weiß, auf das Leben, das sich nicht zu helfen weiß, auf die Welt, die sich nicht zu helfen weiß, auf Gott, der sich nicht zu helfen weiß.

Meinen Segensgruß in ungebundener Rede.

Gut ist dies wohl nicht meines Herzens — sonst, wüßte man dieses auch, hat man doch die Gedanken, wie der Teufel sagte, nicht zu verbieten.

Die ganze Rede dient für sich selbst. Sie ist ein Gemisch von Ernst und Scherz, wie es damals Mode war.

Zum Ernst sind die Gedanken über den Bauernkrieg, über die Ursachen, die ihn hervorgerufen haben, über die Schuld, die jeder Stand daran hat, über die Unfähigkeit, sich zu helfen, über die Unfähigkeit, sich zu helfen, über die Unfähigkeit, sich zu helfen

weiß: 1. in der herzoglichen Bibliothek zu Gotha, welche sich so anfänget:

Criſt herre keiſer uber alle craft
Voit himeliſcher herſchaft
Gott kunic über allir engel her
Dir dienet gar an alle wer
Swas in ſinen namen ie
Geſchepfete eigenſchaft entphie u. ſ. f.

Und die Stelle, worin des Landgrafen gedacht wird, lautet folgender Gestalt:

Min here lantgrefe Heinrich
Von Duringen der vurſte wert
Der des hat an mir gegert
Dan ich das buch berichte
Von Latin in Dutſch getichte.

Dieſe Abſchrift gehet nur bis auf das Buch der Richter, nach deſſen Endigung die Worte folgen: Finito libro ſit laus et gloria Chriſto. Ich entlehne dieſe kurze Nachricht aus Gottſcheds Neueſten B. 1. S. 246, der dieſe Abſchrift in Händen hatte. Cyprian de Biblioth. Gothana gedenkt S. 18 eines ähnlichen in eben derſelben Bibliothek befindlichen Chronici univerſalis, deſſen erſte zwey Zeilen gerade die oben angeführten ſind, von welchem er aber hinzu ſetzt, daß es bis auf Papſt Urban 3 gehe. Vermuthlich iſt es alſo von dem vorigen noch

verſchie-

verschieden. Tenzel in monathl. Unterredungen 1691, S. 923 gedenkt noch einer in der Gothaischen Bibliothek befindlichen Handschrift in Fol. auf Papier, welche eine gereimte Chronik von Anfang der Welt bis auf den Kaiser Friedrich 2 enthält, an welcher aber das erste Blatt fehlet. Dieses scheinet vielmehr eine Abschrift der vorigen Conradinischen Arbeit zu seyn. 2. J. G. Schelhorn beschreibt in den Beytr. zur krit. Hist. der Deutschen Sprache B. 1. S. 593 f. eine sehr prächtige Abschrift, von welcher er glaubt, daß sie dem Landgrafen Heinrich selbst gehöret habe; aber ohne dabey zu bemerken, wo sie sich befindet, welches desto unangenehmer ist, da sie eine der vollständigsten ist, und bis auf den Sultan Saladin gehet. Sie fängt sich an, wie die vorigen:

Christ herre über alle kraft
Voyt himlischer herschaft.

Der Verfasser gibt in der Einleitung seine Quellen sehr aufrichtig an, welche außer der Bibel, Gottfried von Pieeren (von Viterbo,) und die Historia scholastica sind. Die obige Stelle lautet hier so:

Dez gepet mich gepeten hat
Daz ich daran arbait mich
Mein herr der lantgraf *Hainreich*
Von Dürgen der vürst wert
Der dez hat an mich gegert

Daz ich daz püch bericht
Von Latin in Däutſch tícht
Dez dienſtes und der arbait
Sol ich nu gern ſein bereit.

3. Eine ähnliche, aber bey weitem nicht ſo vollſtändige Abſchrift befindet ſich auf der hieſigen Pauliner-Bibliothek, welche Horn in der Hand-Bibliothek S. 775 f. beſchreibet und weitläufige Stellen daraus anführet. Der Anfang und die Veranlaſſung des Buches kommen, bis auf einige orthographiſche Abweichungen, genau mit der vorigen überein. 4. Daß ſich eine ähnliche Abſchrift auch in der herzoglichen Bibliothek zu Weimar befinden müſſe, läßt ſich aus Geßners Gratiar. act. pro commiſſ. Bibl. Duc. S. 56 ſchließen. 5. Auch die auf der hieſigen Raths-Bibliothek befindliche Hiſtoria ſcholaſtica rhythmis Germanicis iſt vermuthlich nichts anders.

Wer der Verfaſſer dieſer zweyten Arbeit ſey, wird, ſo viel ich weiß, nirgends gemeldet. Aus dem obigen erhellet, daß ſie mit der Conradiniſchen viele Ähnlichkeit hat, und daß die eine vermuthlich nur eine Nachahmung der andern iſt. Iſt Landgraf Heinrich von Thüringen wirklich Heinrich Raſpo, ſo iſt die letztere das Original, die erſtere aber nur eine Copie.

Es gibt hin und wieder noch mehrere Abschriften, z. B. in der königlichen Bibliothek zu Berlin; allein, da mir genauere Nachrichten davon fehlen, so weiß ich nicht, zu welcher von beyden vorigen Arbeiten ich sie rechnen soll. Goldast in Paraenet. vet. gedenkt mehrmahls auch eines Conrad von Helmstorf Collationis novi testamenti cum veteri historia, welche Löscher in Litterat. Celta S. 7. Biblia abbreviata nennet, und in das vierzehente Jahrhundert setzt. Allem Ansehen nach ist sie auch nichts anders, als entweder eine ähnliche Arbeit, oder eine Umarbeitung einer der vorigen.

Ich bin bey diesen Nachrichten ein wenig umständlich gewesen, um andere, welche Gelegenheit dazu haben, dadurch zu veranlassen, die hin und wieder noch vorhandenen Abschriften ein wenig genauer zu untersuchen, und wo möglich mit einander zu vergleichen, weil dadurch ein nicht unbedeutender Umstand in der gelehrten Geschichte des mittlern Zeitalters aufgekläret werden kann.

Um wieder auf das gegenwärtige Werk zu kommen, so ist es, wie schon bemerket worden, ein Abdruck einer sehr unvollkommenen Abschrift der von Conrad 4 veranstalteten Übersetzung, Herr D. Schütz hält die Handschrift, woraus derselbe veranstaltet worden, für

gleichzeitig; allein sie scheinet, der Sprache nach, eine der jüngsten zu seyn, daher sie in dem Uffenbachischen Verzeichnisse gewiß nicht zu jung gemacht worden, wenn sie daselbst in den Anfang des vierzehenten Jahrhunderts gesetzt wird. Herr D. Schütz liefert in dem ersten Theile, das Buch Josua, der Richter, Ruth, und das erste Buch Samuelis, und in dem zweyten, das Fragment des zweyten Buches Mosis, nebst dem dritten, vierten und fünften Buche, das zweyte Buch Samuelis und ein Fragment von dem ersten Buche der Könige, so weit nähmlich die Handschrift reicht. Warum hier von der natürlichen Ordnung abgegangen, und die Bücher Mosis in den zweyten Band gesetzt worden, wird uns nicht gesagt.

Es ist unnöthig, von dem Inhalte selbst etwas hinzu zu setzen, indem derselbe sowohl von der Seite der Geschichte, als der Dichtung betrachtet, sehr unbedeutend und unwichtig ist. Daß der Übersetzer sich nicht allein an die Vulgata gehalten, sondern hin und wieder weltliche Geschichte aus den oben schon genannten Quellen mit eingemischet, und alles nach seiner Art paraphrasiret hat, ist bereits in dem vorigen bemerket worden.

Desto wichtiger ist dieses Werk und alle ähnliche für den Sprachforscher, der nicht zu viel Denkmähler dieser Art bekommen kann, veraltete Stämme noch gangbarer

Wörter

Wörter zu entdecken, den Stufengang der Bedeutungen vollzählig zu machen, und den Grund mancher unbekannter Analogien einzusehen. Herr D. Schütz verdienet daher für die Bekanntmachung dieses Alterthumes allen Dank, zumahl da er zur Erleichterung seiner Leser die dunkelen und veralteten Wörter am Ende des zweyten Theiles kurz aber doch hinlänglich erkläret hat. Da die Hamburgische öffentliche Bibliothek noch mehrere, und zum Theil noch wichtigere Schätze dieser Art besitzet, so ist sehr zu wünschen, daß man sie auf ähnliche Art bekannt machen möge.

II.

Proverbiorum Copia, etlich viel hundert lateinischer und Teutscher schöner und lieblicher Sprichwörter, wie die Teutschen auf Latein und die lateinischen auf Teutsch ausgesprochen, mit schönen Historien, Apologis, Fabeln und Gedichten geziert, durch Eucharium Eyering, weiland Pfarrherrn zu Streuffdorf. Eisleben, 1601. 2 Alph. 4 Bog. in 8.

Da dieser längst vergessene Dichter wenigstens aus einer Ursache merkwürdig ist, so wird es nicht undienlich seyn, sein Andenken hier mit wenigem zu erneuern.

Von dem Verfasser weiß ich wenig mehr, als was auf dem Titel von ihm gesagt wird, daß er Pfarrherr zu Streuffdorf, vermuthlich im Mansfeldischen gewesen, und daß er 1601 bereits verstorben war. In dem Buche selbst versichert er S. 121 und 784, daß er aus Königshofen im Grabfelde gebürtig gewesen. Nach J. C. Wenzel in Anal. hymnicis B. 1. St. 2. S. 58, hat er auch Sommer-Theil der Evangelien gesangweise, 1589. 8. und Sommer- und Winter-Theil der

Evan-

Evangelien gesangweise geschrieben, welches letztere sich handschriftlich in der Uffenbachischen Bibliothek befand.

Von gegenwärtigem Werke über die Sprichwörter gibt Hr. Joh. Georg Schelhorn in seinen Ergötzlichkeiten Th. 2. S. 120 f. einige Nachricht, woraus erhellet, daß es eigentlich aus drey Bänden bestehet, welche zu Eißleben von 1601 bis 1603 heraus gekommen sind, aber sehr selten beysammen angetroffen werden. Da der Verfasser seine Sprichwörter nach den Anfangsbuchstaben geordnet hat, so gehet der erste Theil von A bis D, der zweyte von E bis G und der dritte von H bis Z.

Daß der Verfasser von einem Sprichworte keinen deutlichen Begriff gehabt hat, sondern bald eine Sentenz, bald ein Gleichniß, bald gar nur eine bildliche Redensart dafür hält, wird man ihm hoffentlich gern vergeben, indem sich dieser Vorwurf fast allen ähnlichen Arbeiten dieser Zeit machen läßt. Das Sprichwort, oder was der Verfasser dafür ansiehet, ist erst in das Lateinische übersetzt, und dann folgt eine poetische oder vielmehr gereimte Erklärung in einer weitschweifigen prosaischen Schreibart, so wie man sie aus seinem Zeitalter vermuthen kann. Mit unter auch Plumpheit und Schmutz.

Was indessen diese Arbeit, mir wenigstens, merkwürdig macht, sind die vielen mit eingestreuten Erzählungen und Fabeln, die freylich nicht alle von des Verfassers Erfindung sind, besonders was die Fabeln betrifft, welche er fast insgesammt aus den zu seiner Zeit gangbaren Quellen geschöpfet, aber sie größten Theils erträglich erzählet hat. Und in so fern verdienet auch dieses Werk einige Aufmerksamkeit, indem unsere Litteratur von Burkhard Waldis an bis auf die neuern Zeiten an Fabeldichtern so unfruchtbar ist, wovon sich die Ursachen leicht angeben ließen, wenn hier der Ort dazu wäre. Ich will vielmehr ein Beyspiel von des Verfassers Art zu erzählen hier mittheilen.

* * *

Die Fabel von den Affen und der Älster lautet hier folgender Gestalt.

Deßgleich der Aygerhätz es gieng,
Die sich dermal eins vnterfieng,
Vnd sich in frembde hendel schlug,
Darzu sie wider recht noch fug,
Den Affen Räht, lehr geben wolt,
Die krigt eben ein solchen Sold,
Dann als die Affen Winters zeit,
Der Kelt auch gern weren gefreyt,
In einem dicken Wald warn leben,
Darein der Mond sein schein thet geben,

Zwischen

Zwischen den Beumen wie ein Liecht,
Vnd sonst (vor viel der Beumen) nicht,
Meinten die Affen all gemein,
Solcher schein thet ein Fewer sein,
Vnd hetten allesampt kein ruh,
Trugen im Wald viel Holz herzu,
Vnd legtens an des Mondes schein,
Bliesen mit Affen Meulern drein,
Stunden all vmb das Fewer rumb,
Wie viel jr waren in der Sum,
Wermbten jhr vnbedeckte Kunst,
Dann sie kein Schurtzfleck haben sunst,
Vnd jn der schwanz ist abgefrorn,
Auch hinten nackend gehn wie forn,
Den Fuchs vmb sonst gesprochen an,
Seins schwantzs eins theils jn zu zu lan,
Bey solchem Affen fewer kalt,
Da stund ein grosser Baum im Wald,
Darauff saß manches Vögelein,
Ein Aygerhätz was vnter jhn,
Ein verrehtrischer schwätzer schnöd,
Den man gern zu eim wechter hat,
Wen er nur nicht gern Eyer freß,
Vnd ließ den Weibern jhre Käß,
Der flog herab vnd thet sie straffen,
Vnd sprach, O jhr nerrischen Affen,
Was steht jhr hie, die sonst so stoltz,
Vnd wermbt euch bey dem kalten holtz,

Vnd bey dem kalten Mondes schein,
Ihr müst ja leppisch Narren sein,
Das ihr zwischen Fewer vnd Mon,
So gar kein vnterscheid künd han,
Vnd wolt die kelt mit kelt vertreiben,
Ich raht euch trewlich, lasts nur bleiben,
Die Affen wurden vngeschlacht,
Meinten die hätz hett sie veracht,
Vnd sprachen, wolstu straffen thon
Endern das man nicht endern kan,
Vnd strafften die Hätzm darumb,
Das sie als bald vmbs Leben kam,
Wann sie sich nicht mit solcher red,
In fremd hendel geschlagen het,
Vnd den Affen ir Kirms dermassen,
Zu Winters zeit allein gelassen,
So het sie kein solch end genommen,
Kein solchen Ablaß da bekommen.

Wüßte mir jemand von meinen Lesern die beyden übrigen Theile nachzuweisen, so würde er mich sehr verbinden.

Inhalt.

I.

Abhandlungen.

1.

Beweis der fortschreitenden Cultur des menschlichen Geistes aus der Vergleichung der ältern Sprachen mit den neuern, S. 3

2.

Von dem Hochdeutschen ß, S. 29

3.

Litteratur der Deutschen Mundarten, S. 44

4.

Von veralteten Wörtern, S. 61

5.

Von Deutschen Monatsnahmen, S. 78

6.

Der Sprachgebrauch gilt mehr als Analogie und Regeln, S. 83

7.

Zusatz zur ersten und fünften Abhandlung des vorigen Stückes, S. 104

II. Recen-

Inhalt.

II.

Recensionen.

8.

Herrn Schwan's Dictionnaire Allemand & François, S. 109

9.

Herrn Moritz Deutsche Sprachlehre für die Damen, S. 129

10.

Gereimte Übersetzung der Deutschen Bibel aus dem dreyzehenten Jahrhunderte heraus gegeben von Herrn D. Schütz, S. 139

11.

Eucharii Eyerings Deutsche Sprichwörter, S. 154

Magazin

für die

Deutsche Sprache.

Von

Johann Christoph Adelung.

Ersten Jahrganges drittes Stück.

Leipzig, 1782.

auf Kosten des Verfassers.

In Commission zu haben auf der hiesigen Zeitungs-Expedition, in der Buchhandlung der Gelehrten, und in der Breitkopfischen Buchhandlung.

Digitized by Google

I.

Von der Orthographie fremder Nahmen und Wörter.

Die fremden Wörter und Nahmen, welche ein Deutscher zuweilen zu schreiben genöthigt ist, sind von gedoppelter Art; entweder haben sie schon das Deutsche Bürgerrecht erhalten, und sind Deutschen Wörtern in der Bildung, Gestalt und Aussprache gleich gemacht worden, wie Fieber, Fiebel, Kanzel, Priester u. s. f. oder sie sind Fremdlinge, und können nicht anders als Fremdlinge aufgeführet werden. Die erstern machen keine weitere Schwierigkeit, weil sie einmahl als Deutsche Wörter aufgenommen sind, und daher auch nach der Sitte aller übrigen Deutschen Wörter geschrieben werden müssen. Diese Wörter wieder ihrer alten ursprünglichen Form zu nähern, kann nur der höchste Mißbrauch der Etymologie anrathen. Mehr Schwierigkeiten macht die zweyte Classe von Wörtern.

Diese Schwierigkeit rühret denn daher, weil diese Wörter aus sehr verschiedenen Sprachen entlehnet sind, welche in ihrer Aussprache und Schrift verschiedenen einander oft entgegen gesetzten Analogien folgen, da es

denn nicht allemahl deutlich ist, ob man sie nach ihrer eigenen Analogie richten, oder ob man sie der Deutschen Analogie unterwerfen soll. Daß das letzte ohne Ausnahme nicht thunlich ist, hätte schon daraus erhellen können, weil diese Wörter nicht als Bürger, sondern als Fremdlinge aufgeführet werden, und daher auch billig im äußern als solche kenntlich gemacht werden.

Indessen fand man in der Art und Weise, diese Wörter zu schreiben, nicht zu allen Zeiten Schwierigkeiten, indem die Hochdeutsche Orthographie hierin sehr vernünftigen Analogien folgte, ob es gleich von Zeit zu Zeit einzele Glieder gab, welchen diese Analogien nicht einleuchteten, und sich daher eigene Abwege bahnten. In den neuesten Zeiten, da die Empfindung des Wahren, Schicklichen und Anständigen in der Sprache in den Deutschen Provinzen so sehr abgenommen hat, sind die Abweichungen auch hierin überaus zahlreich geworden, und manche Schriftsteller dieser Art, sind in ihrer seltsamen Schrift der fremden Wörter kaum les'bar. Ich will die Gesetze, welchen die bessere Hochdeutsche Orthographie in Ansehung dieser Wörter bisher gefolget ist, mit ihren Gründen, kürzlich zu entwickeln suchen, wobey denn das Unschickliche aller Neuerungen dieser Art von selbst in die Augen leuchten wird. Weitläufiger habe ich davon in dem letzten Abschnitte meines

nes Lehrgebäudes gehandelt, welcher von dem Verleger unter der Aufschrift der Deutschen Orthographie auch besonders verkauft wird.

Man erinnere sich vorläufig wieder, 1. daß die möglichst leichte Verständlichkeit sowohl für das Auge als für das Ohr die erste und höchste Absicht der Schrift ist, und 2. daß die Hochdeutsche Schriftsprache die Sprache der höhern Classen der Nation ist, daher die möglichst leichte Verständlichkeit nach ihnen, nicht aber nach den untern Classen bestimmt werden muß; und 3. daß die fremden Wörter, welche zuweilen im Deutschen geschrieben werden müssen, aus sehr verschiedenen Sprachen herstammen, welche oft entgegen gesetzten Analogien folgen, daher an eine einförmige Analogie nicht zu gedenken ist, wenn nicht die möglichst leichte Verständlichkeit auf eine oder die andere Art verletzet werden soll.

Die fremden Wörter sind von gedoppelter Art; indem sie entweder aus fremden Sprachen herstammen, d. i. solchen, deren Bau dem größten Theile der Schreibenden unbekannt ist, wohin unter andern alle Wörter aus morgenländischen Sprachen gehören; oder es sind solche, welche aus bekannten Sprachen entlehnet sind, deren Bau dem größten Theile der Schreibenden in den obern Classen bekannt ist. Beyde müssen nach verschiedenen

Analogien behandelt werden, je nachdem die möglichst leichte Verständlichkeit sie erfordert.

I. Wörter aus fremden Sprachen.

Fremde Sprachen nenne ich, wie schon gedacht, hier solche, deren Bau und Analogien dem größten Theile der Schreibenden unbekannt sind; wohin besonders alle aus morgenländischen Sprachen entlehnte Wörter gehören. Viele dieser Wörter sind durch die Kreuzzüge, durch die Reisen nach Palästinam, durch die Arabische Gelehrsamkeit der mittlern Zeiten, und selbst durch die Deutsche Bibel-übersetzung im Deutschen gangbar gemacht, und dabey nicht selten auf eine oder die andere Art verändert worden. Beyspiele sind: Muselmann, Amurath, Mahomed, Vezier, Karawane, Ottoman, Moschee, Janitschar, Hegira, Isaac, Israel, Jacob, Hiskias u. s. f. In vielen hat man außer andern Abänderungen auch den den Morgenländern so häufigen Zischlaut mit dem sanftern s vertauscht, um das Wort den Abendländern wohlklingender zu machen; wohin Sorbet, Bassa, und von biblischen Nahmen Moses, Absalom, Ahasverus, Arthasasta, Gosen, Assur, Josua, Jerusalem u. s. f. gehören. Soll man diese Wörter nach ihrer gangbaren Aussprache schreiben, oder soll man ihnen ihre ursprüngliche Gestalt wieder geben,

und sie Müſulman, Morad, Muhammed, Weſſir, Kiermann, Oſchman, Meſſched, Jenkidſchäri, Hedsjera, Jizchak, Jisraël, Jahacob, Chizkija, Abſchalom, Ahaſchaveroſch, Arthaſchſchaſcht, Goſchen, Aſchſchur, Jerohoſchuäh und Jeruſchalajim ſchreiben und ſprechen? Das letzte gewiß nicht, und zwar aus folgenden Gründen.

Die Sprache haßt nichts ſo ſehr als Wirkungen ohne Urſachen, oder mit andern Worten, nichts ſo ſehr als willkührliche Veränderungen und Vorſchriften. Die Bezeichnung des wahren Baues des Wortes oder der Abſtammung iſt daher nur in ſo fern nothwendig, als ſie der möglichſt leichten Verſtändlichkeit zu Hülfe kommt. Aber nun urtheile man ſelbſt, was dieſe bey morgenländiſchen Wörtern gewinnen kann. Der Wortverſtand gewinnet eben ſo wenig, man mag Weſſir oder Vezier ſchreiben und ſprechen, denn beyde gelten als eigene Nahmen, wobey man ſich die Sache anſchauend denkt. Die Verſtändlichkeit wird vielmehr durch die neuen Formen geſtöret, weil unter hundert Leſern leicht neun und neunzig Morad und Amurath, Moſchee und Meſched u. ſ. f. für ſehr verſchiedene Wörter halten, wenigſtens die neuen Formen ſehr unverſtändlich finden werden. Die Eingeweiheten der morgenländiſchen Gelehrſamkeit verhalten ſich gegen den übrigen

Theil der Schreibenden und Lesenden vielleicht wie eins gegen 100000; nach ihrer Bequemlichkeit kann sich also der Sprachgebrauch nicht bequemen, sondern es ist billig, daß sie als bey weitem der schwächste Theil sich dem stärkern fügen. Die wahre Form des Wortes kann hier zur Verständlichkeit nichts beytragen, wohl aber selbige hindern, weil diese Wörter einmahl als Bürger angesehen werden, so gut als Kanzel, Priester, Pflaster, Fieber u. a. m. welche umzumodeln noch niemanden eingefallen ist. Es kommt noch hinzu, daß diese Wörter in den gangbaren Formen auf Deutsche Art deliniret werden können, Muselmann, des Muselmannes, die Muselmänner, der Janitschar, des Janitscharen, die Janitscharen, der Bassa, des Bassa oder Bassen, die Bassen, die Karawane, die Karawanen. Verstatten das die neuen Formen auch, oder soll jeder, welcher diese Wörter gebrauchen muß, sie auch auf ihre wahre Art deliniren lernen?

Hier heißt die Regel also so: in Wörtern aus fremden Sprachen von unbekanntem Baue beobachte die einmal gangbare Aussprache. Man vergesse dabey nicht, daß das, was hier unbekannt genannt werden kann, nach dem größten Theile der Schreibenden bestimmt werden muß.

II. Wörter aus bekannten Sprachen.

Bekannte Sprachen sind hier solche, welche dem größten Theile der Schreibenden, entweder ihrem Baue nach bekannt sind, oder ihnen doch mehrmals in ihrer eigenthümlichen Sprache zu Gesichte kommen. Dahin gehören denn alle Wörter nicht allein aus den neuern Europäischen, sondern auch aus den ältern gelehrten Sprachen. Hier erfordert die möglichst leichte Verständlichkeit für das Auge, alle diese Wörter ohne Rücksicht auf die wahre oder gangbare Aussprache nach ihrer eigenen Analogie zu schreiben. Die Ursache ist leicht begreiflich. Die nächste Absicht der Schrift ist die möglichste Verständlichkeit. Soll diese erhalten werden, so muß das fremde Wort auch im Deutschen seine eigenthümliche Gestalt behalten, weil zweyerley Schreibarten nothwendig Dunkelheit und Irrthum verursachen müssen. Wer Kapadschio geschrieben findet, wird nicht wissen, was er lieset, sondern erst lange herum rathen, und sich das Wort erst in Gedanken nach seiner wahren Schreibart Capaccio hinschreiben müssen, ehe er weiß, was es für ein Nahme ist. Die verschiedene Schreibart störet hier die möglichst leichte Verständlichkeit eben so sehr, als verschiedene Schreibarten eines und eben desselben Deutschen Wortes. Aber, wendet man dagegen ein, durch diese Schreibart wird der Un-

kundige zu einer falschen Aussprache verleitet. Immerhin, ist er der fremden Sprache ganz unkundig, so gewinnet die Verständlichkeit für ihn nichts, er mag das Wort richtig oder falsch aussprechen. Der Nachtheil ist wenigstens unendlich geringer, als ein Wort, um des Unkundigen willen, selbst dem bessern Kenner zu verdunkeln. Überdieß ist die Hochdeutsche Schriftsprache eine Sprache der obern, nicht der ganz unwissenden untern Classen, welche sich eigentlich gar nicht mit fremden Wörtern und Nahmen bemengen sollten. Für diese ist Voltaire nicht; mögen sie doch seinen Nahmen immerhin falsch aussprechen, so ist das immer noch das geringste Übel, was er unter ihnen anrichten kann.

Doch da diese Sprachen wieder verschiedene Analogien unter sich begreiffen, so muß von jeder besonders gehandelt werden. Die fremden Wörter sind,

1. aus neuern Europäischen Sprachen. Alle diese Sprachen, so viel ihrer aus dem Lateine entstanden sind, sprechen anders, als sie schreiben. Ich habe die Ursachen dieser Erscheinung, welche oft sowohl von Einheimischen als Fremden für so ungereimt und thöricht ausgegeben worden, in meinem Lehrgebäude entwickelt, woraus erhellet, daß sie in der möglichst leichten Verständlichkeit gegründet ist, welche in so sehr vermischten Sprachen, nicht anders erhalten werden kann,

als

als durch die Bezeichnung der nächsten Abstammung für das Auge, wenn gleich die Aussprache sie verlassen hat. Der Deutsche hat noch eine Ursache mehr, diese Wörter nach ihrer eigenen Analogie zu schreiben; denn außer dem, daß er so, wie der Ausländer die nächste Abstammung durch die Schrift sichtbar machen muß, muß er auch dafür sorgen, daß diese Wörter denjenigen seiner Leser, welche sie aus der Ursprache anschauend kennen, nicht verdunkelt werden. Wer Schalong, Jurnal, Kawallier, Schenie u. s. f. geschrieben findet, muß sich diese Wörter erst in Gedanken in ihre eigenthümliche Schrift versetzen, wenn er sie verstehen will, und wohl ihm, wenn er bey Kahn, Lahn, (Caen, Laon,) u. s. f. die wahre Schreibart erräth. Die möglichst leichte Verständlichkeit erfordert, daß der Fremdling auch in der Schrift als ein Fremdling erscheine, folglich seine eigenthümliche Schreibart behalte, damit man ihn nicht mit dem Bürger verwechsele. Aber, wenn ihm nicht allein sein einheimisches Kleid genommen, sondern er gar in eine barbarische Tracht gekleidet wird, dann weiß man nicht, was man von einem solchen Schriftsteller denken soll. Akkord, Akzie, Akzise, Akzidenz, Akzent, akkurat, Lekzion u. s. f. sind solche barbarische Schreibarten, weil weder kk noch kz Deutsche Verbindungen sind.

Es gibt unter diesen fremden Wörtern, besonders aus der Französischen Sprache, einige, welche entweder ganz oder doch in einer oder der andern Sylbe auf Deutsche Art ausgesprochen werden; wie Credit, Cadet, Affront, Concert, Coujon, Project, Officier, Courier u. s. f. Vermuthlich waren diese Wörter einmahl auf dem Wege, mit dem Bürgerrechte begabet zu werden, welches aber nachmahls, da sich die Sprache mit mehr Feinheit in der heutigen Hochdeutschen Mundart auszubilden anfing, unterblieb. Aber um deswillen ist es auch unbillig, sie in der Schrift Deutschen Wörtern gleich zu machen.

2. Aus der Lateinischen Sprache. Man hat seit einiger Zeit hin und wieder versucht, alle dergleichen Wörter mit gleich lautenden Deutschen Buchstaben zu schreiben: Konkurrenz, Konsonant, zelebriren, Zizero, Zipio, Zitazion, Konkordanz, das Akzessit u. s. f. Das erste, was einem jedem Leser einfallen muß, wenn er dergleichen Schreibearten siehet, ist der Zweiffel, ob ihr Verfasser auch wohl den geringsten Römischen Geschmack haben muß, da er es über seine Empfindung bringen kann, Römische Wörter in eine ausländische folglich barbarische Tracht zu kleiden. Es vereinigt sich hier nicht mehr als alles, dergleichen Schreibearten für höchst verwerflich zu erklären. 1. Die Unschicklichkeit, ein Römisches Wort in einer barbarischen

Tracht

Tracht aufzustellen. 2. Die Unschicklichkeit, ein ausländisches Wort in ein einheimisches Gewand zu hüllen; und 3. die möglichst leichte Verständlichkeit, indem die Lateinische Sprache zu den bekanntern gehöret, deren Wörter dem größten Theile der Schreibenden auf eine oder die andere Art in ihrer eigenthümlichen Schreibart zu Gesichte kommen, daher die Verschiedenheit der Schrift Dunkelheit und Anstoß machen muß. Hingegen hat man für die Neuerung nichts aufzuweisen, als das Neue, und allenfalls die gewiß nicht rühmliche Bequemlichkeit, über die wahre Schreibart des fremden Wortes nicht lange nachsinnen zu dürfen. Man lasse die niedern Classen dergleichen Wörter verunstalten, wie sie wollen; Personen von feinerm Geschmacke und bessern Kenntnissen sollten sich billig auch hierin von dem großen Haufen unterscheiden.

Viele aus dem Lateinischen entlehnte Wörter haben am Ende eine Deutsche Ableitungssylbe bekommen, da z. B. is in er, ulus, ulus, ulum, in el u. s. f. verwandelt, oder auch wohl der Biegungslaut weggeworfen wird. Tiel, Clausel, Fabel u. s. f. Ich habe in meiner Sprachlehre und dem Lehrgebäude bey Gelegenheit der Declination der fremden Wörter umständlich davon gehandelt. Da diese Endsylben wirklich Deutsch sind, so werden sie auch billig auf Deutsche Art

geschrie-

geschrieben; und da es alsdann oft geschiehet, daß ein t oder c vor der Endsylbe zu stehen kommt, wovon das erste wie z, das letzte aber bald wie k, bald wie z ausgesprochen werden muß, so erfordert alsdann freylich die Noth, die beyden fremden Buchstaben mit gleich lautenden Deutschen zu vertauschen, um die Aussprache nicht zu verdunkeln: Properz, Terenz, Horaz, Duodez, Sedez, Fabrik, Logik, Apotheke, Artikel, Matrikel, weil Propert, Terent, Sedec, Fabricen, Matricel zu einer falschen Aussprache verleiten würden.

Man könnte einwenden, daß diese doppelte Schreibart in einem und eben demselben Worte den guten Geschmack gleichfalls beleidige. Allein der Einwurf beweiset zu viel, weil er das auf diese Art mit einer Deutschen Endsylbe versehene Wort selbst angreifft. Kann der gute Geschmack dieses ertragen, so muß er auch durch die darauf gegründete Schreibart nicht beleidiget werden.

3. Aus der Griechischen Sprache. Die aus dieser Sprache herstammenden Wörter machen freylich eine unangenehme Ausnahme, und ohne gewaltthätige Zerhauung des Knotens läßt sich hier keine einförmige Analogie beobachten.

Zuvörderst kommt es dabey auf die Frage an, ob diese Sprache in Rücksicht auf den größten Theil der Schreibenden zu den bekannten oder unbekannten gehöret.

ret. Zu den bekannten kann man sie nicht rechnen, weil die Gelehrten immer nur den kleinsten Theil der obern Classen ausmachen. Überhaupt würde auch diese Frage hier von keiner großen Wichtigkeit seyn, weil das Griechische Alphabet, besonders in Ansehung des K und Z, so ziemlich mit dem Deutschen überein kommt, daher die Griechischen Wörter, wenn man sie auch nur nach der bloßen Aussprache schreibt, immer auf Griechische Art geschrieben werden.

Allein es ist nur der Umstand dabey, daß die Lateiner alle Wörter und eigene Nahmen, welche sie aus dem Griechischen überkamen, auf ihre Art schrieben, und folglich das Griechische K mit ihrem gleich lautenden C vertauschten. Da die Aussprache des letzten Buchstabens in der Folge verfälschet ward, so bekamen auch die damit geschriebenen Griechischen Wörter eine unrichtige Aussprache, und aus Kylinder, Kymbel, Kypern, Kentaur, Kerberus, Kepheus, Kekrops, Thukydides, Kimon u. s. f. wird Cylinder, Cymbel, Cypern, Centaur, Cerberus, Cepheus, Cecrops, Thucydides, Cimon. Da diese und viele andere ähnliche Wörter unter dieser Aussprache einmahl allgemein sind, so verbiethet die möglichst leichte Verständlichkeit, sich an ihnen zu vergreiffen, und hier gilt das erste Grundgesetz der Schrift, schreib wie du sprichst. Die

wenigen,

wenigen, welche dieſe Wörter in ihrer eigenen Schrift zu ſehen bekommen, und welchen dieſe Schreibart ein Anſtoß ſeyn könnte, kommen gegen die große Anzahl der übrigen in keine Betrachtung. Und denn kann am Ende auch der Anſtoß ſo groß nicht ſeyn, weil ſie an dieſe Formen ſchon aus der Lateiniſchen Sprache gewöhnet ſeyn müſſen.

Indeſſen gibt es viele vermittelſt des Lateines zu uns gekommene Wörter, welche der Ausſprache unbeſchadet, auf Griechiſche Art, folglich Statt des c mit einem k geſchrieben werden können: katholiſch, Kritik, Katheder, kanoniſch, Katechismus, Katharina, Kadmus, welche man ſonſt catholiſch, Critik u. ſ. f. ſchrieb. Die erſte Schreibart iſt ſeit einiger Zeit unter dem gelehrtern Theile der Schreibenden ſehr gangbar geworden, dagegen der ungelehrtere, obgleich übrigens geſittetere und feinere Theil, der ältern Schreibart folgt und folgen muß, weil die Griechiſche Sprache für ihn unter die unbekannten gehöret.

Die Wahrheit zu geſtehen, glaube ich nicht, das der gelehrte Stand zu dieſer Abſonderung berechtiget geweſen iſt. Er macht gegen die übrigen Glieder der obern Claſſen nur den kleinſten Theil aus, hat folglich an der Ausbildung der Sprache nur den geringſten Antheil. Es iſt ein Vorurtheil, wenn er ſich mehr beylegt,

leget, oder wohl gar glaubt, daß er es sey, der die Sprache gebildet habe. Doch davon zu einer andern Zeit.

Die möglichst leichte Verständlichkeit gewinnet nichts, man mag katholisch oder catholisch schreiben, kann aber wohl für den ungelehrtern Theil verdunkelt werden, weil er ein ihm so lange bekanntes Wort in einer ungewöhnlichen Gestalt erblicket. Dieser ungelehrte Theil ist nicht bloß der untere, welcher hier in keine Betrachtung kommen würde, sondern der obere, der eigentlich die Schriftsprache gebildet hat, und gegen welchen der Griechisch-gelehrte Theil der Zahl nach wirklich sehr unbedeutend ist, und doch ist es nur dieser, der diese Schreibart mit Kenntniß und Bewußtseyn gebrauchen kann. Indessen ist der Riß einmahl geschehen, und da die kleine Eitelkeit, Griechisch gelehrt zu scheinen, ihn unterstützt, so wird er wohl fortdauern.

2.

Von dem mildernden e der Deutschen.

Mehr als einmahl haben oberdeutsche Schriftsteller den Hochdeutschen vorgeworfen, daß sie die alte regelmäßige Deutsche Sprache verderbt, und sie besonders durch das so vielen männlichen und sächlichen Wörtern angehängte weibliche e nicht allein schlüpfrig, sondern auch unregelmäßig und abweichend gemacht haben. Wozu, spricht man, Knabe, Bube, Löwe, Affe, Schwabe, Sachse, Götze, mit der weiblichen Endung, und gar böse, feige, müde, enge? Knab, Bub, Löw, Aff, Schwab, Sachs, Götz, bös, feig, müd, eng, sind nicht allein regelmäßiger, sondern klingen auch männlicher.

Ich werde ein anderes Mahl untersuchen, ob wir im Deutschen wirklich ein weibliches e haben; hier will ich bloß bey denjenigen e stehen bleiben, welches um des Wohlklanges willen nicht allein manchen männlichen und sächlichen Substantiven, sondern auch vielen Beschaffenheitswörtern angehänget wird. Wenn sich zeigen läßt, daß sich die Sprache, von ihrer frühesten Ausbildung an, dieses Mittels bedienet hat, sich zu verfeinern

und

und wohlklingender zu machen, und daß die neuere Hochdeutsche Mundart dabey weiter nichts gethan hat, als daß sie auf diesem von der Nation lange vor ihr schon gebahnten Wege mit Verstand und Bewußtseyn fortgegangen ist: so muß der Vorwurf der Sprachverderbung nicht allein verschwinden, sondern auch auf die heutigen Oberdeutschen Mundarten zurück fallen, welche hier in der Cultur der Sprache wieder rückwärts gegangen sind, und wieder Härten in die Sprache eingeführet haben, welche selbst die ältere Hochdeutsche Schriftsprache längst abgelegt hatte.

Überhaupt ist dieser ganze Vorwurf ein Beweis der überall so sehr herrschenden seichten Sprachkenntniß, wo man immer entweder nur eine Analogie siehet, und die übrigen verkennet, oder auch einer richtigen Analogie willkührliche Gränzen setzet. Man sahe, daß so viele weibliche Substantive sich auf ein e endigen, und machte daraus den übereilten Schluß, daß dieses e eine wahre weibliche Endung sey, und daß es daher fehlerhaft sey, es andern Wörtern als weiblichen Substantiven anzuhängen.

Ich nenne dieses e das mildernde, oder wenn man einen Lateinischen Ausdruck verlangt, das e euphonicum, um es sowohl von dem so genannten weiblichen e, als auch von verschiedenen Arten des Biegungs e, als

endlich auch von dem Ableitungs e für Abstracta, (Güte, Nässe, Schwere,) zu unterscheiden. Einige Sprachlehrer verwechseln sowohl dieses als die eben genannten Arten des e mit dem stummen e der Franzosen, irren aber gar sehr, wenigstens in dem Nahmen, indem die Deutsche Sprache kein stummes e kennet, sondern es in allen Fällen deutlich hören lässet.

Alle Sprachen, welche wir nur kennen, sind in ihrem rohen Zustande mit Consonanten überladen, und das aus der auch aus andern Gründen erweislichen Ursache, weil die Consonanten der wesentlichste und ausdrückendste Theil jeder Sprache sind, die Vocale aber nur die Höhe und Tiefe des characteristischen Lautes bezeichnen. Wenn sich ein Volk so weit verfeinert, daß es die Härte einer solchen Consonanten-reichen Sprache empfindet, so hat es einen gedoppelten Weg, solche zu mildern; entweder mit Beybehaltung der ganzen Einrichtung, die gehäuften Consonanten mit mehr Feinheit auszusprechen, auf welche Art sich die Slavonischen Mundarten ausgebildet haben; oder überflüssige Consonanten wegzuwerfen, und andere durch Vocale zu trennen, und überhaupt, jedem Consonanten, so weit es ohne Zerstörung des Grundlautes geschehen konnte, seinen eigenen Vocal zu geben. Diesen Weg sind so viele andere, und

unter

unter andern auch die übrigen Europäischen Sprachen gegangen.

Es würde unnöthig seyn, dieses aus der ganzen Einrichtung der Sprachen zu zeigen, daher ich hier nur bey demjenigen Vocal stehen bleibe, welcher zur Milderung der Härte manchen Wörtern am Ende beygefüget wird, und wozu man in allen Sprachen immer gern das e gewählet hat, weil es der gleichgültigste Vocal ist, dessen Laut am wenigsten bezeichnet, dagegen in a, o und u die Tiefe, Größe u. s. f. und in dem i die Höhe, das Kleinliche u. s. f. zu sehr hervor sticht. Zum Beyspiel, die Französische Sprache, Coude, Crane, Pouce, Ventre, Homme, Service, Pseaume, Pere, frere, Diable, Monde, Fable, Tonnerre, Verre, Coffre, Lievre, Cercle, Peigne, Ane, Singe, Aigle, Cigne, Cicogne, Tremble, und hundert andere mehr. So auch die Englische; sowohl in Substantiven, und zwar nach gedehnten Vocalen, House, Jape, Jade, Knave, (Knabe,) Knife, Kite, Ripe, Lade, Lane, Leave, Sieve, Slime, Slave, (Sclave,) Smoke, Smite, Smoke, Ape, (Affe,) Bale; nach geschärften, Horse, Incle, Lapse, Leage, Sledge, Bugle, Bristle, Bridge u. s. f. als auch in Beschaffenheitswörtern, lame, late, bare, base, brave, brittle, und selbst in Infinitiven, to bathe, to baffle, to ap-

prize, to appoſe, und vielen andern mehr. So ſehr man auch von der Sprachmeiſter-Philoſophie alles erwarten kann, ſo iſt mir doch kein fremder Sprachlehrer bekannt, der das e in dieſen und allen übrigen Wörtern für einen Mißbrauch des weiblichen e ausgegeben, und es wieder wegzuwerfen angerathen hätte. So etwas konnte nur Deutſchen Sprachmeiſtern einfallen.

Es iſt ſehr leicht zu zeigen, daß ſich auch die Deutſche Sprache von ihrer erſten Ausbildung an, eben deſſelben Mittels bedienet hat, die Härte der Sprache zu mildern, und den Wörtern mehr Flüſſigkeit und Wohlklang zu geben. Zwar kennen wir ſie in ihrem ganz rohen Zuſtande nicht mehr, denn in denjenigen Jahrhunderten, aus welchen unſere älteſten Überbleibſel ſind, war ſie ſchon gar ſehr verfeinert und ausgebildet worden, ſo wie die Nation ſelbſt ſchon in engern bürgerlichen Geſellſchaften lebte, und einigen Vorſchmack von Künſten, Wiſſenſchaften und Sitten hatte. Wir finden daher die mildernden End-Vocalen, auch ſchon von den früheſten Zeiten an, nur mit dem Unterſchiede, daß die verſchiedenen Grade der Cultur ſich auch in dieſem Umſtande ſehr merklich zeigen.

Vor dem zwölften Jahrhunderte, da die Körper, folglich auch die Sprachwerkzeuge noch ſehr grob und ungeſchlacht, und die Kenntniſſe noch ſehr ungebildet

waren,

waren, wandte man dieses Mittel bey nahe ohne allen Unterschied an, und verlängerte jedes Wort, es mochte ein Wurzelwort oder abgeleitetes seyn, durch einen Vocal. Die dunkele Empfindung sagte zwar, daß Flüssigkeit und Wohlklang eine Verlängerung des Wortes erforderten; allein nicht, wenn und wie dieses geschehen müsse, wozu die Sinnen noch zu stumpf, und das Gefühl noch zu roh war. Merkwürdig ist, daß man dabey mehr auf das tiefe o als einen andern Vocal fiel, wovon man die Ursache in der rauhen Empfindungsart und in den ungeschlachten Sprachwerkzeugen zu suchen hat. Franko, ein Franke, Githanko, Gedanke, follo, voll, guoto, gut, cleinero, kleiner, ofto, oft, gerno, gern, giuuisso, gewiß, lioblicho, lieblich, schono, schön, Riso, ein Riese. Seltener, aber doch zuweilen, ward ein anderer Vocal dazu gebraucht: gimeini, gemein, oba, ob, ana, ohne, obana, oben, frua, frühe, unde, und, fone, von, ane, ohne, fore, vor, Inlosare, Erlöser, ketriuue, getreu. Ja man wandte dieses Verfeinerungsmittel mit so wenig Beurtheilungskraft an, daß man den Vocal auch den Biegungssylben, besonders in der Declination anhing, wodurch die Biegung nothwendig sehr verdunkelt werden mußte. Franckono, die Franken, themo, dem, thero, der, (wovon noch unser Dero, Ihro,) them ho-

hemo, dem hohen, thiu redinu, die Reden, thero redino, der Reden, imo, ihm, therera, derer, in thesemo, in diesem, minemo, meinem, minero, meiner, allero, aller; er gieng uz also briutegemo uzer sinero briute chamero, Notker.

Unter den Schwäbischen Kaisern im zwölften und dem folgenden Jahrhunderte, zeigen sich Verfeinerung, Geschmack und Sitten schon in einem weit bessern Lichte, ob es gleich immer nur die Morgenröthe der folgenden Aufklärung war. Diesen Wachsthum an Gefühl und Einsicht merkt man sehr deutlich an allen Theilen der Sprache. Um hier nur bey dem mildernden Vocal stehen zu bleiben, so verlieren sich das o, u und die übrigen Vocale nunmehr ganz, und das e wird zur Milderung der Aussprache nur noch allein gebraucht. Zugleich wendet man es schon mit mehr Verstande an, indem man es selten mehr an abgeleitete Wörter, und niemahls mehr an gebogene Casus hängt, aus dem richtigen Gefühle, daß abgeleitete und gebogene Wörter schon als solche mehrsylbig sind, und daher dieser Verlängerung zu ihrer Flüssigkeit nicht bedürfen. Swenne wenn, danne, abe, ab, umbe, darumbe, so rechte schone, verre, fern, Herze, Frowe, die Frau, schierg, Geselle, der Gesell, stete, stets, so wer min truren kleine, der Meie, der May, sere, sehr, lichte,

unde,

unde, und, min Wille, mitte, mit, hey Herre Gott! gerne, Frowe minne wis min botte (Bothe,) alleine, mere, mehr, sanfte, sanft, gelinde, gelinde, Gesinde, truobe, trübe, fremde, ze spade, zu spät, hine, hin, ine, in, nahe, balde, ir lib ist so reine, der Mane, der Mond, Tore, alzelange, Ende, Rife, der Reiff, hüte, heut, der Name, lute, laut, und tausend andere mehr. Selten daß noch ein abgeleitetes oder gebogenes Wort mit diesem e versehen wird: ze schaffene, zu schaffen, kuniginne, sicherliche, ime, ihm, lobeliche, löblich.

Die Schwäbischen Sprachlehrer, welche den Obersachsen Sprachverderbung Schuld geben, müssen niemahls die Schriften ihrer Vorfahren angesehen haben, weil es sonst unbegreiflich ist, wie sie den Obersachsen vorwerfen können, daß sie aus Unwissenheit das weibliche e männlichen Wörtern angehänget haben, welchen es nicht zukomme, indem alle die Wörter, welche in dem heutigen Hochdeutschen das mildernde e haben, dasselbe schon zu den Zeiten der Schwäbischen Dichter hatten. Allein, da nach dem Abgang des Schwäbischen Hauses der Geschmack und Wohlstand in den Oberdeutschen Provinzen abnahmen, und die Begriffe eingeschränkter, das Gefühl härter, und die Sitten rauher wurden, so ward auch die Sprache wieder rauher und

härter, und unter andern verlor sich auch das mildernde e wieder, und aus Bube, Knabe, böse, Franke, Schwabe, schnöde u. s. f. ward nun wieder Bub, Knab, bös, Frank, Schwab, schnöd, was es vor der ersten Ausbildung der Sprache gewesen war; es müßte denn seyn, daß sich diese Art der Verfeinerung nie bis zu den niedern Mundarten erstreckt hat, dagegen sie in der Schriftsprache nie ganz ausgestorben ist, wohl aber oft gemißbraucht, und ohne Noth und Ursache angewendet worden.

Als sich diese Schriftsprache in Obersachen von dem sechzehenten Jahrhunderte an zu der heutigen Hochdeutschen ausbildete, so schränkte sie auch dieses e, welches bisher ohne Wahl und Absicht gebraucht ward, und dadurch die Sprache schleppend und schwankend machte, in gewisse bestimmte Gränzen ein, und behielt es nur da bey, wo es wirklich den Wohlklang befördern konnte. Zuvörderst verbannete sie es von allen gebogenen Wörtern, von allen abgeleiteten Wörtern, und von allen Partikeln. Von allen gebogenen Wörtern, weil es hier nothwendig die Biegung verdunkeln und unkenntlich machen mußte. Deme, die Bürgermeistere, die Gebrüdere, u. s. f. welche Formen zum Theil noch in der Kanzelleyschrift leben. Nur hüte man sich, das e des Datives, da wo es characteristisch ist, und zu dem We-

sen

sen der Declination gehöret, mit hierher zu rechnen, und es unter diesem Vorwande gleichfalls wegwerfen zu wollen. Die erste, zweyte und sechste Declination nach meiner Eintheilung können es im Dative eigentlich nicht entbehren, ob es hier gleich im gemeinen Leben und in der vertraulichen Sprechart häufig verbissen wird. Von abgeleiteten Wörtern, weil diese ohnehin schon mehrsylbig sind, daher ein solcher Anhang sie nicht nur schleppend machen, sondern auch die Ableitung verdunkeln würde. Die ältere Hochdeutsche Schriftsprache sagt, die Bekehrunge, Verwandlunge, liebliche, ärmliche; die neuere, Bekehrung, Verwandlung, lieblich, ärmlich. Endlich von allen Partikeln, weil diese nur einen Umstand, und auch diesen nur dunkel bezeichnen, daher die Einsylbigkeit ihnen am besten anstehet, und ein angehängtes e ihnen für den Begriff, welchen sie bezeichnen, nur zu viel Körper geben würde. Für unde, balde, abe, vorne u. s. f. spricht der heutige Hochdeutsche und, ab, bald, vorn. Ohne ist noch die einige Partikel, in welcher er dieses e beybehalten hat. Dahero, dannenhero, nunmehro, hinfüro sind ganz veraltete Formen, welche nur noch in der Kanzleysprache leben, und von keinem Hochdeutschen Schriftsteller von Geschmack mehr gebraucht werden.

Die

Die Wörter, in welchen dieses mildernde e jetzt noch üblich ist, sind dem allergrößten Theile nach Wurzelwörter, d. i. einsylbige Substantive, Beschaffenheitswörter und Imperative, wo die Einsylbigkeit entweder zu einer falschen Aussprache verleiten, oder doch einen Übellaut verursachen kann. Ich will hier ein Verzeichniß derselben mittheilen, bemerke aber dabey, daß ich die weiblichen Wörter, welche sich auf dieses e endigen, hier völlig übergehe, weil ich zu einer andern Zeit von ihnen handeln werde. Es bekommen also dieses e im Hochdeutschen:

1. Viele Substantive und Beschaffenheitswörter, welche sich auf einen gelinden Consonanten endigen, welcher am Ende nicht anders als hart ausgesprochen werden kann, um die gelinde Aussprache zu sichern. Da eng, bang, blöd, Has, Käs, nach der gewöhnlichen Aussprache nicht anders als enk, bank, blöt, Häß, Käß lauten können, und doch in der Biegung einen gelinden Laut haben müssen, die bangen, die Hasen, dem Käse: so gibt man ihnen gleich anfangs dieses mildernde e, um die wahre Aussprache nicht zu verfehlen. Die Wörter, welche in dieser Rücksicht im Hochdeutschen das e bekommen, sind nun folgende. (a) Substantive männlichen und sächlichen Geschlechtes: Auge, Barde, Belege, Beschläge, Bube, Bürge, Druide,

Einge-

Eingebinde, Ende, der und das Erbe, das provinzielle Ferge, der Schiffmann, Friede, Glaube, Hase, der Heide, Junge, Käse, Knabe, Kunde, Lothse, Löwe, Ochse, oft auch nur Ochs, Rabe, Riese, der Rüde, der männliche Hund bey den Jägern, Skalde, Schade auch Schaden, Scherge, Waise, orphanus, Woiwode, Zeuge. Ferner die Neutra mit der Vorsylbe ge —: Gebände, Gebinde, Angebinde, Gebirge, Gebläse, Gebrause, Gebräude, Gedinge, Gedränge, Gefilde, Gefolge, Gehäge, Gehänge, Gehäuse, Gekröse, Geleise, Gelübde, Gemählde, Gemenge, Gemüse, Gepräge, Gepränge, Geschiebe, im Bergbaue, Geschlinge, Geschmeide, Gesinde, Gestade, Gerölse, Getreide, Getriebe, Gewebe, Gewerbe, Gewinde, Gewölbe. Ingleichen die aus fremden Sprachen entlehnten Substantiva, wenn sie sich auf einen weichen Vocal endigen: Vagabunde, Astrologe, Chronologe, Cosmologe, George, Neologe, Pädagoge, Philologe, Geologe, Matrose, Religiose, Studiose. (b) Beschaffenheitswörter: bange, behende, blöde, böse, enge, feige, gänge und gäbe, gelinde, gerade, geringe, geschwinde, gestrenge, lange, wenn es das Adverbium der Zeit ist, es ist schon lange her, aber nicht, wenn es das Beschaffenheitswort der Ausdehnung ist, es ist sehr lang, die Zeit wird

mir

mir lang, lege, im Bergbaue für niedrig, leiſe, loſe, wenn es ſo viel als leichtfertig bedeutet, außerdem los, milde, müde, mürbe, öde, ſchnöde, ſchräge, ſprö-de, ſtrenge, träge, das Meißniſche Provinzial-Wort treuge für trocken, trübe, weiſe, ſapiens. (c) Alle Imperative ſolcher Verborum, welche ſich auf einen weichen Conſonanten endigen: liebe, lobe, bringe, ſinge, rede, brauſe, blaſe, frage, grabe, klage, la-de, ſchlage, trage, preiſe, ſcheide, ſteige, biege, ſchiebe, ſiede, wiege, erwäge, webe, werde, binde, ringe u. ſ. f. Ausgenommen ſind, gib, bleib, ſtirb, wirb und lis, oder vielmehr liß, von leſen, wo das i ge-ſchärft und das s verdoppelt lautet; ingleichen die Ober-deutſchen Imperative, welche das ie und ü des Präſentis in eu verwandeln, beug, fleug von fliegen, leug von lügen.

2. Verſchiedene Wörter, welche ſich auf ein h endigen, wenn ſolches zum Stamme gehöret, folglich ein Vocal vorher gehet, ſie ſeyen Subſtantiva, das Rehe, die Sprehe, ein Vogel, die Schlehe, eine Frucht, das Wehe, der Weihe, ein Vogel, bey an-dern die Weihe; oder Beſchaffenheitswörter, ehe, früh-he, jähe, nahe, rehe von Pferden, zähe; oder Im-perative, gehe, flehe, fliehe, ziehe, ſiehe, weihe, zeihe, verzeihe. Im Niederdeutſchen hat man ein

Wort,

Wort, welches eine Segelstange bedeutet, und gemeiniglich Raa geschrieben und gesprochen wird, allein alsdann im Plural die Raaen lauten muß. Soll dieses Wort im Hochdeutschen gebraucht werden, so läßt es sich am schicklichsten in die Rahe, Plur. die Rahen verwandeln, weil wir sonst keine Substantive mehr auf aa haben.

3. Verschiedene einsylbige Wörter, welche sich eben auf keinen weichen Endlaut endigen, aber doch aus der ältern Schriftsprache mit dem mildernden e beybehalten sind, vermutlich die harte Einsylbigkeit zu vermeiden. Es sind folgende, wovon die allermeisten männliche Substantiva sind: Affe, Borke, Buhle, Bulle, ein ungeschnittener Ochse, Drache, Enke, in der Landwirthschaft, Falke, Farre, ein Ochse, Funke, Garbe, Gedanke, Gefährte, Gehülfe, Gespiele, in welchen vier letzten das einsylbige Wurzelwort die Vorsylbe ge angenommen hat; ferner Haufe, Götze, Knappe, Laffe, Laie, der Lampe, der Hase, Nahme, Neffe, Nerve, Rappe, Parke, Robbe, Roche, Same, der Schenke, Schöppe, Schulze, Schurke, Schütze, Sparre, Sprosse, Wille. Von Beschaffenheitswörtern, vielleicht nur das einige kirre, und von Umstandswörtern, nur das einige ohne.

4. Viele Volksnahmen, welche nicht auf —er ausgehen, folglich nicht auf Deutsche Art abgeleitet sind, sondern als Wurzelwörter betrachtet werden, sie mögen sich übrigens auf einen weichen Consonanten endigen, oder nicht. Mit einem weichen End-Consonanten: Franzose, Friese, Jude, Sachse, Schwabe, Sclave, Schwede, Lombarde, Portugiese, Sorbe, Quade, Jazyge, Wende. Mit einem harten oder gleichgültigen: Böhme, Britte, Celte, Franke, Schotte, Däne, Russe, Preusse, Pohle, Türke, Circasse, Finne, Fühne, Gethe, Gothe, Grieche, Hesse, Hunne, Irre, Jüte, Lappe, Lette, Schotte, Scythe u. s. f. wo es in den meisten zur Vermeidung der harten Einsylbigkeit angenommen zu seyn scheinet. Andere hingegen bekommen es nicht, wie Mohr, besonders zwey und mehrsylbige, wenn sie sich auf keinen weichen Consonanten endigen, welcher in der Biegung bleiben muß, wie Bosniak, Heidamak, Jakut, Israelit, Kalmuck, Kosak, Kroat, Malabar, Ortomann, Ostiak, Pandur, Polak, Ulan, Uskock, Wallach u. s. f. Die auf —er können es als Deutsche Ableitungen ohnehin nicht bekommen.

5. Es ist die Frage, ob die Grundzahlen, wenn sie ohne Substantiv stehen, dieses e bekommen können

und

und müssen. Man hört und lieset oft: es kamen ihrer achte, es waren ihrer viere, wir sahen nicht mehr als sechse. Allein es ist dieß ohne Zweifel ein Mißbrauch, indem das e hier weder nothwendig noch üblich ist. Nur die drey fünf, eilf und zwölf haben es hergebracht, wenn sie am Ende eines Satzes ohne Substantiv stehen, um die harte Aussprache des f zu mildern: es schlägt zwölfe, es kamen nicht mehr als fünfe. Haben sie ihr Substantiv bey sich, so fällt dieses e wieder weg, weil die Zahlwörter keine Concretion leiden, sondern nur in manchen Fällen den Casum, und auch hier von vier an nur den Dativ bezeichnen: um eilf Uhr, zwölf Mann, fünf Tage.

* * *

Dieß sind ungefähr die Fälle, in welchen die heutige Hochdeutsche Mundart dieses mildernde e beybehalten hat. Es ist daher fehlerhaft: 1. an allen in dem vorigen Verzeichnisse nicht befindlichen Wurzelwörtern, z. B. an alleine, balde, Bette, elende, ferne, feste, feuchte, gerne, fremde, schöne, späte, stille, zurücke, Gerüthe, Gerippe, Hirte, Herze, Narre u. s. f. so sehr sie auch im gemeinen Leben in dieser Gestalt üblich seyn mögen. 2. An allen mit Nachsylben abgeleiteten Wörtern, die oben angeführten auf g und s ausgenommen.

Folglich bekommen es mit Unrecht, die auf —ung, und die fremden auf —at, —er und —it: Bekehrung, Jesuit, Poet, Advocat, Asiat, Minorit, Hussit, und nicht Bekehrunge, Jesuite, Poete, Advocate, Asiate, Minorite, Hussite. 3. An allen gebogenen Wörtern; folglich nicht die Bürgermeistere, die Gebrüdere, sondern Bürgermeister, Gebrüder. 4. An allen Imperfecten im Indicative der irregulären Verborum. Folglich nicht litte, stritte, ritte, flohe, ginge, sondern litt, stritt, ritt, floh, ging.

Wollte man gegen den Gebrauch dieses mildernden e den Einwurf machen, daß doch dasselbe, selbst in solchen Wörtern, welche sich auf einen weichen Consonanten endigen, sehr willkührlich sey, indem so viele andere Wörter, welche sich in völlig gleichem Falle befinden, dasselbe nicht bekommen, z. B. Stab, Hieb, Trieb, Sieb, Staub, Weib, lieb, Tod, Rad, Stand, Gewand, Wald, wild, Wind, Steg, Tag, Zeug, Weg, Gang, Zwang, Zweig, Zwerg, u. s. f. so würde derselbe zu viel sagen, und nicht allein gegen die heutige Hochdeutsche Schriftsprache, sondern auch gegen die ältere, und nicht allein gegen diese, sondern auch gegen die Französische, Englische und alle übrigen Sprachen gebraucht werden können, welche dieses e zur Mil-

derung angenommen haben, indem sie alle es nur einigen, nicht aber allen Wörtern anhängen. Als sich die heutige Deutsche Schriftsprache aus der ältern bildete, fand sie diese mit dem mildernden e überschwemmet. Sie warf es daher weg, wo es den Bau des Wortes verdunkelte, und eine unnütze Dehnung verursachte, folglich von allen gebogenen und mit Nachsylben abgeleiteten Wörtern, auch von allen Wurzelwörtern, welche sich auf keinen weichen Consonanten endigen, welcher in der Biegung weich bleibt, die wenigen schon angeführten ausgenommen; sie behielt es aber da bey, wo es noch einigen Nutzen zu haben schien, und die Aussprache des weichen End-Consonanten gleichförmig erhielt, dem Buben, folglich auch im Nominative der Bube.

In der Zusammensetzung und Ableitung macht dieses e freylich allerley Abweichungen; indem einige es behalten, Käseform, Käsemolken, Leisetreter, Bösewicht, die meisten aber es wegwerfen, wie blödsinnig, blödsichtig, bösartig, bösfertig, Bosheit, Bürgschaft, Endschaft, engbrüstig, Erbschaft, Feigheit, feigherzig, friedfertig, friedliebend, geradlinig, geringschätzig, mildherzig, strengflüssig, Weisheit, willfährig. Wenn hingegen Zusammensetzungen mit Infinitiven gemacht werden, welche einen weichen Conso-

nanten haben, welcher nach Wegwerfung der Endung en hart ausgesprochen werden müßte, so wird ihm im Hochdeutschen gern das mildernde e angehängt, diese Aussprache zu sichern: Bergegeld, Bergelohn, Blasebalg, Schreibemeister, Schreibegebühr, Speisezimmer, Sterbetag, Treibebeet, Schiebefenster, Pflegevater, Singelust.

3.

Von zween, zwo, zwey.

Es gibt im Oberdeutschen Provinzen, welche dieses Zahlwort ordentlich nach den Geschlechtern biegen: zween, zwo, zwey; zweener, zwoer, zweyer; zweenen, zwoen, zweyen; und es haben sich auch wohl im Hochdeutschen Schriftsteller und selbst Sprachlehrer gefunden, welche diese Form als die einige wahre und richtige empfohlen haben. Es ist der Mühe werth, die Sache ein wenig genauer zu untersuchen.

Schon der Umstand, daß diese Form im Hochdeutschen nicht einheimisch, sondern vielmehr ganz fremd ist, und erst durch Nachahmung einiger Schriftsteller hinein gebracht worden, hätte sie verdächtig machen, und sie als das, was sie ist, als eine bloß provinzielle Eigenheit darstellen können. Allein es gibt noch andere Gründe, sie so verwerflich zu machen, als nur möglich ist. Diese gehörig einzusehen, muß ich etwas von den Zahlwörtern überhaupt sagen.

Ein Appellativum oder Gattungswort ist ein allgemeiner Nahme, welcher sehr viele Individua unter sich begreifft, und begreiffen kann. Soll die Zahl der

Individuen, welche der Sprechende angeben will, bestimmt werden, so muß solches durch Zahlwörter geschehen. Die Zahlwörter sind also Bestimmungswörter des Substantives, welche den Umfang desselben nach der Zahl angeben. Diese sind nun von sehr verschiedener Art. Sie bezeichnen den Umfang entweder bestimmt, nach der Zahl der Einheiten, oder unbestimmt nach allgemeinen Begriffen. Die letztern lassen wir hier fahren, und bleiben nur bey den erstern stehen. Diese sind wieder von gedoppelter Art, nachdem sie den Begriff der Zahl entweder ganz rein und unvermischt, oder mit den Nebenbegriffen der Ordnung, der Gattung, des Verhältnisses u. s. f. bezeichnen. Die erstern heissen Grundzahlen, die letztern aber bekommen nach Maßgebung ihres Nebenbegriffes den Nahmen der Ordnungszahlen, Gattungszahlen, Verhältnißzahlen u. s. f. Hier haben wir es wieder nur mit den ersten zu thun, weil die letztern die Gestalt der Adjective annehmen, und daher billig mit zu diesen gerechnet werden.

Die Zahl ist etwas, das nicht an den Dingen selbst, sondern außer ihnen befindlich ist. Es ist also keine Beschaffenheit, sondern ein Umstand. Die Zahlwörter sind also weiter nichts als Umstandswörter, so wie hier, da, dort, heut, gestern u. s. f. nur daß sie Umstände anderer Art bezeichnen. Allein, sie unterschei-

den

den sich doch von den übrigen Umstandswörtern dadurch, daß sie Umstände ausdrucken, welche unmittelbar mit dem Substantive verbunden werden können, dagegen die übrigen demselben erst vermittelst des Verbi beygeleget werden müssen. Ich kann sagen, zehen Mann, vier Häuser, hundert Jahre; aber nicht hier Mann, dort Haus, sondern der Mann ist hier, das Haus stehet dort.

Das ist ein Unterschied; aber es gibt deren noch mehrere. Dem Begriffe nach sind die Zahlwörter Umstandswörter, und sollten als solche eigentlich nur das Verbum bestimmen können; allein dem Gebrauche nach sind sie wahre Bestimmungswörter des Substantives, aber wieder Bestimmungswörter besonderer Art, welche sich von allen übrigen Bestimmungswörtern sehr merklich unterscheiden. Alle übrige müssen erst durch die Concretion dazu geschickt gemacht werden, und dabey zugleich das Geschlecht, die Zahl und den Casum ihres Substantives annehmen können: süßer Wein, süße Frucht, süßes Wasser; dieser Mann, diese Frau, dieses Haus. Allein die Zahlwörter bleiben unverändert, nur mit dem Unterschiede, daß sie in manchen Fällen den Casum bezeichnen müssen: vier Männer, fünf Frauen, sechs Häuser; dieser vier Männer, diesen fünf Frauen, diesen sechs Häusern. Den Casum bezeichnen die Zahlwörter eigentlich nur, wenn sie

ohne Substantiv, aber in Beziehung auf dasselbe stehen, nur mit dem Unterschiede, daß zwey und drey den Genitiv und Dativ, alle übrige aber nur allein den Dativ bezeichnen: mit sechsen fahren, ich höre es von vieren, sie kamen zu zwanzigen. Ich habe dieses in meiner Sprachlehre, noch mehr aber in meinem Lehrgebäude weitläufiger ausgeführet, daher ich mich hier nicht weiter dabey aufhalte.

Man siehet hieraus zugleich, daß sich die Zahlwörter von allen übrigen Redetheilen sehr wesentlich unterscheiden; von den gewöhnlichen Umstandswörtern dadurch, daß sie dem Substantive unmittelbar beygefüget werden können, und in manchen Fällen den Casum bezeichnen; von allen übrigen Bestimmungswörtern des Substantives aber durch den Mangel der Concretions- Geschlechts- und Biegungszeichen, den Casum in dem obigen Falle nur ausgenommen. Man betrachtet sie daher auch mit Recht als einen eigenen Redetheil.

Das Zahlwort ein unterscheidet sich von allen übrigen auf eine sehr merkliche Art, indem es gewisser Maßen vollständige Concretions- und Biegungslaute annimmt, und darin einem Adjective gleicht. Ich sage gewisser Maßen, weil es doch im männlichen und sächlichen Nominativ und im sächlichen Accusativ das Geschlecht unbezeichnet läßt, und sich dadurch von den

Adjecti-

Adjectiven unterscheidet: ein Mann, eine Frau, ein Haus; Genit. eines Mannes, einer Frau, eines Hauses; Dat. einem Manne, einer Frau, einem Hause; Accus. einen Mann, eine Frau, ein Haus. Die Ursache, warum man mit diesem Worte eine Ausnahme machte, und machen mußte, ist nicht schwer einzusehen. Sie liegt in der weitläufigen Rolle, welche es spielen muß; indem es nicht allein ein bloßes Zahlwort, sondern auch der unbestimmte Artikel, und in vielen Fällen ein wahres Adjectiv ist. Als Artikel ist es niemanden unbekannt; ein Adjectiv aber ist es, wenn es den bestimmten Artikel vor sich hat, und dem ander entgegen gesetzt ist: der eine Mann, die eine Frau, das eine Haus u. s. f. Um dieser Bestimmung willen, mußte es vollständige Biegungszeichen annehmen, welche es, da es sie einmahl hatte, auch als Zahlwort behielt; daher es den übrigen Zahlwörtern, welche den Begriff der Zahl allein ausdrucken, nicht zur Regel dienen kann.

Nachdem dieses voraus gesetzet worden, läßt sich auch über dem so sehr gepriesenen zween, zwo, zwey, das Urtheil sprechen. Gottsched empfahl es in seiner Sprachlehre wegen seiner schönen Regelmäßigkeit; allein es ist sehr leicht zu zeigen, daß es das unregelmäßigste Ding in der Sprache ist, und wider jede Ana-

logie anstößt. 1. Wider die Analogie aller übrigen Zahlwörter, deren keines das Geschlecht bezeichnet: drey Männer, drey Blumen, drey Häuser; warum denn zween Männer, zwo Blumen, zwey Häuser? Daß das Zahlwort ein hier nicht zum Muster dienen kann, erhellet aus dessen oben schon bemerkten ganz verschiedenen Bestimmung. 2. Wider die Analogie aller übrigen Bestimmungswörter des Substantives. Kein Artikel, kein Pronomen adjectivum, kein Adjectiv bezeichnet im Plural ein Geschlecht: die Männer, die Blumen, die Häuser, schöne Männer, schöne Blumen, schöne Häuser. Warum soll denn das einige Zahlwort zwey von so vielen tausenden eine Ausnahme machen? Das Zahlwort ein, welches man wohl wieder als einen Einwurf anzuführen pflegt, ist ja nur im Singular üblich, und dieser muß bey concrescierten Bestimmungswörtern das Geschlecht bezeichnen, nicht aber der Plural. 3. Wider die Analogie der Biegung selbst. Könnte und dürfte hier ein Geschlecht bezeichnet werden, so müßte es durch angehängte Biegungssylben geschehen. Aber wo findet sich hier das? Zween, zwo, zwey, sind drey Formen, wo die Biegung an der Wurzel selbst auf die unregelmäßigste Art von der Welt geschiehet. Hat nun noch jemand das Herz, an dieser Form die schöne Regelmäßigkeit zu loben. Aber wenn diese

auch gegründet wäre, so würde jene doch schon dadurch verwerflich werden, weil sie 4. im Hochdeutschen ganz fremd ist, und nur einzele Schriftsteller sie hier und da aus Nachahmungssucht angenommen haben. Und diese Schriftsteller können denn doch gewiß nicht zur Regel dienen. Selbst nicht die ältern, welche diese Form zum Theil in der ältern Schriftsprache fanden und sie aus derselben beybehielten. Daher findet sie sich auch noch hin und wieder in Luthers Bibel-Übersetzung; aber nicht allgemein, daher man daselbst eben so viele Beyspiele findet, wo er zwey ohne Unterschied von allen Geschlechtern gebraucht, als wo er es bieget, je nachdem die ältere Schriftsprache, oder die Obersächsische Mundart, in welcher er lebte, stärker auf ihn wirkten.

Zween, zwo, zwey ist daher eine bloße Eigenheit einiger der südlichsten Deutschen Provinzen, aus welcher die ältere Schriftsprache selbige zum Theil entlehnet hat. Ich sage zum Theil, weil sie sich hierin nie ganz gleich geblieben ist, wie leicht mit Beyspielen erwiesen werden könnte, wenn es die Mühe belohnte. Es ist auch nicht schwer, zu errathen, woher diese Form in den ältesten Mundarten ihren Ursprung hat. Sie ist vermuthlich ein alter Dualis, welche Zahl sich in den meisten bekannten sehr alten Sprachen findet, und überall seinen Ursprung den dunkeln Begriffen von der

Mehrheit

Mehrheit zu verdanken hat. Der Plural ist der Vielheit gewidmet hat; bey dem dunkeln Begriffe von dem was viel ist, war es leicht möglich, zwey nicht für viel zu halten, und daher dieser Zahl eine eigene Biegung zu geben. Daß diese Form von dem höchsten Alterthume ist, erhellet auch daraus, weil das Geschlecht hier noch an der Wurzel selbst bezeichnet wird, welche Art der Biegung in allen Sprachen die älteste und ursprünglichste ist. Als die Deutsche Schriftsprache in neuern Zeiten mit Geschmacke und Verstande ausgebildet ward, ließ man diese alte Form veralten, theils weil der Dualis mit allen seinen Spuren im Deutschen schon längst veraltet war, theils aus dem klaren Bewußtseyn, daß kein Bestimmungswort im Plural ein Geschlecht bezeichnen darf, daher dieses bey einem Zahlworte am allerunschicklichsten seyn würde.

Da ein Irrthum immer gern zu dem andern führet, so fehlet es nicht an Schriftstellern, welche diese schöne Regelmäßigkeit auch auf die Ordnungszahl ausdehnen, und selbige zweete, zwote, zweyte bilden, aber dadurch das Maß der Unregelmäßigkeiten noch mehr häufen, indem es wider alle Analogie ist, in einem abgeleiteten Worte das Wurzelwort zu biegen.

4.

Sind es Schriftsteller, welche die Sprachen bilden und ausbilden?

Es ist ein alter und sehr allgemeiner Satz, daß die Sprachen ihre Ausbildung den Schriftstellern und besonders den Dichtern zu verdanken haben. Es ist der Mühe werth, ihn ein wenig genauer zu untersuchen, weil er von den Schriftstellern leicht übel verstanden, und zu Neuerungen und unbefugten Freyheiten gemißbrauchet werden kann, wie schon mehrmahls geschehen ist.

Im Grunde hängt auch dieser Satz mit dem Vorurtheile von der Aushebung des besten aus allen Mundarten zu einer Schriftsprache, auf das genaueste zusammen, und muß mit demselben stehen und fallen. Denn bestehet die Schriftsprache eines jeden Volkes wirklich aus einer solchen ausgehobenen Mundart, so müßten es freylich die Schriftsteller seyn, von welchen diese Aushebung herrühret, und ist dieses, so müssen sie heut zu Tage noch eben so sehr berechtigt seyn, auszuheben, zu bilden, zu bessern und zu erfinden, als bey der ersten Einrichtung der Schriftsprache. Ist aber keine Schrift-

sprache eine solche ausgehobene Sprache, sondern in allen Fällen nur die Mundart der cultiviertesten Provinz in den obern Classen, so kommt auch diesen die Ausbildung der Sprache zu, nicht aber den Schriftstellern, als welche in diesem Stücke nicht mehr Recht haben können, als ein jedes anderes einzeles Glied der Gesellschaft hat, welches sich dem jedesmahligen Zustande seiner Sprache gemäß ausdrucken muß, wenn es verstanden werden will, weil dieses die einige Absicht der Sprache ist. Die Ausbildung der Sprache folgt dem jedesmahligen Grade des Geschmackes und der klaren Vorstellungsart im Ganzen, und einzele Mitglieder haben vor diesem Ganzen eigentlich nichts voraus.

Allein es hat der jetzt gedachte Satz auch ohne dieses Vorurtheil noch manches Scheinbare vor sich, welches denn auch wohl diejenigen verleitet hat, welche an eine solche Aushebung der Schriftsprache vielleicht nie gedacht haben. Es sind solches vornehmlich folgende Stücke.

1. Man kennet die ausgebildetste Mundart eines Landes gemeiniglich nur aus Schriften, daher sie auch den Nahmen der Schriftsprache führet, und daher ist es leicht, sie in denjenigen Provinzen, wo sie im gesellschaftlichen Leben nicht einheimisch ist, für eine bloße Schriftsprache und weiter nichts zu halten, und ihren

ganzen Ursprung und ihre Ausbildung von Schriftstellern herzuleiten. Allein, wer da weiß, was Sprache ist, und wie Sprache entstehet, wird selbst die Ausbildung einer Sprache durch Schriftsteller allein sehr bald aufgeben müssen. Sprache entstehet nur im gesellschaftlichen Leben, und ihre Ausbildung geschiehet nur in den engern Graden desselben. Eine Sprache wird natürlicher Weise immer mehr verfeinert und ausgebildet, je näher die bürgerliche Gesellschaft in einem Lande zusammen rückt; daher Volksmenge nach dem Verhältnisse des Raumes immer auch der Maßstab der Ausbildung der Sprache, so wie der Cultur überhaupt ist. Schriftsteller leben nie in so enger gesellschaftlichen Verbindung, daß sie eine Sprache ausbilden könnten, gesetzt, daß solches auch durch schriftliche Unterhaltung geschehen kann. Ich habe in dem ersten Stücke dieses Magazines zu zeigen gesucht, daß jede Schriftsprache allemahl die Mundart der obern Classen der volkreichsten und blühendsten Provinz eines Landes ist. Eben daselbst habe ich zu beweisen gesucht, daß unsere Deutsche Schriftsprache nicht unter den Schriftstellern allein lebt, sondern die gewöhnliche Mundart Obersachsens, und zwar in den obern Classen in ihrer größten Feinheit und Reinigkeit ist, und erst von hier zu den Schriftstellern ausgegangen ist. Die Ursache ist wieder keine

andere,

andere, als weil Churſachſen ſeit mehr als drey Jahrhunderten die volkreichſte und blühendſte Provinz Deutſchlandes geweſen iſt, und es jetzt zum Theil noch iſt. Wer noch daran zweifelt, dem kann ich es durch geographiſche Rechnungen beweiſen. Hier iſt der Bevölkerungsſtand einiger Deutſcher Provinzen im Verhältniſſe zu dem Raume.

	Quadrat-Meilen.	Volksmenge.	Kommt auf 1 Quadrat-Meile.
Königr. Preuſſen	1213	1⅕ Mill.	1000
Öſterr. Deutſche Staaten, excl. Böhmen und Mähren	4000	4 Mill.	1000
Chur-Hannover	700	⅘ Mill.	1140
Holſtein	= =	245628	1377
Herz. Braunſchw.	941	166340	1700
Preuß. Schleſien	650	1⅖ Mill.	2150
Chur-Sachſen	548	1 7/10 M.	3000

Das iſt ein außerordentlicher Bevölkerungsſtand gegen das Verhältniß des Raumes, der ganz natürlich auch eine verhältnißmäßige Cultur bewirken muß. Von andern Deutſchen Provinzen ſind mir keine ſo genaue Berechnungen bekannt; indeſſen iſt gewiß keine darunter, welche meinen Satz widerlegen kann. Schleſien,

nächſt

nächst Sachsen die cultivierteste Provinz, kommt demselben auch in dem Verhältnisse der Volksmenge gegen den Raum am nächsten.

2. Man kennet die ausgebildetste Mundart einer Sprache aus Schriften immer am reinsten. In dem gesellschaftlichen Umgange ist des Sprechens immer viel, und die Zeit zur Vorbereitung und Wahl kurz. Überdieß ist der mündliche Ausdruck nur für wenig vorüber gehende Augenblicke bestimmt, daher er sich hier nicht allemahl in der Reinigkeit und Auswahl zeiget, deren er fähig ist. Die Schrift hingegen ist für längere Zeiten, und der Schriftsteller kann mehr Zeit auf den Ausdruck wenden, daher er, wenn er Verstand und Geschmack besitzt, es für eine seiner ersten Pflichten halten wird, hier nicht in dem Nachtkleide zu erscheinen, welches man ihm allenfalls in dem häuslichen Umgange übersiehet. Aber um deswillen ist er nicht Schöpfer der Sprache.

3. Die Cultur einer Sprache ist immer in Schriften und an den Schriften am merklichsten, weil der mündliche Ausdruck in einem engen Wirkungskreise verrauscht, Schriften aber bleiben; und da pflegt es denn gern zu geschehen, daß man das Band zweyer Erscheinungen verkennet, und die Wirkung für die Ursache, die Ursache aber für die Wirkung, oder von zwey

neben einander bestehenden Wirkungen einer höhern Ursache, die eine für die Ursache und die andere für die Wirkung hält. Mit der Ausbreitung der Völker und der Verschiedenheit der Sprachen ist es eben so gegangen, indem man mehrere tausend Jahre die letztere für die Wirkung der ersten gehalten hat, und zur Erklärung dieses widernatürlichen Bandes zwischen beyden endlich seine Zuflucht zu einem Wunder nehmen mußte. Zunahme der Volksmenge im eingeschränkten Raume machte die Ausbreitung nothwendig, und von dieser ist die Veränderung der Sprache eine natürliche Folge. Eben so verhält es sich auch mit der Ausbildung einer Sprache und mit der Entstehung der Schriftsteller. Zunahme der Volksmenge im eingeschränkten Raume wirkt Cultur aller Art, folglich auch der Sprache. So wie die Cultur des Geistes aufkeimet, entstehen auch Schriftsteller, und da der mündliche Ausdruck verfliegt, und der Fortschritt der Sprache nach einiger Zeit nur aus den Schriften ersehen werden kann, so ist es, wenn man den Zusammenhang des Ganzen übersiehet, sehr leicht, die Schriftsteller zu Schöpfern und Ausbildern der Sprache zu machen, da sie doch nur Folgen der bereits zu einem gewissen Grade ausgebildeten Sprache sind. Aus einem solchen Mißverstande hat man mehr als einmahl den Homer für den Schöpfer der Griechi-

schen, und Carln den Großen für den Schöpfer der Deutschen Sprache gehalten.

Um sich noch gewisser davon zu überzeugen, darf man nur erwägen, was Schriftsteller noch heut zu Tage thun und thun müssen, wenn sie gelesen und mit Beyfall gelesen werden wollen. Sie drucken sich genau so aus, wie sich diejenige Classe im feinern mündlichen Umgange ausdruckt, für welche sie schreiben, nur daß sie mehr Zeit auf die Reinigkeit und Wahl des Ausdruckes wenden können als dort möglich ist.

Weichen sie davon ab, so werden sie entweder unverständlich, oder setzen sich dem Vorwurfe der Neuerung aus. Aber die Schriftsteller bereichern doch die Sprache mit neuen Wörtern. — Ja, doch eigentlich nur mit neuen Ableitungen und neuen Zusammensetzungen, aber auch hier mit keinem größern Rechte, als auch der mündliche Ausdruck im gesellschaftlichen Umgange dergleichen Wörter machen kann, d. i. nach bekannten und gangbaren Analogien, nur immer wieder mit dem Unterschiede, daß der schriftliche Ausdruck hier mehr Wahl und Überlegung verstattet, als der mündliche.

Die Dichtersprache ist kein Einwurf gegen das was ich bisher gesagt habe. Sie ist die Sprache der Einbildungskraft und der Leidenschaft, und muß, wenn sie gefallen soll, auch als solche der Natur des erhöheten

gesellschaftlichen Umganges getreu bleiben. Man erwärme die Einbildungskraft und Leidenschaft eines Mannes von Erziehung und Geschmack bis zu einem gewissen Grade, so wird seine Sprache dichterisch werden, und der dichterische Schriftsteller hat vor ihm wieder nichts voraus, als die größere Auswahl und den Gebrauch der Feile, wodurch sich der schriftliche Ausdruck überhaupt von dem mündlichen unterscheidet.

Ich sehe daher nicht, wie Schriftsteller irgend mehr Antheil an der Bildung und Ausbildung der Sprache haben, als ein jedes anderes Glied der Gesellschaft. Sie befinden sich gerade in dem Falle eines Redners, welcher vor einer angesehenen Gesellschaft zu reden hat, und daher nicht ohne Vorbereitung auftritt. Wollte dieser im geringsten von dem Sprachgebrauche derer abweichen, in deren Gegenwart und um derer willen er spricht, so würde er seine Absicht verfehlen und unverständlich werden. Er darf also weder neue Wörter, noch neue Bedeutungen der Wörter, noch neue Verbindungsarten machen, außer solche, welche einem jeden verständlich sind, und das sind denn immer nur solche, welche jeder seiner Zuhörer, wenn er Kenntniß und Geschmack besitzt, auch machen kann. Weicht er im geringsten davon ab, wagt er Verbindungsarten, welche der Sprachgebrauch verkennet, macht er neue Wörter,

nach veralteten oder ungewöhnlichen Analogien, oder, welches denn nur gar zu oft der Fall ist, welche gar keine Analogie vor sich haben, so wird der Redner so verwerflich als der Schriftsteller, und der Schriftsteller so verwerflich als der Redner, weil beyde die Absicht, warum sie auftreten, die Verständlichkeit, verfehlen.

Haben nun gleich Schriftsteller an der Bildung und Ausbildung der Sprache nicht mehr und nicht weniger Theil, als ein jedes anderes Glied der Classe, zu welcher sie gehören, so haben sie dessen ungeachtet doch beträchtliche Verdienste um die Sprache, wenn sie anders die Kunst verstehen, ihren Obliegenheiten mit Kenntniß und Geschmack genug zu thun. Allein diese bestehen, so viel die Sprache betrifft, weder in Erfinden, noch in Ausbilden, sondern bloß in einer größern Reinigkeit und in einer mehrern Auswahl, als der flüchtige und schnell vorüber gehende mündliche Ausdruck in den meisten Fällen verstattet. Der Schriftsteller schreibt, wo nicht für die Ewigkeit, doch für eine beträchtliche Zeit, er schreibt in den meisten Fällen für die Edelsten seiner Nation, und zwar für einen sehr großen Theil derselben, und da er durch kein gegenwärtiges Bedürfniß gedrungen wird, so kann er auf die Reinigkeit, Bestimmtheit und Wahl des Ausdruckes alle ihm nur nöthige Zeit wenden. Er hebt daher das, was zu seiner

Absicht das Edelste, Bestimmteste und Beste ist, aus der Sprache des gesellschaftlichen Umganges heraus, und läßt alles das zurück, was den Probierstein der Richtigkeit, der Wahrheit und des Geschmackes nicht aushält, und eben so verfährt auch der Dichter in Ansehung der Sprache der Einbildungskraft und Leidenschaft. Beyde erfinden in Ansehung des Ausdruckes nichts, bilden auch nichts aus, sondern heben und wählen nur aus, gleich dem Redner, welcher mit Vorbereitung und Geschmack vor einer feyerlichen Versammlung auftritt.

Aber eben dadurch, daß die ausgebildetste Mundart eines Landes in Schriften immer am reinsten und edelsten erscheint, gelangen denn Schriftsteller oft zu der Ehre, für die Schöpfer und Ausbilder der Sprache gehalten zu werden, besonders in solchen Provinzen, wo der mündliche Ausdruck, welcher dem Schriftsteller den Stoff darbiethet, nicht so gegenwärtig ist. Hat man diese Auswahl des Reinsten, Besten und Edelsten aus der erhöheten Mundart eines Landes unter dem Nahmen der Ausbildung verstanden, so habe ich wider die Sache nichts, wohl aber wider den höchst unschicklichen Ausdruck, welcher nicht allein den Sprachgebrauch beleidigt, sondern auch zu Mißdeutung und Mißbrauch Anlaß geben kann, und wirklich Anlaß gegeben hat. In

dem

dem stolzen Gedanken, daß die Bildung und Ausbildung der Sprache bloß von Schriftstellern abhänge, halten sich diese oft zu allem berechtigt, seßen sich über allen Sprachgebrauch hinaus, und wagen die seltsamsten Verbindungen und Neuerungen, welche oft desto auffallender sind, je seltener gründliche Sprachkenntnisse gemeiniglich unter den Schriftstellern zu seyn pflegen. Allein ich getraue mir behaupten zu können, daß noch kein Schriftsteller irgend etwas in der Sprache mit Erfolg erfunden hat, d. i. so, daß es wirklich in derselben, oder nur in den höhern Classen allgemein geworden wäre, was nicht auf so leichten und richtigen Analogien beruhet, daß es jedes anderes Glied der Gesellschaft eben so leicht, und mit eben dem Erfolge hätte erfinden können. Nur glaube man nicht, daß das schon in einer Sprache allgemein geworden ist, wenn etwa ein Schriftsteller von Ansehen eine Grille ausheckt, und ein Paar Dutzend, auch allenfalls ein Paar hundert andere Schriftsteller aus Nachahmungssucht diese Grille annehmen. Es wird nicht leicht ein Deutscher Sprachlehrer wieder in eine so glückliche Lage kommen, Neuerungen allgemein zu machen, als die war, in welcher sich Gottsched befand; und man nenne mir nur eine einige von seinen Grillen, welche allgemein geworden wäre, oder ihn nur überlebt hätte. Nicht leicht wird ein Schriftsteller von seiner Nation so

allgemein und mit so vieler Theilnehmung und Vorliebe gelesen werden, als Gellert. Wäre irgend ein Schriftsteller im Stande, etwas, das nicht ganz in dem Sprachgebrauche gegründet ist, allgemein zu machen, so wäre er es, und doch sind sein schön sehen und wenige andere Eigenheiten immer noch Provinzial-Ausdrücke, und werden es wohl immer bleiben. — Ja, sagt man, das sind Provinzial-Fehler und jenes waren Grillen. — Gut, aber alles, was ein Schriftsteller in der Sprache nur erfinden oder zu derselben nur hinzusetzen kann, ist, wo nicht ein Provinzial-Ausdruck, doch wenigstens eine Grille, es müßte denn so völlig in dem Sprachgebrauche seiner Zeit gegründet seyn, daß ein jeder anderer eben so leicht darauf hätte fallen können, und darauf gefallen seyn würde, wenn er sich mit ihm in gleichem Falle befunden hätte. Das heißt aber doch nicht Sprache erfinden, oder Sprache ausbilden. Keine Sprache kann anders ausgebildet werden, als durch den vereinigten Wachsthum der vernünftigen Erkenntniß und des Geschmackes im Ganzen, und gegen dieses Ganze sind Schriftsteller immer nur ein sehr kleiner Theil, und ihre Pflicht ist, sich nie von dem jedesmahligen Sprachgebrauche dieses Ganzen zu entfernen, weil sie sonst ihrer eigenen Abssicht entgegen arbeiten. Schriftsteller, welche sich in der Sprache als Sonderlinge ankündigen,

machen sich eben dadurch dem bessern Theile der Nation, an welcher ihnen doch am meisten gelegen seyn sollte, unles'bar, und muß man sie um ihrer sonst guten Sachen willen, dennoch lesen, so lieset man sie mit Widerwillen, und es bleibt allemahl ein Verdacht gegen den Verfasser zurück, der entweder dessen Geschmack, oder auch wahres Verdienst in den Schatten stellt, weil sich immer gleich der Gedanke aufdringt, daß es mit dem innern Werthe eines Mannes nicht ganz richtig seyn müsse, welcher sich im Äußern auf eine sonderbare Art auszeichnet, und dadurch zu täuschen oder Schwächen zu verbergen sucht.

5.

Von den Deutschen Schriftzeichen.

So wie diejenigen wilden Völkerschaften, welche im vierten und den folgenden Jahrhunderten in die Römischen Provinzen einwanderten, anfingen, ihre bisherige Wildheit abzulegen, und an der Cultur der überwundenen Theil zu nehmen, so empfanden sie auch das Bedürfniß, ihre Gedanken Abwesenden durch Zeichen bekannt zu machen, kurz das Bedürfniß zu schreiben. Da diese Kunst in denjenigen Provinzen, welche sie in Besitz genommen hatten, schon völlig gangbar war, so war es auch ganz natürlich, daß sie die Schriftzeichen beybehielten, welche sie bereits in jedem Lande fanden, zumahl da sie sich auch in den übrigen Stücken nach der Cultur der überwundenen bildeten und bilden mußten, weil sie selbst keine Cultur hatten, eine andere Art der Cultur aber ihnen unbekannt war. Diejenigen Schriftzeichen nun, welche sie in den eroberten Römischen Provinzen fanden, waren die Römischen, so wie sie sich schon aus der großen Quadrat-Schrift zu einer geläufigern Current-Schrift umgebildet hatten. Diejenigen, welche den Provinzen des Griechischen Reiches am

nächsten

nächsten waren, wie die Gothen und einige Slavonische Völkerschaften, nahmen das Griechische Alphabet an; allein, da uns diese jetzt hier nichts angehen, so halte ich mich auch nicht weiter dabey auf.

Da sich die Sprache der neuen Völker durch ihre rauhen und oft schwer auszudruckenden Töne so sehr von der ausgebildeten und feinern Römischen unterschied, so war es ganz natürlich, daß die Schriftzeichen der letztern nicht ganz auf die Töne der erstern passen konnten, daher ward das Römische Alphabet bey den meisten dieser Völkerschaften umgemodelt und für solche Töne, welche die Lateinische Sprache nicht hatte, mit neuen einfachen Zeichen vermehret, welche man gemeiniglich aus der Griechischen Sprache entlehnte. Dieß ist wenigstens von den Angelsachsen und Longobarden bekannt, und aus dem Gregor von Tours weiß man, daß Chilperik bey den Franken etwas ähnliches unternahm, welches aber keinen Bestand hatte.

Merkwürdig ist dabey, daß wenn diejenigen Völker, welche das angenommene Römische Alphabet mit neuen einfachen Zeichen vermehret hatten, es in der Cultur bis zu einem gewissen Grade des Geschmackes brachten, die neuen Zeichen von selbst wieder verließen, und statt derselben Zeichen wählten, welche aus der Römischen Schrift zusammen gesetzt waren. So hatten

die

die Angelsachsen für den ihnen eigenen zischenden Laut des d, welchen die Römer nicht kannten, das θ aus der Griechischen Schrift entlehnet; allein mit der Zeit legten sie es wieder ab, und nahmen dafür das th an. So unschicklich es auch scheinen könnte, und manchen oft wirklich geschienen hat, einen einfachen Laut durch zusammen gesetzte Zeichen auszudrucken, so scheinet doch die allgemeine Übereinstimmung mehrerer Völker, welche gewiß weder von ungefär noch willkührlich ist, einen höhern Bewegungsgrund zu verrathen, welcher in dem fremden einfachen Zeichen mehr Unschicklichkeit sahe, als in dem zusammen gesetzten. Da sich diese Vertauschung der einfachen Zeichen mit zusammen gesetzten nur erst alsdann zeiget, wenn es ein Volk in dem Geschmacke bis zu einem gewissen Grade gebracht hat, so weiß ich mir diese Erscheinung nicht anders zu erklären, als weil man das Unschickliche wenigstens dunkel empfand, die Römischen Schriftzeichen, welche, aller Verunstaltung durch den Gebrauch ungeachtet, doch immer noch ein gewisses Verhältniß unter und gegen einander behalten hatten, mit fremden Zeichen zu verunstalten, welche zu ihnen kein Verhältniß hatten; und in das Ganze nicht paßten. Diesen Übelstand empfand man lebhafter, als die Unbequemlichkeit, einen einfachen Laut durch ein zusammen gesetztes Zeichen auszudrucken,

und

und zog daher das letztere dem beleidigenden einfachen vor. Es ist dieses zugleich ein Wink für diejenigen, welche es wohl noch in unsern Tagen, da der gute Geschmack weit fester und allgemeiner ist, versucht haben, die in unserm Alphabete befindlichen zusammen gesetzten Schriftzeichen für einfache Laute, mit neuen zu vertauschen, welche entweder aus andern Sprachen, z. B. der Hebräischen, oder wohl gar aus der Slavonischen entlehnet, oder auch willkührlich ersonnen ist; welche Vertauschung bey dem jetzigen Grade der Cultur und des Geschmackes schon aus diesem Grunde völlig unmöglich ist. Doch ich komme wieder auf die Deutschen Schriftzeichen zurück.

Die Franken nahmen in Gallien die Römische Current-Schrift an, und zwar mit allen denjenigen Schriftzeichen, welche sie in derselben fanden, und zwar das c so gut als das k; denn man irret sehr, wenn man glaubt, daß die Deutschen das letztere unmittelbar aus dem Griechischen entlehnet hätten, indem es in der Römischen Current-Schrift der spätern Jahrhunderte vollkommen üblich war. Fanden sie für manche ihrer einfachen Töne in dem Römischen Alphabete kein einfaches Zeichen, so machten sie es so, wie es bereits die Römer vor ihnen in ähnlichen Fällen gemacht hatten, d. i. sie wählten zusammen gesetzte.

Da die Franken das erste Deutsche Volk waren, welches sich nach Römischer Cultur umformete, so ward es mit der Zeit auch das Original für die übrigen Deutschen Völkerschaften, besonders nachdem es unter Carln dem Großen zugleich das herrschende Volk ward. Es ward daher das Römische Alphabet, so wie die Franken dasselbe den Deutschen Lauten bereits angemessen hatten, nach und nach in dem ganzen übrigen Deutschlande allgemein. Wie sehr die wirklich schönen Römischen Schrift-Figuren, von einem Jahrhunderte zum andern verunstaltet worden, gehet mich hier nichts an, weil ich eigentlich nur von denjenigen Figuren rede, deren wir uns noch jetzt in gedruckten Schriften bedienen.

In den spätern Jahrhunderten, als Geschmack und Kunstfleiß in Europa immer mehr erwachten, bildete sich aus der bisher üblichen zitternden Current-Schrift eine neue Schrift, welche sich durch ihre vielen Ecken und Spitzen von allen bisherigen Schriftarten unterscheidet, und daher eigentlich die gebrochene Schrift genannt wird. Da sich die Mönche um diese Zeit am meisten mit Schreiben, besonders mit dem Abschreiben der Bücher abgaben, und zu einer so mühsamen eckigen Schrift auch die meiste Muße hatten, so hat sie von ihnen auch den Nahmen der Mönchsschrift bekommen. Nennet

man

man sie auch die Gothische, so kann sie diesen Nahmen nur in so fern führen, als man den ganzen damahligen Geschmack an krausen und eckigen Zierrathen Gothisch zu nennen pflegt. Diese Schrift war eine ächte Tochter des damahls in dem ganzen Europa herrschenden Geschmackes, welcher nichts für schön hielt, was nicht mit Ecken und Spitzen versehen war, wie unter andern auch aus der Baukunst dieser Zeit erhellet.

Als die Buchdruckerkunst erfunden ward, kannte man für Bücher in dem ganzen Europa keine andere Schrift als diese, daher man sie auch überall in gedruckten Büchern nachahmete. Allein, so wie sich durch die Verbreitung der alten Denkmähler der Geschmack immer mehr läuterte und verfeinerte, so lernte man nach und nach auch das Barbarische und Widerwärtige in diesen eckigen Schriftzeichen empfinden, und so wie man jetzt in dem Geschmacke überhaupt wieder zu den Alten zurück kehrete, so näherte man sich auch nach und nach wieder der schönen Römischen Current-Schrift. So unbedeutend auch die Sache manchen scheinen mag, so ist sie doch wichtig, weil sich die Wanderung und Verbreitung des guten Geschmackes aus Gegenständen dieser Art am leichtesten und sichersten beurtheilen läßt. Soll der Geschmack eine Veränderung in der Sprache hervorbringen, so muß er erst eine gewisse Allgemeinheit, wenigstens

nigstens in den obern und mitttlern Classen einer Nation erhalten, dann erfolgt diese Veränderung von selbst. Ehe er diese Allgemeinheit erhält, ist an keine Veränderung zu denken, wenn sie auch noch so richtig und nützlich wäre.

Der wieder hergestellte gute Geschmack ging von Italien aus, und hier kehrete man auch am ersten wieder zu der runden Römischen Schrift zurück, die daher auch den Nahmen der Italiänischen bekam. Frankreich war das erste Land, welches den gereinigten Geschmack von den Italiänern annahm, daher findet sich die neue Italiänische Schrift hier auch schon sehr frühe, und verbreitete sich von hier durch Spanien, England und die Niederlande. In allen diesen Ländern bekam diese neue Schrift nur nach und nach den Vorzug vor der ältern eckigen. Zuerst wandte man sie in Lateinischen Büchern an, dann auch in der Landessprache, aber nur in Büchern, welche für die obern Classen geschrieben waren, weil diese der erste Sitz des guten Geschmackes in einer Nation sind. Am spätesten erreicht das Volk den gehörigen Grad des Geschmackes, daher ihm diese Schrift nur am letzten vorgeleget werden kann. In Italien und Frankreich ist die alte eckige Schrift, so viel ich weiß, selbst in Volksbüchern nicht mehr üblich; hingegen wird sie in den Niederlanden noch in den mittlern und untern

Classen,

Classen, und in England noch in allen Schriften gebraucht, welche unmittelbar für die untern Classen bestimmt sind.

Misset man Deutschlandes Geschmack nach diesem Maßstabe, so zeiget er sich freylich nicht in dem besten Lichte, und es würde daraus folgen, daß er bey uns bey weitem noch nicht so allgemein ist, als bey unsern westlichen und südlichen Nachbarn, weil wir zwar für die Lateinische Sprache die runde Italiänische Schrift angenommen haben, aber in allen Deutschen Büchern, selbst wenn sie für die obern Classen bestimmt sind, die alte eckige Schrift noch immer ohne Gefühl des Unnatürlichen und Barbarischen lesen können. Man könnte zur Entschuldigung dieser Erscheinung sagen, daß die Italiänische, Französische und Spanische Sprachen sich unmittelbar aus der Lateinischen gebildet haben, und die Englische mittelbarer Weise vieles aus ihr angenommen hat, daher die Anwendung der Lateinischen Schrift auf die Landessprachen hier leichter ist, als bey einer ganz fremden Sprache. Allein diese Entschuldigung verdirbt uns Holland, welches eine eben so fremde Sprache hat, als Deutschland, und die runde Schrift doch schon in den obern, und zum Theil schon in den mittlern Classen angenommen hat, und daher in Ansehung des Geschmackes schon eine Stufe höher stehen

müßte. So gern ich auch wollte, so weiß ich hier doch nichts zur Rettung der Ehre unsers Geschmackes anzuführen, es müßte denn dieses seyn, daß die Vorliebe der höhern Classen unter uns für die Französische Litteratur sie gegen die Deutsche kalt und gleichgültig macht; aber denn ist noch immer die Frage, ob nicht unsere Litteratur selbst Schuld daran ist, und dann würde am Ende wieder alles auf den geringern Grad des guten Geschmackes hinaus laufen. Unsere nördlichen Nachbaren, Schweden und Dänemark, sind mit uns in gleicher Verdammniß, weil sie für ihre Landessprachen gleichfalls noch die alte eckige Schrift haben, und selbige vermuthlich auch am spätesten ablegen werden.

Noch vor der Mitte des gegenwärtigen Jahrhundertes fingen einige Schweitzerische Gelehrte an, sich um den guten Geschmack in unserer schönen Litteratur verdient zu machen, und machten zugleich einen Versuch, die runde Italiänische Schrift in Deutschen Werken des Witzes zu gebrauchen. Dieß hätte wirklich von guten Folgen seyn können, wenn sie auf der geraden Bahn des guten Geschmackes fortgegangen wären. Allein der Widerspruch gegen die Gottschedische Schule verleitete sie gar bald auf den entgegen gesetzten Abweg, und da sie, um nicht wässerig zu scheinen, schwülstig wurden, und dabey auf die unnatürlichen Lateinischen Sylben-

maße

maße verfielen, so verdarben sie dadurch wieder alles, und die runde Schrift folgte dem Schicksale ihres ausgearteten Geschmackes und ward vergessen.

Deutschlands Geschmack hat zwar in den neuesten Zeiten manche Verzuckungen erlitten; allein im Ganzen ist er, glaube ich doch, demjenigen Grade jetzt nahe, in welchem er die runde Schrift nicht allein ertragen kann, sondern selbst fordern wird. Sie kann freylich nur nach und nach allgemeiner werden, weil Sprachen und alles, was zu ihnen gehöret, keinen Sprung verstatten. Zuerst müßte sie in Werken des Witzes gebraucht werden, und dann könnte sie auch in ernsthaftere für die obern Classen bestimmte Schriften übergehen, nur müßte sie nicht von dem Afterwitze und ausgearteten Geschmacke gemißbraucht werden, weil dieses gewiß nicht zu ihrer Empfehlung dienen würde. Am wenigsten müßte man sich dabey Neuerungen in der Orthographie erlauben, weil diese nie ihr Glück machen werden, sondern vielmehr alles mit in ihr Schicksal verwickeln, was mit ihnen in Verbindung stehet. Kurz es müssen Männer von Verstande und dem richtigsten Geschmacke seyn, welche hier den Ton angeben wollen.

6.

Von der Ersetzung des ausgelassenen Substantives durch Pronomina.

Die Pronomina sind Wörter, welche die veränderlichen Umstände der Person, des Ortes, u. s. f. ausdrucken, und manche von ihnen können als Nahmen angesehen werden, welche von diesen veränderlichen Umständen entlehnet sind, und daher die Stelle der wahren Nahmen der Dinge vertreten können. Dahin gehören nicht allein die persönlichen Pronomina, ich, du, er u. s. f. welche das Ding bloß nach der Person bezeichnen, sondern auch viele der übrigen, dieser, jener, der u. s. f. welche es nach dem Umstande des Ortes darstellen. Beyde können anstatt der Nahmen der Dinge, oder der Substantive gebraucht werden, wenn diese Bezeichnung nach einem zufälligen Umstande hinlänglich ist, das Ding so kenntlich zu machen, als die Verständlichkeit es erfordert, und in so fern kann das Substantiv ganz richtig durch Pronomina ersetzt, und dessen Wiederhohlung vermieden werden. Z. B. wenn ein männliches Ding der dritten Person einmahl genannt worden, so kann man es so lange bloß durch das Pronomen

er

er andeuten, als keine Mißdeutung dadurch erwächset. Eben so lassen sich auch die Pronomina dieser, jener, derjenige, der u. s. f. gebrauchen, wenn der bloße Umstand des Ortes oder der Bestimmung hinlänglich ist, das verlangte Ding kenntlich zu machen.

Allein, es gibt auch Fälle, wo die Pronomina zu einer solchen Vertretung gemißbrauchet werden, und wo man entweder die unrechten Pronomina dazu wählet, oder ihnen Bedeutungen beyleget, welche sie nicht haben können. Dahin gehören 1. die Possessiva, wenn sie die Wiederhohlung eines Substantives nach einem Genitive ersetzen sollen: nicht Homers Gedichte, sondern des Horaz seine; deines Bruders Sache ist mir nur in so fern wichtig, als meines Freundes seine damit verbunden ist; die Größe der Sonne übertrifft des Monds seine. 2. Die Demonstrativa der und jener: nicht Homers Gedichte, sondern die, oder jene, des Horaz; deines Bruders Sache ist mir nur in so fern wichtig, als die, oder jene, meines Freundes damit verbunden ist; die Größe der Sonne übertrifft die, oder jene, des Mondes. 3. Das Determinativum derjenige: nicht Homers Gedichte, sondern diejenigen des Horaz; deines Bruders Sache — als diejenige meines Freundes damit verbunden ist; die Größe der Sonne über-

trifft diejenige des Mondes. Es ist der Mühe werth, die Richtigkeit dieser Formen ein wenig genauer zu untersuchen.

Die erste Art, das Substantiv durch das Possessivum zu ersetzen, ist besonders in Nieder-Deutschland üblich, und man weiß sich daselbst oft viel mit derselben. Allein man darf nur die Natur eines Possessivi ein wenig ansehen, so wird das Fehlerhafte davon sogleich in die Augen leuchten; indem dem Pronomini hier ein Amt aufgeleget wird, zu dessen Verwaltung es völlig untüchtig ist. Die Possessiva bezeichnen das Verhältniß des Besitzes in Ansehung der Person: mein Freund, dein Bruder, ihre Tugend; und können auch den Nahmen des Substantivi ganz richtig entbehren, wenn dasselbe kurz vorher genannt worden, so daß der Leser oder Zuhörer es nicht verfehlen kann: nicht um eures Verdienstes willen, sondern um unsers. Aber, was soll es in den oben angezeigten Beyspielen bedeuten: nicht Homers Gedichte, sondern des Horaz seine; die Größe der Sonne übertrifft des Monds seine. Hier ist fürs erste gar keine Bezeichnung des Besitzes nothwendig, weil das Verhältniß, welches hier angedeutet werden soll, schon durch den Genitiv des Horaz, des Monds ausgedruckt wird, hier also weiter nichts geschiehet, als daß dieses Verhältniß doppelt angegeben

wird,

wird, und zwar das zweyte Mahl stärker als nöthig ist, durch das Possessivum. Und schon um deswillen ist diese Form ein Fehler, weil sie einen unnützen Überfluß enthält, und einen bloßen Nebenbegriff, welchen der Genitiv schon hinlänglich bezeichnet, durch das Possessivum noch stärker hervor hebt. Allein im Grunde ist diese ganze Form nur eine Folge eines andern Fehlers, nach welchem man im Niedersächsischen den Genitiv überhaupt durch das Possessivum ersetzt: des Fürsten seine Länder, meines Nachbars sein Haus, der Frau Wolf ihre Tochter, meiner Frau ihre Schwester. Es kann seyn, daß man in manchen Fällen dadurch zu dieser Abweichung bewogen wird, weil im Niedersächsischen nur wenig Wörter den Genitiv bezeichnen; allein alsdann ist es eine provinzielle Eigenheit, welche man nicht in das Hochdeutsche einführen sollte. Im Englischen war dieser Fehler ehedem gleichfalls sehr gewöhnlich, wo man den Genitiv immer durch das Possessivum ausdruckte: the man his daughter, für the man's daughter, des Mannes Tochter. Allein seitdem die Englische Sprache angefangen hat, sich mit ein wenig Verstande auszubilden, hat sie diesen Fehler abgelegt, und es wäre gut, wenn die Niedersächsische es auch thäte. Der bloße Genitiv bezeichnet das Verhältniß, daß ein Ding dem andern zugehöret, oder an demselben befind-

lich ist, schon hinlänglich; warum soll es noch durch das Possessivum angedeutet werden, zumahl da dieses das Verhältniß des Besitzes ausdruckt, folglich den Begriff weit stärker ausdruckt, als geschehen soll. Eben diese Unart hat denn auch die obige Form erzeugt. Die daselbst angezeigten Beyspiele lauten vollständig eigentlich so: nicht Homers Gedichte, sondern des Horaz seine Gedichte; die Größe der Sonne übertrifft des Monds seine Größe. Weil nun Größe hier zweymahl hinter einander vorkommt, so hat man es das zweyte Mahl weggelassen, und würde es mit allem Rechte weglassen können, wenn nur der ganze Ausdruck etwas taugte. Ist der Sonne ihre Größe, des Monds seine Größe ein Fehler, so muß es eben so fehlerhaft seyn, wenn ich mit Auslassung des Substantives sage, des Monds seine; denn das ausgelassene Substantiv verbessert an der ganzen Form nichts.

Die zweyte Art, die Demonstrative der und jener auf diese Art zu gebrauchen, ist so wie die folgende dritte, besonders im Oberdeutschen gangbar, allein sie ist um nicht viel besser, als die vorige. Die Demonstrativa bezeichnen das Verhältniß des Ortes in Ansehung des Sprechenden: dieser oder der Mann, jenes Haus; und sie bezeichnen dieses Verhältniß so scharf, als wenn mit dem Finger darauf gezeiget würde. Ist das Sub-

stantiv

ſtantiv vorher genannt, oder kann es als bekannt vorausgeſetzt werden, ſo kann es auch ganz richtig verſchwiegen werden: jener iſt es; dieſer Vogel ſingt ſchön, aber jener in dem rothen Bauer ſingt noch beſſer. Hier iſt die Auslaſſung ganz richtig, weil der Verſtand nicht darunter leidet, und der Zuſammenhang hier ein Demonſtrativum fordert. Aber nun prüfe man darnach die obigen Beyſpiele. Vollſtändig müßten ſie heiſſen: nicht Homers Gedichte, ſondern jene Gedichte des Horaz; die Größe der Sonne übertrifft jene Größe des Mondes. Jedermann wird hier das Unſchickliche empfinden, weil jene hier an der unrechten Stelle ſtehet, indem es ſich auf einen entlegenen Ort beziehet, und dem dieſer entgegen ſtehet; hier aber keine ſolche Bezeichnung des Ortes Statt finden kann. Iſt nun der vollſtändige Ausdruck unſchicklich und fehlerhaft, ſo muß es auch der abgekürzte ſeyn, wo das Subſtantiv verſchwiegen wird, weil der ganze Fehler nicht in der Verſchweigung des Subſtantives, ſondern in dem widerſinnigen Gebrauche des Pronominis liegt.

Noch verwerflicher iſt der ähnliche Gebrauch oder vielmehr Mißbrauch des Determinativi derjenige. Das Determinativum kündigt allemahl ein Subject an, auf welchen der folgende Satz vermittelſt eines Relativs

zurück geführet werden soll: ich gebe es demjenigen, welcher zuerst kommt. Es kann also nie ohne ein darauf folgendes Relativum stehen. Aber wo findet sich in den oben angeführten Beyspielen ein folgendes Relativum?

Alle drey Fälle sind also wahre Fehler, weil hier die Pronomina wider ihre wahre Bedeutung und wider ihren Gebrauch gemißhandelt werden, bloß um ein Bestimmungswort zu bekommen, nach welchem man das Substantiv weglassen könne, ohne zu überlegen, ob das Bestimmungswort hier an seiner rechten Stelle stehe, oder nicht. Wenn die Verständlichkeit der Rede die Wiederhohlung des Substantives erfordert, so kann sie auch den Wohlklang nicht beleidigen; wenigstens bey weitem nicht so sehr als ein offenbarer Sprachfehler. In vielen Fällen lassen sich beyde durch eine andere Wendung vermeiden; z. B. die Sonne ist größer als der Mond; ich meine nicht die Gedichte des Homer, sondern des Horaz. Ist aber solches nicht möglich, so ist die Wiederhohlung unvermeidlich: deines Bruders Sache ist mir nur in so fern wichtig, als die Sache meines Freundes damit verbunden ist. Oft sucht man dergleichen Fehler, durch den Vorwand der Kürze zu entschuldigen; allein die Kürze ist allemahl

mahl ein Fehler, wenn sie entweder auf Kosten der Sprachrichtigkeit und des Wohlklanges, oder auch zum Nachtheil der Verständlichkeit gesucht wird.

Es gibt indessen noch eine andere Art, das Substantivum zu verschweigen, welche unter allen noch die erträglichste ist, und das ist denn diejenige, da das Substantiv nach dem bestimmten Artikel verschwiegen wird. Für, Alcuin legte eine Schule nach dem Muster der Schule zu York an; sein Betragen gegen uns war dem Betragen gegen andere sehr ungleich, kann man füglich sagen: Alcuin legte eine Schule nach dem Muster der zu York an; sein Betragen gegen uns ist dem gegen andere sehr ungleich. Der Strenge nach ist auch diese Form nicht vollkommen richtig, weil der bestimmte Artikel eigentlich nicht ohne sein Substantivum stehen kann. Allein da er hier seine gewöhnliche Bedeutung behält, und ihm nicht ein falscher Sinn untergeschoben wird, so läßt sich die Verschweigung des Substantives hier entschuldigen. Aber denn doch auch nur, wenn auf den Artikel eine Präposition mit ihrem Casu folgt, wie in den beyden obigen Fällen. Folgt ein Genitiv, so wird auch diese Form hart und widerwärtig: nicht die Gedichte Homers, sondern die des Horaz; die Größe der Sonne übertrifft die des Mondes;

das Licht der Sonne iſt heller als das des Mondes; dieſes Beywort iſt noch mahleriſcher als das des Homer; hier iſt mein Brief, aber den ihres Freundes finde ich nicht; wo hoffentlich jeder die Härte empfinden wird. Die Urſache aber, warum vor einem Genitive die Auslaſſung des Subſtantives härter klingt, als vor einer Präpoſition, ſcheinet mir darin zu liegen, weil vor einem Genitive der Artikel leicht das Anſehen eines Pronominis bekommt, der Gebrauch eines Pronominis aber in dieſem Falle verwerflich iſt, wie aus dem vorigen erhellet. Es iſt bekannt, daß der nicht allein der beſtimmte Artikel, ſondern auch ein Pronomen determinativum, demonſtrativum und relativum iſt. Dieſe Vieldeutigkeit iſt nun freylich eigentlich ein Fehler, und daher iſt es die Pflicht eines jeden Schriftſtellers, das der zu vermeiden, ſo oft es Mißdeutung verurſachen kann. Sage ich vor einem Genitive, nicht die Gedichte des Homer, ſondern die des Horaz, ſo kommt hier das der als beſtimmter Artikel zweymahl hinter einander zu ſtehen. Das geſchiehet ſonſt nie, und macht ſchon um deswillen Anſtoß. Es kommt noch dazu, daß ich auf den erſten Artikel den Ton legen muß, ſondern die des Horaz. Der Artikel der iſt, wie bekannt ſeyn muß, tonlos; allein die Pronomina der haben den Ton. Ich ſage, der Mann iſt wieder da;

aber,

aber, dér Mann da war gestern hier, und, dér Mann, welcher mir das sagte. Da ich nun, wenn zwey Artikel auf einander folgen, folglich vor einem Genitive, den ersten betonen muß, so bekommt er dadurch die Gestalt eines Pronominis. Da aber hier kein Pronomen stehen kann, wie im vorigen bewiesen worden: so wird auch die Verschweigung des Substantives vor einem Genitive verwerflich. Folgt aber eine Präposition, so kann der Artikel tonlos bleiben: nach dem Muster der zu Yórk. Folglich bleibt hier nur die kleine, allenfalls noch erträgliche Abweichung übrig, daß der Artikel ohne sein Substantivum gesetzt wird.

7.

Von der Ableitungssylbe ig.

Ich finde diesen Aufsatz für nützlich, weil man sich zuweilen an die Formen, Reinigkeit, Süßigkeit, Festigkeit u. s. f. stößt, und sie für unrichtig und barbarisch hält, weil man nicht reinig, süßig, festig sagen kann. Es wird sich dabey zugleich Gelegenheit zeigen, eine überaus scharfsinnige Eigenheit der Deutschen Sprache zu bemerken.

Die Sylbe ig ist,

I. Eine eigene Ableitungssylbe für sich, in welchem Falle sie sowohl Substantiva bilden hilft, als Adjectiva und Beschaffenheitswörter. Substantiva: Pfennig von Pfanne, König von können, Bottig von Butte, Botte u. s. f. Adjectiva, wohin besonders die abstracten Possessiva, der, die, das meinige, deinige, seinige, ihrige, unsrige, eurige gehören, welche als Substantive gelten, der Form nach aber Adjectiva sind, sich aber von diesen auch dadurch unterscheiden, daß sie nicht, wie alle übrige Adjectiva als Adverbia gebraucht werden können, indem ich nicht sagen kann, es ist meinig, es war deinig, sondern sagen muß, es ist das meinige,

meinige, es war das deinige. Endlich auch Beschaffenheitswörter oder Adverbia Qualitatis, und zwar sowohl von Substantiven, gütig, bergig, muthig, durstig, hungerig u. s. f. von Güte, Berg, Muth, Durst, Hunger; als auch von Verbis und deren Infinitiven, erbiethig, stutzig, anheischig, gehörig, willfährig u. s. f. von erbiethen, stutzen, heischen, gehören, willfahren. Da diese eigene Ableitungssylbe keinen Anstoß weiter macht, und ich in meinem Wörterbuche umständlich davon gehandelt habe, so halte ich mich hier nicht weiter dabey auf, und wiederhohle nur die Bemerkung, daß man diese Sylbe oft irrig mit der Ableitungssylbe lich verwechselt, besonders wenn das Stammwort ein Substantivum oder Verbum ist, welches sich auf el, ll oder eln endigt. Von Adel, Kitzel, Hügel, Tadel oder tadeln, von dem alten Bill u. s. f. kommen adelig, kitzelig, hügelig, untadelig, billig, und nicht adelich, kitzelich u. s. f. Eine Ableitungssylbe — ich gibt es für Adverbia nicht; sollte aber hier die Sylbe lich Statt finden, so müßte das l verdoppelt werden, adellich, kitzellich, untadellich, welches doch wider den Sprachgebrauch ist.

II. Eine Hülfssylbe, welche andere Wörter und Redetheile bilden hilft, von welcher ich hier eigentlich rede. Diejenigen Wörter, welche sie bilden hilft, sind:

1. Ab-

1. Abstracte Substantiva auf keit. Es können diese eigentlich nur von solchen Adverbiis gebildet werden, welche sich auf bar, er, ig, lich und sam endigen. Von brauchbar, dankbar, bitter, heiter, anmuthig, ewig, dauerhaftig, zaghaftig, ehrlich, freundlich, einsam, grausam, kann man Brauchbarkeit, Dankbarkeit, Bitterkeit, Heiterkeit, Anmuthigkeit, Ewigkeit, Dauerhaftigkeit, Zaghaftigkeit, Ehrlichkeit, Freundlichkeit, Einsamkeit, Grausamkeit bilden.

Aus Wurzelwörtern können vermittelst der Sylbe keit eigentlich keine Abstracta gebildet werden. Soll solches aber geschehen, so müssen sie vorher diese Sylbe ig annehmen. Diese Wurzelwörter nun, welche auf solche Art Abstracta werden können, sind (1) solche Adverbia, welche sich auf einen weichen Consonanten endigen, welcher vor dem k eine allzugroße Härte bekommen würde. Von behende, blöde, müde, spröde kommen Behendigkeit, Blödigkeit, Müdigkeit, Sprödigkeit. Dahin gehören auch alle diejenigen Adverbia, welche mit los zusammen gesetzet sind: Gottlosigkeit, Liebloſigkeit, Sprachlosigkeit, Kraftlosigkeit, Sinnlosigkeit, Fruchtlosigkeit, Ehrlosigkeit u. s. f. (2) Einige andere, welche sich nicht auf einen solchen weichen Consonanten endigen: Dreistigkeit, Feuchtigkeit, Festigkeit, Frömmigkeit, Gerechtigkeit, Härtigkeit, Mattigkeit,

Fürsten, Herzogen, Grafen und andern Obern.

Alleinherrschaft, ist, wenn nur Einer allein regiert.

Also heißt Gott, der in allen seinen Werken und Verordnungen an der Einrichtung seiner Kirche Christi ist. Das ist ja die beste Regierung, welches nach der weisesten und vollkommensten einen Plan macht, und dann dazu seine Kräfte anwendet, und dabei die Absicht zugleich erreicht, daß, wenn sie alle Kräfte angewendet hat, sie nichts mehr zu gehen braucht. Ein solcher Gesetzgeber, und zugleich Regierer ist Gott allein in der Oberherrschaft über seine Kirche nur. In einem geringern Verstande ist auch der Theodosius, Theodosius, Karolus d. G. welche die weiseste Landesregierung Anderer sind erkennen müssen, eine Zeit lang Alleinherrscher gewesen.

Da nun Einer in der Kirche Christi ist, Christus allein, so heißt es nun auch, es soll der Kirche, die Christi Leib ist, nur Ein Haupt, Christus, vorgesetzet werden. Die Einheit dieses Hauptes muß sichtbar, klar, wenig, ja (wenn es möglich wäre) gar nicht, verdunkelt werden.

Wenn nun dem also ist, so ist die Einrichtung der Kirche, wo Einer, Einer nach dem Andern, in Einer Gemeinde, Einer nach dem Andern, in Einem Lande, Einer nach dem Andern, in Einem Reiche, Einer nach dem Andern, in einem ganzen Erdtheile, Einer nach dem Andern, in der ganzen Welt, Alleinherrscher gewesen, oder noch ist, eben kein Muster, auch kein Vorbild, Exempel,

Reinheit, Kleinheit, Müdheit, Gerechtheit u. s. f. Allein der Einwurf beweiset zu viel, weil er nicht allein gegen alle übrige Ableitungssylben, vermittelst deren Abstracta gebildet werden, sondern auch gegen die meisten Ableitungssylben für Beschaffenheitswörter, z. B. bar, haft, ig, lich u. s. f. angewandt werden kann, wo man immer fragen könnte, warum ist nicht lieber jene Ableitungssylbe als gerade diese gebraucht worden. Als sich die Sprache bildete, hatte man allerdings seine Ursachen, warum man in jedem einzelen Falle diese und keine andere Ableitungssylbe vorzog, und wenn wir den Grund allemahl angeben könnten, so würden wir ihn sehr vernünftig finden müssen. Wenn das aber auch jetzt nicht allemahl möglich ist, so bleibt es doch Pflicht, dem Sprachgebrauche, so fern er allgemein ist, zu folgen, und unter andern auch die Ableitungssylben nicht willkührlich zu vertauschen, weil die allgemeine Verständlichkeit dabey zwar verlieren aber nichts gewinnen kann. Reinheit ist im Grunde eben so gut als Feinheit; da aber der Sprachgebrauch einmahl Reinigkeit aufgenommen hat, so würde jenes bey ungeübten Lesern nur Anstoß machen, und der ganze Gewinn des Schriftstellers dabey ist eine unbedeutende Sylbe von zwey Buchstaben. Vielleicht fiele es alsdann einem andern ein, warum denn nicht lieber Reine, oder allenfalls

Reinde,

Reinde, da e und de auch Abstracta bilden, und hier noch mehr Buchstaben ersparet werden? Da hätte man denn wieder drey Nahmen für einen und eben denselben Begriff, welcher unnützer Überfluß allemahl ein Fehler ist.

Im Lateinischen findet sich etwas ähnliches, wo z. B. zwischen dem Wurzelworte und der Ableitungssylbe für Abstracta die Vocale e und i eingeschoben werden, die harte Zusammenkunft der Consonanten zu mildern: mendicitas, felicitas, bonitas, charitas, durities, albedo, dulcedo, von mendic, felix oder felic, bon, char, dur, alb, dulc, nach weggeworfenen Geschlechts- und Casuszeichen. Die Ableitungssylben tas, to und ties kommen mit den Deutschen de und te, in Freude, Gnade, Sünde, Herde, Würde, Gelübde, Ärnte, überein, nur daß jene noch ein eigenes Casuszeichen für den Nominativ haben, welches die Deutsche Sprache nicht hat.

2. Adjectiva aus Umstandswörtern zu bilden; eine in der That merkwürdige Erscheinung. Ich habe in dem ersten Stücke dieses Magazines bereits bemerket, daß das, was sich von einem Substantive sagen läßt, entweder außer demselben befindlich ist, (ein Umstand, wie hier, da, gestern, heute, dort, jetzt, nunmehr u. s. f.) oder an demselben. Das letztere kann entwe-

der an und für sich gedacht werden, (roth, groß, gut,) und heißt alsdann eine Beschaffenheit, Adverbium Qualitatis, oder es wird an und mit dem Dinge zugleich gedacht, das rothe Tuch, ein großer Mann, das gute Geld, in welchem Falle es eine Eigenschaft heißt. Da ein Umstand keine Eigenschaft ist, so kann er eigentlich auch nur vermittelst eines Verbi von dem Substantive gesagt werden: der Freund ist hier, der Baum stehet dort, die Post kam gestern, ich sahe ihn heute. Aber es können doch Fälle kommen, wo es gut ist, wenigstens viele Worte erspäret, wenn man den Umstand an und mit dem Dinge zugleich vorstellen kann. Eigentlich müßte ich sagen, dein Freund, welcher hier ist, die Post, welche gestern gekommen ist. Wie viel könnte nicht die Kürze gewinnen, wenn sich ein Mittel ausfindig machen ließe, den Umstand dem Substantive unmittelbar beyzulegen, und gleichsam einzuverleiben. Wir wollen einmahl sehen, wie der rohe ungebildete Verstand, (denn der war es, der Sprache schuf und ausbildete,) geschlossen hat.

Was als unmittelbar an einem Dinge befindlich vorgestellet wird, ist eine Eigenschaft. Was eine Eigenschaft werden soll, muß erst eine Beschaffenheit seyn; (versteht sich nach Deutscher Vorstellungsart, weil im Deutschen alle Adjectiva aus Adverbiis Qualitatis gebildet

bildet werden). Es wäre also vergebens, aus einem Umstande eine Eigenschaft machen zu wollen, weil diese eine Beschaffenheit voraus-setzt, ein Umstand aber keine Beschaffenheit seyn kann, weil sonst ein Begriff zugleich an dem Dinge, und außer demselben befindlich seyn müßte, welches ein Widerspruch ist. Wie wäre es aber, wenn man den Umstand nur pro Forma zur Beschaffenheit erhübe, um das Wort nur als ein Adiectiv gebrauchen zu können? — Gedacht, gethan. Man wählete aus uns jetzt unbekannten, aber damahls ohne Zweifel sehr gegründeten Ursachen, die beyden Ableitungssylben er und ig, welche ohnehin schon zu Bildung der Beschaffenheitswörter gebraucht wurden, und so war man im Stande, den Umstand in unmittelbarer Verbindung mit dem Substantive zu denken und auszudrucken.

a) Vermittelst der Ableitungssylbe er, mit Wegwerfung der eigenen Ableitungssylbe en des Umstandswortes, wenn es eine solche hat. Aus oft, erst, letzt, mehr, mittel, welches noch in Zusammensetzungen und als ein Substantiv üblich ist, können die Adiectiue der öftere, erstere, letztere, mehrere und mittlere gemacht werden. Außen, innen, oben, hinten, vorn, nieden, unten, sind Umstandswörter, welche vermittelst der Ableitungssylbe en von den Wurzeln aus, in, ob, hint, vor, nied, unt, gebildet sind. Nach Wegwerfung

dieser Sylbe und Anhängung der Beschaffenheitssylbe er werden daraus die Adjectiva der äußere, innere, obere, hintere, vordere, niedere, untere. Aus Unkunde dieses Ganges der menschlichen Vernunft hat man diese Adjective um der Sylbe er willen, wohl eher für Comparative gehalten, und behauptet, daß sie keinen Positivum haben. Allein da ihre Bedeutung nichts Comparatives hat, so sind sie wahre Positive; einen Comparativ leiden sie aber um des Wohllautes nicht, weil alsdann noch ein er hinzukommen müßte, der äußerere, welches unerträglich seyn würde. Bey dem Superlativ fällt dieses Hinderniß weg, daher sie denselben auch gar wohl verstatten, der äußerste, innerste, hinterste u. s. f. Im Lateinischen findet man genau eben dasselbe. Von ante und post kommen die Adjective anterus, posterus, und von den Wurzeln cit, inf, int, sub, von welchen vermittelst eigener Ableitungssylben die Umstandswörter und Präpositionen citra, infra, intus, super und subtus gebildet sind, die Adjective citerus, inferus, interus, superus, von welchen einige doch nur als Comparative üblich sind, anterior, citerior, interior, weil hier nicht der Mißklang im Wege stehet, welcher im Deutschen den Comparativ hindert.

b) Vermittelst der Ableitungssylbe ig. Dahin gehören theils bald, da, dort, hier, jetzt, heuer, heute, gestern, vor, ob, leid, ein, eins oder einz, voll, nieder, über, stät, wider, mehr, nur in einem Falle, her, in einigen Fällen, weit, nur in einem Falle, theils auch alle Zusammensetzungen mit mahl und seit oder seits, von welchen die Adjective, der baldige, dasige, dortige, jetzige, heurige, heutige, hiesige, gestrige, obige, leidige, völlige, einige, einzige, stätige, widrige, niedrige, ehemahlige, vormahlige, dießmahlige, abermahlige, nunmehrige, bisherige, vorherige, nachherige, beyderseitige, jenseitige, diesseitige, anderweirige gebildet werden.

Da diese Erhebung des Umstandswortes zu einem Beschaffenheitsworte vermittelst der Sylben er und ig bloß um der Form willen geschiehet, um dem einmahl angenommenen Grundsatze, daß ein jedes Adjectivum von einem Beschaffenheitsworte gemacht werden muß, eine Genüge zu thun, so siehet man nun auch die Ursache, warum diese Wörter außer der Concretion nicht als Beschaffenheitswörter gebraucht werden können. Ich kann sagen, der heutige Tag, die gestrige Freude, der obere Theil, aber nicht, er kommt heutig, ich sahe ihn gestrig, es liegt ober. Warum nicht?

Die Sylben er und ig werden bloß um der Concretion willen angehänget; fällt diese weg, oder wird das Wort nicht mehr als ein Adjectiv gebraucht, so tritt auch das Umstandswort wieder in alle seine Rechte ein, weil es ein Widerspruch seyn würde, daß ein Prädicat ein Umstand und eine Beschaffenheit zugleich seyn sollte. Einige sind zwar freylich auch als Beschaffenheitswörter üblich, wie völlig, widrig, übrig, einzig, einig, stätig, niedrig. Bey voll, ein und stät rühret dieses daher, weil sie als Umstandswörter und Beschaffenheitswörter zugleich gebraucht werden, ein volles Glas, stäte Arbeit, der eine Mann; bey den übrigen aber muß man es dem rohen Menschenverstande zu Gute halten, wenn er in einigen wenigen einzelen Fällen die Analogie übersahe.

Ich habe diese ganze Analogie ein wenig umständlich entwickelt, weil sie, so viel ich weiß, noch von keinem Sprachlehrer ist bemerket worden. Sie ist in der That so fein und scharfsinnig, daß sie einem Philosophen der ersten Größe Ehre machen würde, und doch rühret sie nur von rohen und ungebildeten Menschen her, welche dabey nur nach sehr dunkeln Empfindungen verfahren konnten, die so dunkel waren, daß bisher weder Philosophen noch Sprachforscher diesem Gange des menschlichen

lichen Verstandes auf die Spur gekommen sind. Wie laut predigt hier die Analogie, daß nichts ein Adjectiv oder Eigenschaftswort werden könne, was nicht vorher ein Beschaffenheitswort ist! Wie richtig ist nicht der Schluß, daß ein Umstand keine Beschaffenheit seyn kann, oder mit andern Worten, daß nichts zugleich an dem Dinge und zugleich auch außer dem Dinge seyn kann! Und wie fein ist das Auskunftsmittel, mit welchem man sowohl der erstern Forderung eine Genüge thut, als auch dem letztern Widerspruche ausweicht!

Im Grunde ist es freylich eine Chicane, einen Umstand zum Scheine zur Beschaffenheit zu erhöhen, um ihn concrescieren, oder als ein Adjectiv gebrauchen zu können; aber doch eine Chicane, welche dem schlauesten Rabulisten wenigstens keine Schande machen würde. Aber eben, weil es eine Chicane ist, so folgt daraus zweyerley. 1. Die ganze Analogie ist veraltet, und es ist jetzt nicht mehr erlaubt, neue Adjective nach derselben aus Umstandswörtern zu bilden. 2. Nicht alle von denjenigen, welche nun einmahl wirklich vorhanden sind, sind der edlern Schreibart der Hochdeutschen angemessen; viele sind niedrig oder provinziell, wie der morgige Tag, von dem Umstandsworte morgen, (der morgende Tag ist noch abweichender,) und die Oberdeut-

schen, die sonstigen Angelegenheiten, der daselbstige Mann, die vorhinnige Erwähnung, dereinstige bessere Zeiten, die erwaige, einstweilige oder jeweilige Zusammenkunft, bey dergestaltiger Lage der Sachen. Die ganze Analogie ist ein Nothmittel der Kürze. Die Kürze ist nicht die höchste Absicht der Rede, sondern die möglichste Verständlichkeit, und dieser ist die grammatische Richtigkeit wieder untergeordnet. Wo also der Sprachgebrauch in einzelen Fällen nicht allgemein ist, da muß man umschreiben: der Tag, welcher morgen kommt, der Mann, welcher daselbst wohnt, war oder ist, die Erwähnung, welche vorhin geschahe u. s. f. Selbst das dasig wird ein Schriftsteller von Geschmack in der edlern Schreibart wohl nicht gern gebrauchen.

8.

Vermischte Anmerkungen.

1.

Warum schreibt man so gern darinnen, hierinnen, worinnen, oder darinn, hierinn, worinn? Wir haben zwar eine Ableitungssylbe —en, Umstandswörter zu bilden, oben, unten, hinten, mitten, und selbst innen, von innen und außen, wo das n der Wurzel in um des geschärften Tones willen, mit Recht verdoppelt worden. Allein in den obigen Fällen findet davon nichts Statt. Darin, hierin, worin, sind zusammen gesetzte relative Partikeln, wo der letzte Theil die Präposition in ist, so wie es in daraus, hieraus, woraus, die Präposition aus, in darein, hierein, worein, die alte Präposition ein, in daher, hierher, woher, dahin, wohin, die noch als Umstandswörter bekannten her und hin sind. So wenig man diesen die Endung en anhänget, und daraußen, hieraußen, dareinen, ich gehe dahinnen sagt, so wenig bedürfen selbige auch darin, hierin, worin. Fällt die Endung en weg, so ist die Verdoppelung des n völlig fehlerhaft, weil sie nichts zu ihrer Entschuldigung aufzuweisen hat.

Beyde

Beyde Formen, sowohl darinn, hierinn, worinn, als darinnen, hierinnen, worinnen, sind überbleibsel der ältern Hochdeutschen Schriftsprache, deren Character unter andern auch in einem leeren Sylben-Gepränge bestand, und in dem Hange mit vielen Worten und Sylben wenig zu sagen. Daher hing sie die Endsylbe en allen Beschaffenheitswörtern an, wenn sie als Umstandswörter gebraucht werden sollten: herzlichen, lieblichen, bittlichen einkommen, gänzlichen u. s. f. Die neuere Hochdeutsche Mundart warf diese Sylbe von den Beschaffenheitswörtern wieder weg, aus dem Bewußtseyn, daß jedes Beschaffenheitswort auch als ein Umstandswort gebraucht werden kann, die Art und Weise zu bezeichnen. Die drey obigen wurden dabey größten Theils übersehen, oder wenn man auch das en wegwarf, so behielt man doch das verdoppelte n bey, da doch dieses bloß eine Folge von jenem ist, und ohne dasselbe nicht Statt finden kann. Vermuthlich ward man durch das Umstandswort innen getäuscht, welches aber hier nicht Statt findet, weil die obigen Wörter mit der Präpositiun in zusammen gesetzt sind, so wie drinnen, hieraus, mit aus, und die oben angeführten mit andern Präpositionen und Umstandswörtern.

2. Sowohl in den Ober- als Niederdeutschen Provinzen macht man einen unangenehmen Mißbrauch von

der Conjunction um, eine Absicht zu bezeichnen, wenn der bloße Infinitiv mit dem Wörtchen zu dieselbe schon hinlänglich bezeichnet: ich komme her, um dich zu sehen; er ward abgeschickt, um nach der Ursache zu fragen; wo das um völlig überflüssig ist. Der Infinitiv mit zu bezeichnet, 1. einen Gegenstand des Prädicates: es fängt an zu regnen, er bestrebt sich reich zu werden, es kränkte ihn, sich übertroffen zu sehen. Hier ist um völlig fehlerhaft: große Herzen sind bestimmt, um hier zu leiden, weil hier der Begriff des Gegenstandes der herrschende ist. 2. Eine Absicht: ich kam nur her, mit dir zu sprechen. Hier kann um nur beygefüget werden, (a) wenn vermöge der Inversion die Rede mit der Absicht angefangen wird, um diese desto genauer zu bezeichnen; nur um mit dir zu sprechen, kam ich her; um desto sicherer zu gehen, will ich bey den ersten Begriffen anfangen. (b) Wenn die Endursache bezeichnet werden soll, welche von der bloßen Absicht noch verschieden ist, und der Infinitiv mit damit aufgelöset werden müßte: ich breche hier ab, um nicht zu weitläuftig zu werden; wir leben nicht, um zu essen und zu trinken. Außer diesen Fällen ist der Gebrauch des um ein unnützer Überfluß, weil der bloße Infinitiv mit zu schon die bloße Absicht hinlänglich bezeichnet.

3. Wir haben im Deutschen zwey Pronomina relativa, welcher und der, wozu noch die relative Partikel so kommt, welche gleichfalls die Stelle eines Relativi vertreten kann. Man glaubt, diese drey Wörter ohne Unterschied gebrauchen zu können, oder ziehet wohl gar die beyden letztern dem ersten vor, bloß aus der Ursache, weil sie um eine Sylbe kürzer sind. Allein die Verständlichkeit hat noch viel dawider einzuwenden. Der und so sind sehr vieldeutige Wörter; das erstere ist nicht allein der bestimmte Artikel, sondern auch ein demonstratives und determinatives Pronomen; das letztere aber hat sowohl als Conjunction, als auch als ein bloßes Umstandswort sehr viele Ämter zu verwalten. Beyde sind um deswillen als Relativa minder tauglich, wenn man ein besseres an ihre Stelle hat. Dieses bessere ist nun welcher, welches das eigentlichste, ausgebildetste und bestimmteste Relativum ist, bey welchem gar kein Mißverstand Statt findet: du bist nicht der erste, welcher mir das saget. Die vertrauliche Sprechart kann ihm allenfalls das kürzere der vorziehen; allein die feyerliche und bestimmtere sollte es nie, außer im Nothfalle thun, d. i. entweder, wenn zwey Relativa in einem Satze zusammen kommen: du bist nicht der erste, welcher mir eine Wahrheit sagt, die mir unangenehm seyn muß; oder auch, wenn das Relativum im Genitiv ste-

hen

hen sollte: der Freund dessen du erwähnest, die Unglücklichen deren du dich annimmst, wo welches und welcher das Gehör beleidigt, aus einer Ursache, welche in dem Begriffe des Genitives lieget, die ich aber hier nicht weiter entwickeln kann, ohne zu weitläufig zu werden. So ist das unschicklichste Relativum, so häufig es auch in dieser Gestalt von manchen Schriftstellern gebraucht wird; der Mann so mir das sagte, das Haus so du kaufest; daher man es hier billig völlig veralten lassen sollte. Der einige Fall, wo es nöthig seyn könnte, wäre allenfalls, wenn drey Relativa in einem Satze zusammen kommen müßten; allein da eine solche Häufung der Erklärungssätze an und für sich schon Dunkelheit macht, so sucht man sie lieber zu vermeiden.

4. Menschheit und Menschlichkeit sind zwey Wörter, welche von vielen der neuesten Schriftsteller außerordentlich gemißbraucht werden, zum deutlichen Beweise, daß eine Sprache sich nicht in üblern Händen befinden könne, als wenn sie dem Willkühre der Schriftsteller überlassen seyn sollte. Man spricht von Geschichte der Menschheit, von der Ehre der Menschlichkeit, von Sachen, woran der ganzen Menschheit oder Menschlichkeit gelegen ist, und wer weiß, wovon nicht alles mehr. Eben so wird auch das Wort Sterblich-

keit

keit gemißhandelt, wenn man die Sterblichkeit eines Landes berechnen will. Diejenigen Herren, welche diese Wörter auf die jetzt gedachte Art mißhandeln, würden sehr verlegen seyn, wenn sie ihren Begriff deutlich machen sollten. Wenigstens ist der erste Gedanke, welcher sich dem Leser in solchen Fällen aufdringt, der, daß der Schriftsteller selbst nicht gewußt hat, was er schreibt, und wovon er schreibt, weil es ihm sonst unmöglich an einem schicklichern Ausdrucke hätte fehlen können.

Menschheit ist ein Abstractum, und kann vermöge der Ableitungssylbe heit nichts anders bedeuten, als den Stand eines Menschen, die menschliche Natur, so wie Gottheit die göttliche Natur, Kindheit, den Stand, das Alter eines Kindes, Mannheit, Eigenschaft und Stärke des Mannes bedeuten. Und in dieser Bedeutung sagt man ganz richtig: Tugend ist das edelste, was die Menschheit besitzet; es gehöret etwas mehr als Menschheit dazu, bey so niedrigen Bosheiten seine Fassung zu behalten. Erträglicher ist es, wenn man diesem Worte in den neuern Zeiten die engere Bedeutung der verfeinerten Natur des Menschen in der engern bürgerlichen Gesellschaft beygelegt hat: alle Menschheit ausziehen, die Pflichten der Menschheit gegen einander ausüben; obgleich diese Bedeutung eigentlich dem Worte Menschlichkeit zukommt, daher

es wider die Absicht der Sprache ist, Wörter und Bedeutungen unter einander zu mengen. In einigen wenigen Wörtern, vielleicht nur noch in Christenheit allein, bildet die Ableitungssylbe heit Collectiva; allein das ist eine alte längst verlassene Analogie, nach welcher folglich keine neue Wörter mehr gebildet werden können. Aber was sollen nun Geschichte der Menschheit, oder Ephemeriden der Menschheit bedeuten? Des menschlichen Geschlechts? Das kann es als ein neues Wort nicht bedeuten, weil die Analogie, welche hier zum Grunde liegen müßte, längst verworfen ist? Der menschlichen Natur? oder der Natur des in der engern bürgerlichen Gesellschaft verfeinerten Menschen? Das könnte es; allein so viel man siehet, wollten die Verfasser das nicht damit sagen. Vermuthlich hatten sie die Cultur des menschlichen Geschlechtes in Gedanken. Aber wie konnte es ihnen einfallen, einen so zusammen gesetzten Begriff durch ein einiges Wort auszudrucken, weil der Ausdruck nothwendig schief und schielend gerathen mußte.

Menschlichkeit ist das Abstractum von menschlich, so fern es dem gesitteten Zustande des Menschen gemäß, und darin gegründet, bedeutet. Menschlichkeit bedeutet daher theils, diejenige Beschaffenheit, da etwas in diesem Zustande gegründet ist, theils aber auch

eine darin gegründete Handlung: die Ältern geben uns die Menschheit, der Unterricht muß uns die Menschlichkeit geben. Aber menschliche Natur kann es so wenig bedeuten als das menschliche Geschlecht. Zwar gibt es einige wenige Ableitungen mit keit, welche Collectiva sind, Geistlichkeit, Obrigkeit; allein auch hier ist die Analogie völlig veraltet, daher sie bey neuen Ableitungen nicht zum Grunde gelegt werden kann. Die Ursache, warum man die collective Bedeutung bey heit und keit veralten lassen, ist leicht einzusehen; es ist die Mißdeutung, welche zwey einander so sehr entgegen gesetzte Bedeutungen, als die collective und abstracte sind, veranlassen können.

Sterblichkeit ist in dem oben erwähnten Verstande, wo möglich, noch verwerflicher. Sterblich bedeutet nichts anders, als fähig zu sterben, und ist dem unsterblich entgegen gesetzt. Sterblichkeit kann also auch nichts anders bedeuten, als das Vermögen oder die Fähigkeit zu sterben. Wie konnte man sichs doch einfallen lassen, wieder einen so zusammen gesetzten Begriff, als das Verhältniß der Gestorbenen gegen die Gebohrnen ist, durch dieses Wort auszudrucken, und Sterblichkeits-Listen u. s. f. zu machen? Andere Sprachen können hier nicht zum Muster dienen, weil jede ihre eigene Analogien hat, und man Sprachgebrauch

brauch, Verständlichkeit, Reinigkeit und grammatische Richtigkeit nur sogleich aufgeben müßte, wenn es erlaubt seyn sollte, eine Sprache nach den Analogien anderer zu modeln.

5. Wenn Niederdeutsche Hochdeutsch schreiben wollen, so können sie sich von den Eigenheiten ihrer Provinz nur selten so frey machen, daß nicht hin wieder etwas davon durchscheinen sollte. Dahin gehöret besonders die ihnen eigene Biegung des Plurals der Substantive, sowohl vermittelst des s, welches im Hochdeutschen völlig unbekannt ist, die Fräuleins, die Jungens, die Mädchens, die Frauens, die Herrens, die Damens; als auch vermittelst des Umlautes, welchen sie vielen Wörtern geben, die ihn im Hochdeutschen nicht bekommen können: die Böthe, (Fahrzeuge,) Generäle, Admiräle, die Herzöge, und andere mehr, welche ein Hochdeutscher in den Niederdeutschen Zeitungen täglich mit Widerwillen lesen muß. Eben so anstößig ist im Hochdeutschen das Oberdeutsche Täge für Tage.

6. Hülfswörter sind im Deutschen und in den neuern Sprachen gewisse Verba mit allgemeinen Nebenbegriffen, welche gebraucht werden, die Lateinische Conjugation zu umschreiben. Der Lateiner sagt durch bloße Biegungssylben amavi, amabo, amor; der Deutsche und mit ihm die meisten heutigen Europäer lösen die darin lie-

genden dunkelen Begriffe in klare auf, und setzen den Hauptbegriff in das Participium oder den Infinitivum, den Nebenbegriff aber, welchen der Lateiner sehr dunkel durch die Biegungssylbe bezeichnet, drucken sie durch ein Verbum finitum aus, welches diesen Nebenbegriff klar darstellet: ich habe geliebt, ich werde lieben, ich werde geliebt. Warum das geschiehet, habe ich in der ersten Abhandlung des vorigen Stückes zu zeigen gesucht. Solche Verba nun mit allgemeinen Nebenbegriffen nennen wir Hülfswörter, und dergleichen sind zunächst und eigentlich haben, seyn und werden. Da jedes Verbum finitum der vornehmste und wesentlichste Theil des Prädicates ist, weil es das, was von dem Subjecte gesagt werden soll, mit sehr vielfachen Nebenbestimmungen enthält, und alle übrige Glieder des Prädicates diese Bestimmung nur fortsetzen, so sind es auch die Hülfswörter. Allein da sie nur einen allgemeinen Nebenbegriff enthalten, so erfordern sie auch die genauesten Bestimmungen, und diese geschiehet denn vornehmlich durch das Participium oder den Infinitiv. Sage ich: unser Freund hat gestern in dem Garten, so fehlet dem allgemeinen Nebenbegriffe hat seine eigentliche und vornehmste Bestimmung, daher ist der ganze Satz unverständlich und mangelhaft.

Es ist in Schriften aller Art sehr gewöhnlich, die Hülfswörter haben und seyn, wenn sie in dem Satze hinter ihrem Participio stehen sollten, zu verschweigen: so bald er gestorben, sage es mir; ein Beyspiel, wovon in unserer Geschichte noch kein Beyspiel vorhanden; zwey Tage darauf, als er abgesegelt, entstand ein Sturm; die Nachricht, daß er es genommen, war ungegründet; nachdem sie länger als dreyßig Jahr gedient, erhielten sie ihren Abschied; er machte dem, welcher die Vorbitte eingelegt, ein Geschenk; ich weiß, daß ich oft zu kurz gewesen; der Stoff, welchen ich bearbeitet, ist einer der schwersten. Es ist die Frage, ob diese Weglassung erlaubt ist. Folgende Gründe streiten dawider. 1. Das Verbum ist der wesentlichste Theil des Prädicates, von welchem alle übrige nur Bestimmungen sind; folglich ist es auch das Hülfswort. 2. Dieses bezeichnet zwar nur den allgemeinen Nebenbigriff des Habens und Seyns, aber nie allein, sondern mit den zufälligen Verhältnißbegriffen der Person, Zahl und Zeit. Alle diese errathen zu lassen ist ein wenig zu viel. 3. Da diese Auslassung nicht erlaubt ist, wenn das Hülfswort voran stehet, so sollte sie auch nicht erlaubt seyn, wenn es hinten stehet. Noch hat niemand mit Auslassung des Hülfswortes gesagt, er gestorben, sie es genommen;

folglich sollte man auch nicht sagen, wenn er gestorben, oder da sie es genommen. 4. Nach manchen Participiis kann sowohl haben als seyn stehen, und bey diesen macht die Auslassung des wahren Verbi die Dunkelheit und Mißdeutung noch größer: nachdem er geschlagen, ging er weg; als er ausgerufen, ward er ohnmächtig; so bald er abgedankt, soll er geadelt werden. In diesen und andern ähnlichen Fällen ist es nicht gleichgültig, ob man war, ist oder hat darunter verstehet. 5. Das vorgegebene Geschlepp der Hülfswörter ist eine Einbildung. Diejenigen Fälle, wo die mehrmahlige Wiederhohlung allgemeiner Nebenbegriffe Mißklang verursachen kann, lassen sich bey ein wenig Geschicklichkeit leicht vermeiden.

Die Verschweigung der gedachten beyden Hülfswörter ist daher nur erlaubt: 1. in der vertraulichen Sprache des gesellschaftlichen Lebens, wo man sich ohnehin manche Nachlässigkeiten erlaubt, und 2. in der dichterischen Schreibart, deren Kraft und Nachdruck unter andern auch darin bestehet, daß sie Nebenbegriffe errathen läßt, und dadurch die Hauptbegriffe desto stärker hervor hebt. Allein die ernsthafte Prose, welche belehren und unterrichten will, sollte diese Verba nie auslassen.

9.

Herrn D. C. G. Anton in Görlitz

Beschreibung dreyer Fragmente einer alten Bibel-Übersetzung in Deutschen Versen.

Als ich vor einiger Zeit eine alte Bibliothek durchging, so hatte ich das Glück, da viele Bücher in sogenannter Mönchs-Schrift eingebunden waren, unter andern wichtigen Fragmenten, drey verschiedene Membranen einer Bibel-übersetzung in Deutschen Versen zu entdecken, welche Bruchstücke ich hiermit näher beschreiben will.

I.

Der erste Coder war in Folio mit blasser Farbe, rothen oft blauen Anfangsbuchstaben, die bisweilen bey größern Abschnitten golden sind, in doppelten Columnen geschrieben. Sein Alter scheint mir ins dreyzehente Jahrhundert zu fallen, doch wage ich es nicht, ihn gleich in den Anfang desselben zu setzen. Die Buchstaben sind nicht zu groß und mit wenigen Abbreviaturen. Über jedem Blatte stehet Genesis. Das Fragment selbst ist also aus dem ersten Buch Moses und lautet also:

* * *

Gebar an geczaltir czit
Als ir ufgeſlozin was
Da ſi des kindes genas
Noch inen gewonheit
Abraham daz kint beſneit

* * *

Warn hin gegangen ſit
Vnde virczig vnd hundirt me
Was biz an diſe czit von Noe
Drihundirt iar an der zal
Vnde czwey vnde drizig vbiral

* * *

Dy dirn zu ſone im gebar
Daran was daz vngemach
Zu abrahame ſi ſprach
Vz wirf di dirnen vnde ir kint
Balde an allen vnderbint

* * *

Dy ruche vnde di ſlechte
Irre uf wegen vngebert
Nu was daz wazer vorczert
Da mite ſi ſich labete e
Der durſt tet ir mit hieze we

Si wuſte was ſo durre irkant
Daz ſi nirgen wazſir vant
Des was ſi leidig vnde vn vro
Daz kind ſi von ir ſaezte do
Vnder einen boum ſo vatre eyn man
Mit eyme bogen geſchizin kan

Si ſaz kein (1) im vnde ſprach
Weynende daz vngemach
Mag ich nicht ame kinde ſén
Daz nu zu ſterbin iſt geſchen
Von durſtis not mit grymme
Got horte des kindes ſtymme
Vnde ſante ir einen engil dar
Der rief vnde ſprach zu ir agar
Vorchte dich nicht waz tuſtu
Got hat daz kint ir horit nu
Stant inin iz bi der hant
Di ſi vor war daz bekant
Vnczumiclich vnde ane wan
Got hat ſine ougen uf getan
Vnde wil daz kint zu grozir diet (2)
Machin got daz kint beriet

(1) gegen. (2) Geſchlecht.

In ſiner grozin ſwere da
Si vant einen bronnen na
Kalt vnde gut vur durſtis not
Dem kinde ſi da trinken bot
Vnde vulte ir barel vnde ginc dan
Das kind ſere wachſen began
Vnde wart als ich geleſn han
In der wuſtenunge pharan
Wonende vnde ouch blibende
Schuczin amecht tribende
Sin mutir agar nam im do
Ein wib von egypto
Dy im czwelf ſone gewan
An dem des erſten hub an (a)
Des kvnnes wurczil vnd ſtam
Da von daz groze geſlechte quam
Nach der yſmaheliten
Nach ſinde in mangen cziten
Wuchs daz kvnne ſin vor war
Lange czit vnde manige jar
Dy czwelf ſone vor war vngelogen (b)
Wurden alle herczogen
Vil landen ir gewalt gebot
Der eldiſte hiz nabayot

Der

Der ander was genant cedar
Den iſmahelis wib gebar
Von dem iſt vornomen (c)
Von ime ſint die walen komen
Als der juden warheit
An irin buchin vns ſeit.
Addeel was des dritten name
Der virte hiz mabſame
Maſma der funfte hiz ſo
Abir der ſechſte hiz dymma
Der ſibinde hiz maſa
Hadat hiez der achte dar na
Thema der nvnde vnder in
Der czende als ich bewiſit bin
Ytar was mit namen genant
Di warheit tut vns bekant
Der eilfte hiez naphis
Der in kreftlichir wis
Begunde ſere wachſende
Der czwelfte hiz cedmo
Di gebruder ſin irn jarn
So vil geſlechte gebarn
Daz ſunder ir gelich gebar
Gancz geſlechte gancze ſchar

Dy wort die ich hie vorſprach (d)
Di zu agar der engil voriach
Daz wider iſmahelis hant
Wart allir hende ſtrit erkant
Vnde er allen henden
Daz er in fremder lande enden
Hin dan ſolde in vremde velt
Vf ſlahin ſin geczelt
Dy ſelbin geſchicht
Vor vurt er ſelbin nicht
Iz geſchach vnde ſal geſchen
Als wir di warheit horen iehin
An ſines geſlechtis nach komen
Wart vnde wirt noch vernomen
Nu horit wie iz ſig hub an in
In eine wuſte wilde hin
Czugens vnde lizin ſich da nider
Vnde wuchſin da mit kreften ſider
Gewunnen ſi ſulche craft
Daz ſi di ſtarkin heidenſchaft
Di ingeſezſin waren
Immer muten in iren iaren
Vnde gelizin daz noch ine
Weder al di werlde waren ſi

Ende

Vnde wider al di menſcheit
Diz wart ouch kumphtig geſeit
Von vier konigen ſunder wan
Dy konige waren in madian
Vnde trugen der lande chrone
Si gelagen von gedone
Mit der gotis helfe tot
Da ſi vil landen gefugeten not
Vnde damit vientlichen ſiten
Mit den iſmaheliten ſtriten
Da ir ſlug ſi gedeon alda
Oreb zeb, zeben vnde ſalmana
Alſus waren ſi genant
Dy ir ſlug gedeonis hant
Vnde er wart ir ſegenunftig
Di wurden geſeit kunftig
Mit tobinden ſynnen in dy lant
Vnde wurden e durch daz genant
Vorhin des wingarten kint
Als di von wine trunken ſint
Vnde rechte ſynne han begaben
Den wart geglichit ir lebin

Di des kvnnes in den tagen
In ſtrite nicht wurden ir ſlagen

Di wuchſen ſere vnde ſere
Ir wart ye mere vnde mere
Wuſten ouch von tage zu tage
Mit maniger lande clage
Von in hat geſchrivin alſus
Der heilige methodius
Ir vnmenſcheit were groz
Di ir valſchir lieb beſloz
Mit creften veſtecliche
Si betwungen vil riche
Vnde daz ſi hirnach kunſtig ſin
Zu vugen al der werlde pin
Vnde daz ſan al di erde
Von in beſweret werde
Vnde daz ir tobinder gewalt
Mit tobinden ſynnen mannicualt
Muze vnde ſol zu alware
Geweren ſibin wochin iaren
Vf der erden ubir alle lant
Ir komende wec wite genant
Ein wec der engiſtlichen vart
Wan iſmahelin geheizin wart
Von gote uf der erde ſchaden
Ein wilder efil wol geladen

Des ganc nyman entwichit
Dem wart lant daz gelichit
Wan iz in allen richin
Nimande wil nit wichin

Da di heilgen ſtete ſint
Da totent den verlornen kint
Di gelerten phafheit
Der name der erde lere treit
Si ni lazin des nicht blibin
Si ni legen bi den wibin
In der gewiten heilikeit
Menſchlichis herczen leit
Nemen an — — vorhab
An dem heilgen grab
Werdens er verbinden
Der geloube wird in finden
Wan ſi han gelouvin nicht
In zu libe daz nicht geſchicht
Iz wirt mit warheit ſunder wan
Zu pin vnde zu erbeit den getan
Si denne uf der erden lebin
Di got vnde rechte werc begeben
Von den dort beſchrebin iſt
In der leſte iare vriſt

Werden ſich der lute kint
Lieb habiṇde di danne ſint
Vnde wirt ir uilt daz wort
Iz hat von geſchriben dort
Der wiſſage ezichel
Der beweret daz iſmahel
Sol noch uf allen erden
Der werlde giſel werden

Daz ſelbe wort tet vns kunt
Got durch ezechielis munt
Von dem di wort geſprochin ſint
Got ſprach zu des menſchin kint
Auf den acker tyrenhin
Samene ſi vnde ſprich zu in
Samenet vnde komet her
Vil hoes ọpphirs ich uch gewer
Ezſit der ſtarken vleiſch daz tut
Vnde trinket der hoiſten blut
Von in ſprichit abir alſus
Der heilge methodius
In der gotis warheit
Dem *burde tregil* wirt geleit
Vnde von *rehern* wirt vernomen
Daz ſi von den wuſten komen

Vnde vbir ſtrifen mit vnzucht
Aller tyre totlichen ſucht
Von in wirt vorterbit vbir al
Der guten der demuten zal
Von in vil legit dar nider
Nu komen an dy materien wider (e)
Da wir habin abegenomen
Ich was an ander were komen
Wan daz ich ſeite von der diet
Das vns got von in beſchiet
Mit ſinen worten in ſinen tagen
Vnde mit ſinen wiſſagen
Daz ich uch ſeite e von agar
Daz redete got mit in vor war
Vnde vor ſwant von ir zu hant
Doch wart er noch ſehinde irkant
Davon ſi ſint wiſagende ſprach
Sach in hinde der mich ſach

Abymalech der kvnig wis (f)
Der der konig was in gerorie
Vnde phicolder ſin marſchale was
Als ich von in di warheit las
Di ſprachin zu abrahame do
Mit eyme munde alſo

Sint daz der hoiſte got mit dir
Iſt alle czit ſo ſaltu mir
Sweren daz du wultis ſin
Mir nicht ſchaden vnd den geſlechte min
Noch mer bis ouch des gemant
Daz ich dich ſaczte in myn lant
Da du als ein vremder man
Her queme vnd ich dich annam
Abrahaim ſprach daz ſwer ich
Er ſwur ſi verſicherten ſich
Daz ymmer vnder in beiden
Werin vil vngeſcheiden
Steter fruntſchaft zu hant
Vur er in paleſtinen lant
Abimalech der konig wis
Vnde ſin marſchalc in geroris
Ahraham bleib da ſa
In philiſtina vnde buwite da
Einen vorſt der edele man
Rief da gotis namen an
Vnde hoete wo er mochte
Waz zu gotis ern tochte

Da nu romiſch riche lit (g)
Vnde romiſch gewalt an dirre zit

E daz mit ſiner wirdekeit
Geſtift wurde vnde geleit
Rome daz man da nande
Vnde in demſelbin lande
Den gewalt der konige da
Der konige von ytalia
Der erſte der di cronen inphie
Vnd koniges namen an vie
Der was geheizin Janus
In crite (3) was doccelius
Czu konige ubir lant ir korn
Von dem ſaturnus was geborn
Den di heiden ſunder ſpot
Sint ane betten alſe got

Nu, czouch vil czertliche (*h*)
Abraham der ſalden riche (4)
Yſacen ſin einic kint
Alſe einig kint mit zcarte ſint
Lib gehalden in hoin mynnen
In veterlichin ſynnen
Hat erz lib vnde gotis gebot
Do verſuchte in vnſir herre got

(3) Kreta. (4) Salde, Seligkeit.

Abraham ſprach er zu im
Yſaachen dinen ſon nym
Den du lib haſt alſe ſere
Vnde in *ſvme* nicht mere
Du in brengis in zu opphir inir
Vf einen berg den ich wiſe dir
Vnd opphere in mir zu opphir da
Abraham bereitte ſich da
Des nachtis kein der opphir ſtat
Als got verſuchinde in bat
Sinen eſil er bereitte
Dar uf er holcz leite.

* * *

Nu ſprach yſaac zu im alſo
Herre vnde vatir min
Waz wiltu ſon wo mag ſin
Daz opphir daz brengis gote
Wilt noch ſime gebote

* * *

Des ſaltu weſin hy gement
Daz tu im tuſt ler des icht
Got weiz wol vnd czwiuelt nicht
Daz dines herczen vromen ſin
In warheit vbirwind in

* * *

Alz ich dir gehiez hir vor
Sus ſal uf allen erden
An dime ſamen werden
Geſeint allir geſlechte diet
Wan din ſin der daz riet

* * *

Hatte vor einen wiſſagen
By dem ein groz czeichen geſchach
Daz vnder im ein eſil ſprach
Menſchliche wort gar
Nachor ein ander wib gebar.

* * *

Aus dieſem Bruchſtücke ſiehet man alſo, daß der Verfaſſer nicht bloß überſetzte, ſondern auch hiſtoriſche Einſchaltungen machte.

(*a*) Es fängt mit dem 16ten Kapitel oder der Geſchichte der Geburt Iſmaels an. Das übrige fehlt. Das große Fragment fängt mit dem 21ſten oder der Austreibung Iſmaels an.

(*b*) (*c*) Au den 21ſten Vers dieſes Kapitels ſchließt er Iſmaels Genealogie aus dem 25ſten. Von dem Erſtgebohrnen leitet er das Geſchlecht der Iſmaeliten her.

(*d*) Nun kommt eine weitläuftige Einschaltung von der ältern und neuen Geschichte derselben, z. E. Richter am 7ten und vom heiligen Grabe.

(*e*) Endlich kehret er wieder zurück, wie er sagt zu seiner Materie, von der er an ander Werk gekommen war, und schließt die Erzählung mit dem 14ten V. des 16ten Kapitels.

(*f*) Nun fähret er im 21sten Kapitel in der Geschichte von Abrahams Bunde mit Abimelech fort; und

(*g*) erzählt darauf, wer um diese Zeit in Italien und Kreta regiert habe.

(*h*) Den Beschluß macht Isaaks Opferung.

II.

Der zweyte Codex ist etwas jünger, in längern und breitern Folio; größern und nicht so schön geschriebenen Buchstaben. Er hatte auch doppelte Columnen; wenige Anfangsbuchstaben sind roth; der Buchstabe i hat einen langen Strich. Er hat nur, wie der erstere, wenig Abkürzungen und keine Unterscheidungszeichen, außer selten einen Punct. Dieses Fragment ist aus der Bibelübersetzung, welche der König Conrad der vierte veranstaltete, und wovon Herr D. Schütze 1779 ein großes Fragment aus der Hamburger Stadt-Bibliothek

unter

unter dem Titel: die hiſtoriſchen Bücher des A. T. — ſo wie ſie — in einer gereimten Überſetzung entworfen worden ſind, 4to — heraus gab. So klein dieſes Fragment iſt, ſo zeigt es doch von wichtigen Abweichungen, und ſcheint ſeiner Sprache nach älter zu ſeyn, als der Hamburger Codex. Es ſind zwey Stücke aus dem erſten Buche Samuelis; das erſtere enthält die Geſchichte der Hanna, und das zweyte Sauls Königsweihe. Darüber ſteht Liber I Regum. Ich werde zugleich die Abweichungen von der Hamburger Handſchrift anzeigen.

* * *

So daz ſie kinde nicht gewan
Elchana der ſelbe man
Vur in denſelben iaren do
Iergelich (1) in ſylo.
Vnd brachte nach der e gebote
Mit im dar ſin opphir gote
Als iz da was beſcheiden
Sinen wiben beiden
Teilt er noch gewonheit
Sin gut als da (2) was vf geleit

(1) Jerlich. (2) yme anſtatt da.

Vnd vurte ſie (3) ouch zum oppher hin
Di vrouwin hatten vnder in (*a*)
Vil ofte (4) krielichin nit
Fenenna (*b*) die tet zallir zit (5)
Annen leit durch die geſchicht
Daz ſie kinde hatte nicht
Nu quam in den tagen ſa
Zil und zit da (6) elchana
Gewonlich abir wolde
Gein ſylo als er ſolde
Das nicht mit rechte were vermiten
Do teilt er nach ſinen ſiten
Sinen wiben do (7) ſin gut
Nu was Annen der mut
Leidic daz fenenna nam
Den bezzirn teil des ſie gezam
Wan ſie vil kinde muter was
Anna die muwe zu herzin las (8)
Das ſi vnberhaft (9) ſolde ſin
Daz tet ſi gar mit jammer ſchin

Wan

(3) iz anſtatt ſie.
(4) dicke.
(5) die fehlt.
(6) das.
(7) do fehlt.
(8) Nam anſtatt las iſt ein Schreibfehler.
(9) unfruchtbar.

Wan ſie vil ſere weinte
Do ſie die clage irſcheinde
Den jamer mit ir clage began
Elchana ir liber (10) man
Wan er von herzin minnete irn lib (c)
Er ſprach vnd vragete ſin wib
Anna vil libe ſage mir
Wes weines du was wirret dir
Vnd (11) war vmme izziſt du nicht
Werrit dir dikein (12) geſchicht
Di la von dem herzin din
Ja mac ich dir noch (13) bezzir ſin
Dan ob du hettes zen kint
Nu la din weinen vnd etwint
Vnd la (14) din weinen ſin wan ich
Wil noch leide troſten dich
Diz was do ſin azen
Vnd zu tiſche ſazzen
Anna des nicht enlie
Als ſie von (15) tiſche gie

(10) der reine ſtatt ir liber.
(11) fehlt.
(12) da keine.
(13) noch fehlt.
(14) la fehlt.
(15) von dem.

Si quam zume tempel vnd tet
Zu gote vlelich ir gebet
Das ir noch irs willen gir
Einen ſon geruchte gebin ir
Dar uf daz ſie den wolde ſa
Gote opphirn vnd in lazen da.

* * *

Das er zu kunige was ir korn
Von (16) ſolchir ar was er geborn
Das er ſelbe di geſchicht
Gloube ſelbir machte nicht
Das er ſo hohe mochte (17) komen
Das er wurde genomen
In alſo (18) hoes namen kraft
Mit kuniclicher herſchaft
Do er von ſolcher (19) art
Irkorn an kuniges herſchaft wart
Di gloſe der Dutunge (*d*)
Seit die (20) bezeichenunge
Wo von des oluas (21) gleſin was
Liecht vnd glanz hette als das glas

Vnd

(16) zu.
(17) ſolde.
(18) Inne ſo.
(19) lichter.
(20) die fehlt.
(21) Ölfaß.

Vnd ſo iz allir ſchoniſt iſt
So brichit (22) iz in korzir vriſt
Das tut bezeichinliche
Saulis kunigriche
Das maſt alſam (23) das herte glas
Do es in ſiner helte (24) was
Vnd zurgie bi ſinen tagen
Von ſamuele dem wiſſagen
Schit der (25) ewarte ſaul zu hant
Vil dicke wart er des gemant
Das er nicht verzagete
Daran des er im ſagete
Wan got hat im zu kunige irkorn
Swi nider er duchte ſich geborn
Vbir di iſraheliſchen diet (26)
Als er von ſamuele geſchiet (e)
Er vant ſwaz er im ſeite vor
In effrica vnd in tabor
Do phyliſtim die heydenſchaft
Was vnd irre ſammenunge craft
Do ſi mit vientlicher hant
Wolden komen in die lant

(22) drockent.
(23) das brach recht.
(24) beſte.
(25) der fehlt.
(26) S. 141. bey Herr Schützen.

Di got der iſraheliſchin diet
Zu rechtem teile uz ſchiet.

Saul do der geſchiet von dan
Vf dem wege in quam an
Wiſer wiſſagen ein michil (27) ſchar
Die kunftige dinc wiſſageten gar
Als ez in dar nach geſchach
Do ſaul di wiſſagen ir ſach
Er kerte balde dar zu in
Vnd intphie wiſſagenden ſin
So das wiſſagende ſin munt
Mit (28) im da tet wiſſagende kunt
Wi in der iungeſten iare vriſt (*f*)
Richen ſol der antikriſt (*g*)
Wie mit im ſol richin (29) og
Daz geſlechte vnd (30) magoc
Bis (31) in iſrahelin lant
Ouch tet ſin munt wiſſagende irkant
Von der (32) guten lone
Zu himelriche ſchone —

Anmer-

(27) michel, groß; fehlt im Hamb. Codex.
(28) mit fehlt.
(29) regieren.
(30) von.
(31) mit.
(32) dem.

Anmerkungen.

(a) Hier lieset die Hamburger Ausgabe

Die Gellen hin vnder in

eine Stelle, die ich gar nicht verstehe.

(b) Fenenna ist mit doppelten ff gedruckt. Dieses ff bedeutet in den Handschriften des funfzehenten Jahrhundertes stets ein groſses f. Es scheint auch die Abschrift nicht ganz genau zu seyn, so stehet z. E. gem statt gein; vnverhaftig statt vnberhaftig, welcher Irrthum bey Ähnlichkeit der Buchstaben sehr leicht war.

(c) Hier steht ein Vers der einen ganz andern und nicht passenden Sinn hat.

Wan ihr hertze minnete sinen lyp.

(d) Hier fängt der Verfasser an zu paraphrasiren.

(e) Hier fehlt eine ganze Stelle von acht Zeilen in der Hamburger Ausgabe, die aber nothwendig da seyn muß, wenn man der Erzählung einen Verstand abgewinnen will. Dieses Versehen konnte schon von dem Verfasser der Hamburger Copie sehr leicht begangen werden, wegen der zwey ähnlichen Verse.

Vbir die israhelischen diet

und

Die got der israhelischen diet.

(f) Hier

(f) Hier schiebt der Verfasser wieder eine eigene Nachricht, von dem was Saul weissagete, ein.

(g) Dieser Vers ist im Hamburger Codex ganz verderbt.

Reisete der Endicrist
Mein Fragment hat richtiger,
Richin sol der antikrist.

Das alte Wort richin, herrschen, ist bald darauf in das neuere regieren verwandelt worden.

III.

Der dritte Codex ist der jüngste und aus dem funfzehenten Jahrhunderte. Er war in doppelten Columnen, mit grosen Buchstaben, wenigen Abbreviaturen und bisweilen mit rothen Anfangsbuchstaben geschrieben. Er war mit zeitmäßigen elenden Gemählden gezieret. Das Fragment ist Isaaks Opferung. Das Gemählde dazu ist ein Altar mit wenigem Holze, Isaak liegt darauf in Form und Grösse eines Windelkindes, um seinen Kopf eine Art von Nimbus, bey welchem ihn Abraham mit der linken Hand hält: in der rechten hat dieser ein Schwert, welches ein aus der Luft herab stürzender Engel mit der rechten Hand bey der Spitze hält; Abraham dadurch alterirt, hat sein Gesicht gegen ihn gewendet. An beyden Seiten ist ein Baum, an

dem

dem hinter Abraham ſteht ein Widder angelehnt. Die ſich darüber befindende lateiniſche Überſchrift hat die Zeit unleſerlich gemacht. Dieſes kleine Bruchſtück lautet, ſo weit es zu enträthſeln war, alſo:

Do der engel daz geſprach
Abraham chos vnd ſach
Hindir ſich in eynen buſche do
Eynen weder haften den her ſo
Vur den ſon zu opphir brachte
Diz opphir im got bedachte
Vnd es hat da got geſehen
Was alſus war geſchehen
Der engil rif im ander ſtunt
Vnd tet im gotis botſchaft kunt
Her ſprach gewerlichen da
Got hat geſprochen alſo
Bi mir ſelbin ich geſworen han
Sint du diz haſt gethan
Vnd dinen eynigen ſon durch mich
Woldiſt gebin do wil ich
Minen ſeyn dir tvn lehin
Vnd wil noch dir den ſamen din
Mit wachſenden ſachin
Als das hymel geſtirne machin

Alle diese drey verschiedenen Membranen sind nur Abschriften eines einzigen ältern Originals. Bey allen findet man einerley Versbau. Der erste und zweyte Codex wird durch sein paraphrasiren kenntlich. Der dritte aber zeigt sich noch durch ein halbes Fragment, daß er eben desselben Ursprunges sey. Eine kleine Stelle des ersten Fragmentes lautete nämlich also:

Als ich dir gehiez hie vor
Sus saf uf allen
An dime sanien werden
Geseint allir geflechte diet.

Beym dritten sind diese Verse halb übrig:

Als ich dir g — —
Sus sol vf — —
An dinem s — —
Geseint alle — —
Won din syn — — etc.

Aus diesen dreyfachen Fragmenten einerley Urschrift ergibt sich also, daß diese Übersetzung sehr beliebt und bekannt geworden seyn muß. Diese Abschriften mochten sich auch lange erhalten haben, bis sie im siebenzehenten Jahrhunderte zu Bücherbänden verbannt wurden.

Es wäre freylich zu wünſchen, daß wir dieſe Überſetzung noch vollſtändig hätten, mehr um der Sprache als der Religion willen, die, wenigſtens den Proben nach zu urtheilen, nur wenig dabey gewinnen würde. Unterdeſſen müſſen uns dieſe Bruchſtücke für den Verluſt des ganzen ſchätzbaren Denkmahls entſchädigen.

10.

Beyträge zur Geschichte der Deutschen Sprache und National-Litteratur. London, (Zürch,) bey der typographischen Gesellschaft, 1777. 1 Alph. 19 Bogen in klein 8.

Die Sprache ist nicht allein die Folge des gesellschaftlichen Lebens, sondern auch das stärkste Band derselben. Das Bedürfniß, seine Empfindungen und Vorstellungen andern mitzutheilen, erfindet sie und bildet sie nothdürftig aus, der Wachsthum in Fertigkeiten und Kenntnissen, welche das gesellschaftliche Leben erleichtern und verschönern, bereichert sie, und endlich legt der Geschmack die letzte Hand an dieselbe, verfeinert sie, und bildet sie völlig aus. Das ist der gewöhnliche Stufengang nicht allein einer jeden Sprache, sondern auch eines jeden Volkes; denn beyde müssen hier nicht getrennet werden. Erst ist es schwach an Anzahl und der gesellschaftlichen Verbindung, arm an Bedürfnissen und Kenntnissen, und folglich auch roh von Sitten und Sprache. So wie es durch zunehmende Volksmenge näher zusammen rückt, spornet der

Trieb

Trieb der Selbsterhaltung die Erfindsamkeit und Thätigkeit an, die Nahrungswege zu vervielfältigen, die Sitten schleifen sich durch die Nähe immer mehr an einander ab, zugleich wird die Sprache nicht allein reicher, so wie die Fertigkeiten und Kenntnisse zunehmen, sondern auch verständlicher, geschmeidiger und biegsamer, je mehr die Sitten erweichet werden, und je stärker sich bey dem enger geschlungenen Bande des gesellschaftlichen Lebens das Bedürfniß zu sprechen vermehret. Ist endlich ein Volk durch Dazwischenkunft der dazu nothwendigen günstigen Umstände so glücklich, den einigen wahren und richtigen Geschmack nicht allein unter sich gemein zu machen, sondern auch bis zu einem gewissen Grade der Feinheit zu bringen, so wirkt derselbe sowohl auf die Sitten und das ganze gesellschaftliche Leben, als auch auf die Sprache wiederum zurück, die nunmehr wohlklingend, angenehm und biegsam wird.

Es erhellet hieraus, daß die Geschichte der Sprache eines Volkes sehr wichtig werden kann, weil sie das sicherste und bey nahe einige Mittel ist, den Fortschritt eines Volkes in den Sitten, Fertigkeiten und Kenntnissen von einem Jahrhunderte zu dem andern zu zeigen. Die körperlichen Werke der Kunst sind dem Untergange unterworfen und verlieren sich nach einem be-

trächtlichen Zeitraume bis auf wenig überreste. Dauerhafter sind die Nachrichten, welche uns davon in Schriften übrig bleiben, und wo auch diese fehlen, da ist doch die Sprache selbst ein zuverlässiges Denkmahl sowohl des Grades der Sitten, als auch des Umfanges der Fertigkeiten und Kenntnisse, weil sie selbst ganz dem jedesmahligen Grade der Cultur folget und von denselben abhängt.

Soll nun die Geschichte einer Sprache diesen Nutzen gewähren, und das ist denn doch der einige wahre Nutzen, welchen sie haben kann, so muß sie keinen Augenblick von dem Grade der Cultur eines Volkes getrennet werden, oder vielmehr, sie muß ganz die Geschichte der Cultur eines Volkes seyn. Allein, dieß hat man zu allen Zeiten so wenig empfunden, daß mir auch keine einige Sprachgeschichte bekannt ist, welche aus diesem Gesichtspuncte wäre bearbeitet worden. Gemeiniglich begnüget man sich, Probestücke aus der Sprache eines Volkes aus verschiedenen Jahrhunderten in chronologischer Ordnung nach einander aufzuführen, und wenn es hoch kommt, einige Bemerkungen über den grammatischen Bau der Sprache in jedem Zeitraume zu machen. Allein das ist nicht Geschichte, sondern eine bloße Muster-Karte der Sprache, wo Wirkungen ohne alle Ursachen neben einander gestellet werden, und

welche

welche zu weiter nichts dienet, als die müßige Neugier auf einige Stunden zu unterhalten.

Der Verfasser gegenwärtiger Geschichte der Deutschen Sprache, welches Herr Prof. Leonhard Meister zu Zürch ist, hat etwas davon empfunden, und daher die Geschichte der National-Litteratur mit der Geschichte der Sprache verbunden, auch den Zustand der Sitten in jedem Zeitpuncte nicht ganz aus den Augen gesetzt; allein er scheinet es doch nicht ganz empfunden zu haben, weil man in dem ganzen Buche nirgend etwas von den höhern Ursachen findet, welche in jedem Zeitpuncte so und nicht anders auf Sitten, Sprache und Litteratur wirkten, und wirken mußten. Indessen da dieses Buch das einige, und folglich auch das beste ist, was wir über die Geschichte der Deutschen Sprache und schönen Litteratur haben, so wird eine umständliche Anzeige desselben nicht undienlich seyn, zumahl da sich dabey manche nützliche Winke für einen künftigen wirklich pragmatischen Geschichtschreiber der Deutschen Sprache werden anbringen lassen.

Die Vorrede schildert auf 24 Seiten die ganze folgende Geschichte in einem kurzen Auszuge. Da alles, was in derselben vorkommt, im folgenden weiter ausgeführet wird, so halte ich mich hier nicht dabey auf,

sondern bemerke nur, daß sie so, wie ein großer Theil des Buches, in einer dichterischen, blühenden Schreibart abgefaßt ist, welche für den kaltblütigen Unterricht sehr unschicklich ist, weil sie zwar der Einbildungskraft schmeichelt, und den Verstand täuscht, aber ihn nicht belehret.

Die Zeiträume, in welche die Deutsche Geschichte in Rücksicht auf die Cultur und Sprache zerfällt, sind uns in der Geschichte des Volkes sehr genau vorgezeichnet, und können nicht leicht verfehlt werden. Bis auf die Völkerwanderung wird Deutschland von einigen wenigen Horden wilder Völker bewohnet, welche, wie alle Völker dieser Art, ein unstätes herum schweifendes Leben führen, deren vorzüglichstes Nahrungsmittel die Jagd und der Krieg sind, wo folglich das gesellschaftliche Band noch sehr weit, und von Cultur wenig oder nichts zu erwarten ist. Durch die Völkerwanderung wird dieses ungebauete mit Wäldern und Morästen angefüllte Land mit neuen Scharen bevölkert, und nun veranlassen Volksmenge und der Trieb der Selbsterhaltung die ersten bürgerlichen Gesellschaften, und da die bisherige positive Religion für diese nicht mehr hinlänglich ist, so trit die christliche an ihre Stelle; der Feldbau wird anstatt der Jagd das vornehmste Erwerbungsmittel, und nunmehr zeigen sich auch die ersten Keime der Cultur. Carl der Große gibt der noch

schwan-

schwankenden bürgerlichen Verfassung die erste Festigkeit, und unter ihm und seinen Nachfolgern gewinnen Bevölkerung, Erfindsamkeit, Cultur und Sprache immer mehr Feld. Unter den Kaisern aus dem jüngern Fränkischen und aus dem Schwäbischen Hause, brachten die immer wachsende Volksmenge Fleiß und Thätigkeit immer mehr in Bewegung, und die Bekanntschaft mit dem Griechischen Reiche und mit Asien gaben ihnen die gehörige Richtung, und nun entstehen Manufacturen, Handlung und Luxus, und die höhere Cultur fängt an zu keimen.

Dieß sind so viele Zeitpuncte der ältern Geschichte der Deutschen Sprache, Litteratur und ganzen Cultur, welche ein Geschichtschreiber derselben nicht aus den Augen verlieren darf, wenn er pragmatisch schreiben will. Bey unserm Verfasser finden wir sie nur sehr schwach, oder auch gar nicht bezeichnet. Der ganze älteste Zeitpunct nimmt hier nur 24 Seiten ein, und was der Verfasser davon sagt, bestehet bloß aus einigen einzelen Bemerkungen, welche noch für keine Geschichte, und am wenigsten für eine pragmatische Geschichte gelten können.

Was Trithemius, Cranz und Aventin nach S. 2 für alte Barden-Lieder hielten, waren zuverlässig nichts anders als Romanzen und Ritter-Romane aus dem

Schwäbischen Zeitalter. Daß sich die erstern nach und nach verlieren mußten, so wie sich die Religion und ganze Verfassung des Volkes änderte, wird daraus noch begreiflicher, weil sie nur mündlich aufbehalten wurden, und den Deutschen, so wie allen wilden Völkerschaften, die Schreibekunst unbekannt war. Nun kommen ein Paar Ausschweifungen von den Dichtern der alten Schweden, Schotten und Dänen und der heutigen Lappen, von dem Alterthum der Deutschen Sprache, und so wie eines das andere gibt, ohne Plan und Ordnung. Daß die Deutschen vor Carln dem großen Runen gehabt, können Hochenberg, (Hachenberg,) und Egenolf nicht beweisen; dazu sind sie viel zu jung. Auch bey den nördlichen Völkern sind die Runen bey weitem nicht so alt, als man wohl ehedem geglaubt hat. Daß die Persische Sprache nach S. 9 viele Ähnlichkeiten mit der Deutschen hat, kann den nicht befremden, welcher weiß, daß Perssen mehr als einmal von Volksstämmen aus dem nördlichen Asien unterjocht worden. Indessen ist die Ähnlichkeit einzeler Wörter noch nicht hinlänglich, die nahe Verwandtschaft zweyer Sprachen zu beweisen, wenn diese nicht zugleich auch aus dem ganzen Baue der Sprache bewiesen werden kann, welcher bey solchen Untersuchungen gemeiniglich vernachlässigt wird.

S. 10 werden alle bekannte Völkerschaften und Mundarten der Deutschen nach Schlözern unter drey Classen gebracht, die Sachsen, Franken und Gothen. Diese Eintheilung ist weder richtig noch genau, indem die Fränkische Mundart bloß ein Mischling aus der Nieder- und Oberdeutschen Mundart war, daher die Classe Statt derselben nach der Ober- oder Südlich-Deutschen Mundart benannt werden muß. Die Sächsische Mundart wird hier in einem so weiten Umfange genommen, daß auch die Schwedische, Norwegische und Isländische mit darunter gerechnet werden; allein alsdann hätte auch aus der Gothischen keine eigene Classe gemacht, sondern selbige zur Südlich-Deutschen gerechnet werden müssen, weil sie von dieser nicht mehr verschieden ist, als es die Schwedische und Isländische von der Nordlich-Deutschen Mundart sind. Überdieß bleiben nach dieser Classification eine Menge Deutscher Völker ausgeschlossen, deren Verwandtschaft unläugbar ist, ob wir gleich von ihrer Mundart keine hinlängliche Nachricht haben. Wenn sich jemand die Mühe gebe, die noch übrigen eigenen Nahmen der Burgunder, Longobarden, (von diesen haben wir noch etwas mehr als eigene Nahmen,) Heruler u. s. f. zu sammeln, und zu untersuchen, so würde sich daraus noch manches von ihrer Mundart, wenigstens wahrscheinlich, schließen lassen.

Von den Gothen und ihrer Sprache wird S. 13 bis 19 weitläufig, aber sehr flüchtig gehandelt. Die Gothischen Buchstaben sind von dem Ulphilas nicht erfunden, sondern aus den Griechischen entlehnet worden. Daß die ehemaligen Überbleibsel der Gothen in der Krimm längst nicht mehr vorhanden sind, habe ich in der Einleitung zu meinem Lehrgebäude der Deutschen Sprache gezeiget. Daß die heutigen Steyermärker und Thüringer von den ehemahligen Möso-Gothen abstammen sollen, ist eine alte Legende der Chroniken, die der Nahme der Stadt Gotha gewiß nicht beweiset, der ganz andern Ursprunges ist. Wenn von der Gothischen Sprache gesagt wird, daß sie sehr emphatische Wörter gehabt habe, und zum Beyspiele des Ulphilas Fairwus (nach Marschalls Ausgabe Fairqus,) für Welt, von fair, schön, Allbrunsti für Opfer, Uslitha, ein Gichtbrüchiger, angeführet werden, so hat der Herr Verfasser nicht bedacht, daß dieses armselige buchstäbliche Übersetzungen von κοσμος, ὁλοκαυτωματα und παραλυτικος sind, welche Ulphilas vermieden haben würde, wenn er Begriffe von der Sache selbst gehabt hätte; zum Beweise, daß es sehr leicht ist, überall Nachdrücke zu finden, wenn man sie einmahl finden will.

Auch der häufige und seltsame Gebrauch der Participien ist bey dem Ulphilas und den ältesten Deutschen über-

übersetzern keine Eigenheit der damahligen Sprache, sondern knechtische Nachahmung der Griechischen und Lateinischen Participien. Mit was für Gründen man die Gothische Sprache zur Mutter nicht allein der Deutschen, sondern auch der meisten nördlichen machen will, ist kaum abzusehen. Eine verwandte Sprache war sie allerdings; allein das ist denn doch noch nicht die Stammsprache.

Nach einigen Ausschweifungen kommt der Verfasser S. 25 auf Carln den Großen, springt aber gleich wieder ab, und spricht, obgleich sehr flüchtig, von den Deutschen überbleibseln dieser Zeit. Von Carls Verdiensten um die Sprache, wird wie gewöhnlich, enthusiastisch aber doch nur sehr kurz gesprochen; denn der Verfasser eilt zu den Schriftstellern unter seinen Nachfolgern, welche aber auch nur sehr geschwinde abgefertigt werden. Wie Roswitha (S. 45) hierher kommt, sehe ich nicht ein, weil sie nichts in Deutscher Sprache gedichtet oder geschrieben hat.

S. 50 kommt der Verfasser auf die Kreutzzüge, deren Folgen auf den Wohlstand, den Geist und Geschmack der Nation sehr richtig beschrieben werden. Eine derselben ist der Hang zu dichten unter den Schwäbischen Kaisern, wozu doch auch noch manche andere

dere innere und äußere Ursachen mitwirkten. Von der Manessischen Sammlung, S. 55 f. sehr umständlich. Von 60 bis 120 an einige Proben aus derselben, und einige Nachrichten von den vornehmsten Schwäbischen Dichtern. S. 72 ein weitläufiger Auszug aus einem Gedichte Conrads von Würzburg nach dem Deutschen Musäo. Das Gedicht ist 1573 gedruckt, und daher ist auch die alte Sprache des Dichters nach diesem Jahrhunderte umgemodelt. Daß der Verfasser der Fabeln aus diesem Zeitpuncte nicht der Markgraf von Riedenburg, (hier durch einen Druckfehler Riebeburg,) sondern Boner ist, ist nunmehr bekannt. S. 111 einige Anmerkungen über die Sprache dieses Zeitalters.

S. 121 wird die Veränderung bemerkt, welche im vierzehenten Jahrhunderte in den Sitten und der Sprache der Deutschen vorging, ohne die Ursachen derselben anzugeben. Sehr irrig wird dieser Zeitpunct für eine neue Barbarey gehalten. In dem vorigen Zeitpuncte war die ganze Cultur auf die obersten Classen eingeschränkt, und hier artete sie, wie gewöhnlich, in Luxus, Zügellosigkeit und Verfall aus. Allein dagegen verbreitete sie sich nunmehr auf die mittlern Classen, ihren gewissesten und glücklichsten Sitz, und bereitete dadurch die glänzenden Veränderungen des sechzehenten Jahrhundertes

hundertes vor. Bisher war nur der Ritterstand gesittet, wohlhabend und einiger Maßen aufgeklärt; nunmehr ward es der bürgerliche. Der Geschmack starb bey dem hohen Adel aus, erwachte aber dafür in den mittlern Classen, wo sein Feld nicht allein größer von Umfang, sondern auch dauerhafter war. Dieß war wieder eine Folge der zunehmenden Volksmenge und der dadurch nothwendig gemachten Verbreitung des Handels, und Vervielfältigung der Gewerbe. Da die Lehensverfassung damit nicht bestehen konnte, so neigt sie sich nunmehr auch immer mehr zu ihrem Verfalle.

Daß (S. 124) die Litteratur erst nach der Schwäbischen Periode zu einem Handwerke geworden, läßt sich, wenn ich den Verfasser anders recht verstehe, wohl nicht behaupten. In den mittlern Zeiten war alles zünftig, und in solchem Verstande ein Handwerk, die Ritterschaft selbst nicht ausgenommen. In den Schwäbischen Dichtern finden sich Spuren genug, daß auch sie eben dieselbe zunftmäßige Einrichtung gehabt, welche nachmahls die Meistersänger so verächtlich gemacht hat. Überhaupt werden unter die Ursachen des nach dem dreyzehenten Jahrhunderte gesunkenen Geschmackes manche angegeben, welche eigentlich nicht dahin gehören, wobey ich mich aber nicht aufhalte. Genau zu

reden,

reden, kann man nicht einmahl sagen, daß der Geschmack zwischen der Schwäbischen Periode und der Reformation wirklich gesunken sey. Er wandte sich von dem Ritterstande zu den mittlern Classen, und da er sich hier auf eine größere Menge vertheilte, so nahm er freylich an Intensität ab, bis sich in der Folge Umstände ereigneten, welche dessen Intensität auch hier vermehrten. Eben daher rühret auch der Verfall der Dichtkunst. Sie war bisher ein Lieblingsgeschäft weniger Personen unter dem höhern Adel gewesen, und da hier der Geschmack zu allen Zeiten immer am feinsten ist, (versteht sich nach dem Verhältnisse des Ganzen,) so konnte sie hier noch auf eine erträgliche Art glänzen. Aber da sie sich nunmehr über den bürgerlichen Stand verbreitete, in welchem der Geschmack jetzt erst zu keimen anfing, so mußte sie nothwendig in Meistergesang ausarten.

Nachdem der Verfasser S. 125 = 135 etwas von den Meistersängern nach dem Wagenseil gesagt hat, liefert er S. 135 = 170 weitläufige Proben der Deutschen Prosa unmittelbar vor der Reformation aus Albrechts von Eib Buch von dem Ehestande, 1472, aus dem guldin Spiel von eben demselben Jahre, und aus einer alten Übersetzung des Bocaz. Dann folgt von S. 171 = 177 eine Beylage zur Karacteristik (Charakteristik)

teristik) der Meistersänger, welche doch bloß in einer langen Stelle aus dem Hans Sachs bestehet, diesem sonderbaren Manne, der in den neuesten Zeiten ein wenig zu sehr über seinen wahren Werth erhoben worden; denn sein lebhafter Witz und für seine Zeit fließende Sprache kann doch dem gänzlichen Mangel des reinen und guten Geschmackes nicht das Gegengewicht halten, ein Mangel, der jedes Product der schönen Litteratur auf immer verwerflich macht.

Im zweyten Abschnitte, S. 178 bis zu Ende des ersten Theiles kommt der Verfasser auf die Reformation. So vieles Recht man hatte, wenigstens hier bey dieser so wichtigen Periode eine allgemeine Schilderung des Geschmackes und der Ursachen seiner Entstehung und Verbreitung, zu erwarten, so wenig findet man doch davon; selbst nicht einmahl etwas von der bisherigen Schriftsprache, und den Ursachen ihrer Veränderung, welches doch wesentlich hierher gehöret hätte, außer das wenige, was etwa im folgenden davon vorkommen wird. Dagegen fängt sich dieser Abschnitt wieder so an, wie sich der vorige geschlossen hatte, nähmlich mit Proben aus Schriften dieser Zeit, den Verfall der Litteratur zu beweisen. Durch solche Bruchstücke gewinnet die Geschichte der Sprache nichts, wenn sie nicht durch die obigen Betrachtungen pragmatisch werden; am wenigsten

nützen

nützen sie, wenn sie so ohne allen Plan und Ordnung unter einander geworfen werden, wie hier, wo der Verfasser bald im sechzehenten, bald wieder im vierzehenten und funfzehenten Jahrhunderte ist, und ehe man es sich versiehet, von Luthern bis auf den Reineke Fuchs zurück springt. Sehr unbillig werden von S. 210-248 weitläufige Stellen aus dem Fischart angeführet, den herrschenden Ton der damahligem National-Satyre zu beweisen. Fischart war ein seltsamer verschrobener Kopf, der einige seiner Art, der also nicht zum Beweise des herrschenden Tones dienen kann; er war überdieß ein Affe des Rabelais, eines eben so verschrobenen Kopfes, welcher Witz und Laune auf die geschmackwidrigste Art mißbrauchte, kann also um deswillen nicht den National-Ton beweisen. S. 248 f. von Sebastian Brand, Johann Geyler von Kaisersberg, Samuel Frenzeln, Burkard Waldis, Gabriel Rollenhagen und andern Dichtern und Schriftstellern des sechzehenten Jahrhundertes.

S. 282 kommt der Verfasser, doch nur im Vorbeygehen, auf Luthern und sein Verdienst um die Sprache. „Da vorher, heißt es, wie ehemahls in Grie„chenland, die Schriftsteller jeder in seinem besondern „Dialect schrieben, so ward nun unvermerkt durch die „allgemein angenommene Bibel-übersetzung und durch

„das

„das herrschende Ansehen von Sachsen die Sächsische „Mundart Mode.“ Ich bemerke dabey: 1. Es ist nicht ganz richtig, daß vor der Reformation jeder Schriftsteller in seiner Provinzial-Mundart schrieb. Man hatte zu allen Zeiten in Deutschland eine Schriftsprache, deren sich alle Schriftsteller von Geschmack bedienten, nur daß sie, wie noch jetzt geschiehet, immer mehr oder weniger von ihrer eigenthümlichen Mundart einmischten. Man sehe die erste Abhandlung in dem ersten Stücke dieses Magazines. Allein diese Schriftsprache war unserm Verfasser ganz unbekannt, wenigstens erwähnt er ihrer nie. 2. Daß nicht Luthers Bibel-Übersetzung allein die Obersächsische Mundart zur Schriftsprache erhob und erheben konnte, wird aus dem schon gedachten Aufsatze hinlänglich erhellen. Allein, wenn man die Verbindung des Ganzen aus den Augen verlieret, und sich mit bloßen fragmentarischen Kenntnissen begnügt, so ist man immer in Gefahr, neben einander fortgehende Wirkungen einer dritten höhern Ursache einander als Ursache und Wirkung unterzuordnen. 3. Sehr richtig gestehet der Verfasser, daß das, was seit der Reformation Deutschlands Schrift- und höhere Gesellschaftssprache ward, die Obersächsische Mundart war; nur hätte er noch hinzusetzen sollen, die Obersächsische Mundart der höhern Classen. Da die

Schrift- und höhere Gesellschaftssprache gleichfalls nur für die obern Classen ist, so muß man Classe gegen Classe rechnen. Überhaupt gestehet man in dem südlichen Deutschlande den Obersächsischen Ursprung der heutigen Schriftsprache weit allgemeiner ein, als in manchen nördlichern Provinzen.

S. 284 steht ein Deutsches Gedicht Zwinglis, welches als noch ungedruckt, schätzbar ist, nur hier wieder ohne alle Verbindung und an der unrechten Stelle stehet. Es soll beweisen, daß Zwingli in der Sprache eben so sehr von Luthern abgegangen sey, als in Religions-Meinungen. Das war ganz natürlich; allein das that nicht Zwingli allein, er schuf sich auch so wenig eine neue Sprache als Luther. Die ganze Erscheinung rühret daher, weil Zwingli als ein Oberdeutscher die alte Schriftsprache beybehielt, Luther aber, als ein Obersachse, seiner Mundart folgte.

Von S. 295 an soll die grammatische Beschaffenheit der Sprache in diesem Zeitalter betrachtet werden; allein diese ganze Betrachtung schränket sich ganz wieder auf eine Menge Stellen aus Dichtern und Schriftstellern des 16ten Jahrh. ein, und noch dazu ohne Rücksicht auf die Mundart, indem Obersächsische und Oberdeutsche Verfasser unter einander geworfen sind. Dergleichen

chen sind Michael Striesel, Johann Agricola, Sebastian Frank und andere. S. 324 ist der Verfasser schon bey Opitz, Flemming, Logau, Rist, Hofmannswaldau und Lohenstein, der fruchtbringenden Gesellschaft, und Christian Günther, welche insgesammt sehr kurz abgefertigt werden, und damit ist die Geschichte der Deutschen Sprache bis auf die neuern Zeiten vollendet. Von S. 334 - 357 kommen in einer Beylage wieder Auszüge aus Hans Mich. Moscherosch von Wilstädt und Schuppius.

Der zweyte Theil ist der neuesten Geschichte der Sprache und Litteratur gewidmet. Die Einleitung enthält manche wahre, aber auch manche minder richtige Bemerkungen über den Zustand der Litteratur und Wissenschaften in Deutschland überhaupt. „Noch immer, heißt es S. 6, ist Teutschland in verschiedene „Staaten getheilt.“ Wünscht etwa der Verfasser das Gegentheil? Das wolle Gott nicht! Für Sprache und Litteratur würde dadurch wenigstens nichts gewonnen werden. Griechenland und Italien waren immer in verschiedene Staaten getheilet, und hatten doch eine schöne Sprache und Litteratur. Die folgenden Betrachtungen sind nicht treffender; allein ich übergehe sie um der Kürze willen.

S. 12. fängt der Verfasser die neueste Geschichte sogleich mit Bodmern und Breitingern an. Von der durch Thomasius und Wolf geschehenen Aufklärung der Köpfe und Verbreitung des gesunden Menschenverstandes, von der durch Gottsched gereinigten Sprache, und dem von ihm verdrängten Lohensteinischen Schwulste, von dem durch Kunstfleiß, Wissenschaften und Glanz des Hofes in Obersachsen, und zwar in der ersten Hälfte des gegenwärtigen Jahrhundertes in ganz Deutschland in Obersachsen allein, wieder hergestellten und allgemein verbreiteten guten Geschmack, und andern hier wesentlichen Umständen kein Wort.

Bodmer und Breitinger haben allerdings große Verdienste um die Sprache sowohl als Litteratur; allein es fehlten ihnen die zur Vollkommenheit so nothwendigen höhern Grade des feinen Geschmackes, daher geriethen sie und ihre Schüler auf Abwege, Schwulst und fremde Sylbenmaße. Gottscheds Schule fiel auf den entgegen gesetzten Abweg, hatte aber doch das Verdienst, daß aus ihr Männer hervor gingen, welche besser waren, als er selbst, und die Ehre des Geschmackes in der Sprache und Litteratur an seiner Statt behaupteten.

Von S. 13 bis 24 lange Stellen aus Liskov, nebst Wernicken, einem Vorläufer des guten Geschmackes,

Drollin-

Drollinger ist ganz vergessen, so wichtig auch der Mann in der Geschichte der Deutschen Litteratur bleibt, weil er mit Hallers Geist und Gellerts Wohlklang und Reinigkeit sang, ehe noch Gottsched und die Schweitzer Sprache und Geschmack geläutert hatten. Von Hagedorn und Haller S. 26 sehr kurz. Jener hatte seinen Geschmack in der großen Welt ausgebildet, daher stehet er in der Feinheit des Gefühles diesem so weit vor. Von Gellert, S. 26, 27, sehr schief und flach. Abts Ausspruch, daß man den Geschmack einer Nation nicht unter ihren Gelehrten und Leuten (Personen) von vornehmer Erziehung, sondern in den untern Classen zu suchen habe, ist so unwahr als möglich, und doch tritt der Verfasser demselben bey. Der Geschmack ist immer nur in den obern Classen einer Nation zu suchen; die untern kennen ihn selten.

Sehr richtig gestehet der Verfasser S. 28, daß das goldne Zeitalter der Deutschen Sprache und Litteratur sich um die Mitte des gegenwärtigen Jahrhundertes, angefangen habe; aber um die Aufsuchung der Ursachen ist er sehr unbekümmert. Statt dessen folgen von S. 29 an wieder schiefe Bemerkungen und lange Ausschweifungen über den Charakter und Bau der Sprache, auf deren Prüfung ich mich aber der Kürze wegen hier nicht einlassen kann. Der Verfasser spricht immer

viel von dem Charakter der Sprache, und behauptet, die Deutsche hätte erst in den neuern Zeiten einen festen Charakter bekommen. Ich zweiffele sehr, daß er sich selbst deutlich bewußt gewesen, was er mit diesem Ausdrucke habe sagen wollen. Ganz ungegründet ist es, daß die Deutsche Sprache, wie S. 48 behauptet wird, aus mehrern zusammen gesetzt ist.

S. 49 kommt der Verfasser auf mein Wörterbuch, und das erste, was er daran tadelt, ist, daß es zu viel Parteylichkeit für das Sächsische verrathe. Dieser Vorwurf fällt weg, so bald man sich überzeugt, was Hochdeutsch ist, und erwäget, daß ich kein allgemeines Deutsches Wörterbuch, sondern nur ein Hochdeutsches schreiben wollte, und daher die Wörter, Bedeutungen und Verbindungen, nicht anders als in Beziehung auf das Hochdeutsche beurtheilen konnte. Die übrigen Vorwürfe, z. B. der unnöthigen Anführung der figürlichen Bedeutungen, der Häufung der Beyspiele, ließen sich sehr leicht widerlegen, wenn es die Mühe belohnte. Sehr auffallend ungegründet ist der Satz, daß die zusammen gesetzten Substantiva, und Verba mit Vorsylben, (der Verf. nennt sie Ansteckwörter, ein herrliches Kunstwort!) in einem Wörterbuche unnöthig sind, weil die Bedeutung jedes Theiles eines solchen Wortes schon an und für sich bestimmt sey; wovon sich das Gegen-

theil

theil leicht durch tausend und mehr Beyspiele darthun läßt.

Sehr schwankend ist, was von S. 53 an von dem Einflusse der Schriftsteller auf die Sprache gesagt wird, wo immer gleichzeitige Wirkungen mit Ursachen verwechselt werden. S. 56 f. Vergleichung zwischen Bodmer und Klopstock zum Nachtheil des letztern, und von einigen neuern Dichtern. S. 77 Untersuchung der Frage, ob die Deutschen auch Laune haben. S. 84 von der Deutschen Prosa, sehr flach und obenhin. S. 87 von Übersetzungen, S. 88 von Journalisten und Kunstrichtern, S. 95 von dem Deutschen Theater, wo mit unter viel wahres und treffendes gesagt wird. S. 114 von dem Hange zum Unnatürlichen, vollkommen richtig, so wie S. 120 von der Barden-Schwärmerey. S. 128 wird, obgleich sehr kurz, von den häufigen Erziehungs- und Schul-Reformationen gehandelt, wo sich sehr viel Gutes hätte sagen lassen, weil sie stärker auf die Sprache und Litteratur wirken, als man gemeiniglich glaubt.

S. 131 bis zu Ende des Buches folgt endlich ein historischer Grundriß der Deutschen Kanzelberedsamkeit, welcher doch mehr aus einer Sammlung von Beyspielen, als aus einer pragmatischen Geschichte bestehet.

II.

Charktere teutscher Dichter und Prosaisten. Von Kaiser Carln dem Großen bis aufs (auf das) Jahr 1780. Berlin, 1781, 1½ Alph. in klein 8.

Ich verbinde diese Schrift mit der vorigen, weil sie beyde in der Anlage etwas ähnliches haben, nur daß das gegenwärtige sich ganz allein auf Charaktere der Schriftsteller einschränkt, und in diesem Stücke manche Lücken des vorigen ausfüllen kann.

In der Vorrede eifert der Verfasser, Herr Professor Kürner zu Mietau, wider die „schreibsüchtige Prah„lerey, Schriften mit Noten und Citationen anzufül„len.“ So wahr es ist, daß diese Anführung gemißbraucht werden kann, so wahr ist es doch auch, daß der entgegen stehende Abweg, besonders in historischen Schriften, der Wahrheit, und der Überzeugung des Lesers davon schadet, und daß die neuere Französische Gewohnheit, bloß für die angenehme Unterhaltung des Lesers zu sorgen, die Würde der Geschichte gar sehr erniedriget, und sie mit dem Romane in eine Classe setzt. Indessen vermisset man diesen Mangel an Anführungen und

Anmer-

Anmerkungen hier am wenigsten, weil der Verfasser bloß Charaktere und weiter nichts schreiben wollte.

S. 10. verwundert sich der Verfasser über die Unthätigkeit der Leipziger Gelehrten, welche die vielen in ihrer Stadt befindlichen Schätze der alten Deutschen Litteratur so wenig nutzen. — Nun, die Schätze, welche Leipzig in diesem Fache besitzet, sind so groß und wichtig eben nicht, und bestehen außer einer Abschrift des Sachsenspiegels, welche aber von Gärtnern schon hinlänglich beschrieben und genutzt worden, und einer neuern Abschrift des Renners bloß in einigen Gedichten aus der letztern Hälfte des Schwäbischen Zeitpunctes; und denn stellet man sich den Nutzen, welchen sich die Sprache von dergleichen Bemühungen versprechen kann, immer ein wenig zu groß vor.

In dem Werke selbst werden von 210 Deutschen Dichtern und Prosaisten Charaktere geliefert, welche allerdings mit vieler Kunst geschildert sind. Indessen stößt doch dem Leser immer der Zweifel auf, ob der Verfasser auch wohl eine andere Absicht gehabt habe, als bloß zu unterhalten und durch eine blühende Einbildungskraft zu vergnügen. Denn schon die Schwierigkeit, in so vielen Charakteren die Einförmigkeit und

Eintönigkeit zu vermeiden, mußte dem Verfasser Fesseln anlegen, und ihn nöthigen, mehr auf die Abänderung seiner Schilderungen, als auf ihre genaue Übereinstimmung mit den Urbildern bedacht zu seyn. Dieß abgerechnet, sind die Charaktere mit vieler Geschicklichkeit gezeichnet, und können immer als ein schönes Werk der Kunst, obgleich nicht als Urkunden oder Belege zu einer Geschichte der Deutschen Sprache und Litteratur betrachtet werden; denn für den Gang der ruhigen und unpartheyischen Geschichte ist die Einbildungskraft des Verfassers zu lebhaft, und ihr Reichthum artet nicht selten in Üppigkeit und Luxus aus.

Der Verfasser theilt den großen Zeitraum der Deutschen Litteratur in gewisse Perioden. Die erste fängt sich bey ihm mit Carln dem Großen an und gehet bis auf Friedrich I. Von Carln spricht er in Ansehung der Sprache nicht mit dem übertriebenen Enthusiasmus, wie einige Neuere zu thun gewohnt sind. Daß sich von Carls eigenen Arbeiten nichts erhalten hat, ist wohl ein sicherer Beweis, daß sie von keiner Bedeutung gewesen sind. Der erste Deutsche Schriftsteller, welcher hier aufgeführet wird, ist Gottfried, obgleich Kero und der ungenannte Übersetzer einer Schrift des Isidor unstreitig noch vor ihm und Carln dem Gro-

ßen

sen geschrieben haben. Die dem Ottfried in der Anmerkung beygelegte Erklärung der Psalmen gehöret nicht ihm, sondern Notkern zu. Ottfried, Notker und Willeram sind die einigen Schriftsteller, welche aus der ersten Periode aufgeführet werden, obgleich die ungenannten Verfasser des Siegesliedes auf Ludwig 3 und das Lobgedichtes auf den Erzbischof Anno eine vorzügliche Erwähnung verdient hätten, weil sich bey ihnen mehr Funken dichterischen Geistes finden, als in dem ganzen Ottfried.

Die zweyte Periode gehet von dem Kaiser Friedrich 1 bis auf Opitzen, und hätte billig in mehrere getheilet werden sollen, weil die Veränderungen, welche die Deutsche Litteratur in dieser langen Zeit erlitten hat, beträchtlich sind. In der Einleitung wird von der aufblühenden Dichtkunst in diesem Zeitraume gehandelt. Daß der Geist der Ritterschaft aus Scandinavien nach Deutschland gekommen sey, ist wohl unerweislich. Er konnte in Deutschland so gut einheimisch seyn, als in Norden, indem er eine Folge der Lehensverfassung und des jetzt überall aufkeimenden Luxus war. Von den Schwäbischen Dichtern werden nur einige der vornehmsten, Heinrich von Veldek, Walther von der Vogelweide, Wolfram von Eschelbach,

bach, Reinmar der Alte, Heinrich von Osterdingen und Reinmar von Zweter geschildert. Gleich auf diese folgen Johann Tauler, Hugo von Trimberg, Heinrich von Alkmar, der für den wahren Verfasser des Reinike Fuchs gehalten wird, ungeachtet er selbst ausdrücklich sagt, daß er es nur aus dem Wälschen in die Niederländische Sprache übersetzt habe. Ferner, Sebastian Brand, einer der feinsten Köpfe seines Jahrhundertes; Joh. Geiler von Kaisersberg, dessen Muse ein Unhold von zweydeutiger Art genannt wird; Kaiser Maximilian I; Melchior Pfinzing, der hier als Verfasser des Theuerdankes aufgeführet wird; Albrecht Dürer, der hier mit allem Rechte eine Stelle verdienet; Thomas Murner, der Aretin seiner Zeit; Hans Sachs, dessen poetisches Genie aber auch niedriger und schlechter Geschmack nicht verkannt werden. Um des letztern willen ist er in unsern Tagen, (welche um deswillen eben nicht verzärtelt genannt werden dürfen,) unlesbar. Ulrich von Hutten; Luther, mit Recht hier der größte Mann seines Zeitalters, aber daß er sich seine Sprachregeln im Deutschen selbst geschaffen habe, ist zu viel gesagt; er würde alsdann seine Absicht, von jedermann verstanden zu werden, gewiß verfehlet haben. Johann Fischart, dessen Laune Gerechtigkeit, seiner seltsamen Sprache aber ein wenig zu viel

Ehre

Ehre widerfähret. - Johann Spreng, Übersetzer verschiedener Dichter des Alterthums. Burkard Waldis, einer unserer ersten Fabeldichter, von welchem Hr. Gadebusch in seiner Liefländ. Bibl. einige bisher unbekannte Nachrichten ertheilet. Waldis hat für sein Zeitalter Verdienste; allein sie werden hier, wie die Verdienste mancher anderer Schriftsteller ein wenig zu enthusiastisch geschätzt. Sebastian Frank, ein bekannter Schwärmer und Wiedertäufer, verdient den Nahmen eines Philosophen und Denkers gewiß nicht in dem Grade, in welchem er ihm hier beygelegt wird, weil er sonst nicht der Schwärmer hätte seyn können, der er wirklich war. George Rollenhagen und Ge. Rud. Weckherlin.

Die dritte Periode gehet bey unserm Verfasser von Opitzen bis auf Hallern. Von des erstern und mancher anderer Verdiensten um die Sprache spricht der Verfasser in dem gewöhnlichen Ton derer, welche der Schriftstellern alles beylegen. Da sich die Schriftsteller jetzt immer mehr häufen, so will ich sie nicht einzeln anführen. Aber ungern habe ich hier nebst manchen andern den Aug. Buchner vermißt, welcher um den Geschmack seines Zeitalters, und selbst um Opitzens Ausbildung entschiedene Verdienste hatte.

Vierte

Vierte und letzte Periode, von Hallern bis auf das Jahr 1780, die stärkste, indem sie allein den ganzen zweyten Theil anfüllet, daher ich dem Verfasser hier noch weniger folgen kann. Ich bemerke daher nur überhaupt, daß dessen Schilderungen bey vielen Schriftstellern, z. B. Gottsched und Gellert, treffend und wahr sind, bey vielen aber auch in enthusiastisches Lob ausarten, wozu den Verfasser vornehmlich die einmahl erwählte bilderreiche und dichterische Schreibart verleitet zu haben scheinet. Die Sprache ist größten Theils rein und richtig, und würde es noch mehr seyn, wenn sich der Verfasser nicht in manche längst veraltete Wörter (z. B. bider, beginnen) verliebt, oder manche neue nicht analogisch richtige gewagt hätte, z. B. Bedeursamkeit, Elendigkeit, Mannheit der Sprache, für männliche Kraft, Männlichkeit, weilen für verweilen, Denker, ein aus mehr als einer Ursache verwerfliches Wort, u. s. f.

Inhalt.

Inhalt.

I.
Abhandlungen.

1.

Von der Orthographie fremder Nahmen und Wörter, S. 1.

2.

Von dem mildernden e im Hochdeutschen, S. 18

3.

Von zween, zwo, zwey, S. 37

4.

Verdienst der Schriftsteller um die Sprache, S. 45

5.

Von den Deutschen Schriftzeichen, S. 58

6.

Ersetzung des ausgelassenen Substantives durch Pronomina, S. 68

7.

Von der Ableitungssylbe ig, S. 78

8.

Vermischte Anmerkungen, S. 91

9. Herrn

Inhalt.

9.

Herrn D. Antons in Görlitz Beschreibung dreyer Fragmente einer alten Bibel-Übersetzung in Deutschen Versen, S. 103

II.

Recensionen.

10.

Herrn Prof. Meister's Geschichte der Deutschen Sprache, S. 130

11.

Charaktere Deutscher Dichter und Prosaisten, S. 152

Magazin

für die

Deutsche Sprache.

Von

Johann Christoph Adelung.

Ersten Jahrganges viertes Stück.

Leipzig, 1783.

auf Kosten des Verfassers.

In Commission zu haben auf der hiesigen Zeitungs-Expedition, in der Buchhandlung der Gelehrten, und in der Breitkopfischen Buchhandlung.

I.

Von dem Geschlechte der Substantive.

Es ist eine merkwürdige Erscheinung an den Sprachen, daß die Substantiva, oder Nahmen der selbständigen und als selbständig gedachten Dinge, in so vielen Sprachen nach dem Geschlechte in verschiedene Classen getheilet werden. Ich habe zwar davon in meinem Lehrgebäude der deutschen Sprache, S. 343. f. gehandelt, aber blos in Rücksicht auf die deutsche Sprache, daher ich hier ein wenig allgemeiner davon reden will, zumahl da ich dabey Gelegenheit haben werde, einen so wohl in meiner Sprachlehre, als auch in dem Lehrgebäude begangenen Fehler zu verbessern.

So viel ich weiß, hat keine Sprache mehr als drey Geschlechter für ihre Substantive, das männliche, weibliche und neutre. Richtiger fasset man sie auf zwey zusammen, das persönliche und sächliche Geschlecht, da sich denn das erste wieder in zwey Geschlechter, das männliche und weibliche abtheilet, das letztere aber das Genus neutrum der Lateiner ist. Der Grund davon wird sich aus dem folgenden ergeben. In man-

chen Sprachlehren nimmt man zwar oft noch mehr Geschlechter an, wie das Genus commune und Genus omne; allein das sind keine wahren Geschlechter, sondern entweder Abweichungen, oder auch nur verschiedene Anwendungen. Wenn man z. B. Pathe so wohl von dem männlichen als weiblichen Geschlechte gebraucht, der und die Pathe, er ist mein Pathe, sie war seine Pathe, so ist das mehr eine Ausnahme, als ein eigenes Geschlecht, und denn ist auch dieser Gebrauch nicht einmahl allgemein, indem in vielen Provinzen der Pathe als ein männliches Wort von beyden Geschlechtern gebraucht wird, sie war sein Pathe.

Es ist die Frage, woher diese Eintheilung der Substantive nach Geschlechtern in die Sprachen gekommen ist, und was für einen Nutzen sie in denselben hat. Daß man die Nahmen lebendiger Geschöpfe, welche in der Natur nach dem Geschlechte verschieden sind, auch in der Sprache nach eben diesem Umstande unterschied, läßt sich leicht begreifen. Allein wie konnten Menschen auf den wunderlichen Einfall gerathen, so vielen leblosen Dingen und selbst abstracten Begriffen ein Geschlecht beyzulegen, und sie dadurch gleichsam zu lebendigen Wesen umzuschaffen? Die Sache verdient eine kleine Untersuchung.

Court de Gebelin glaubt in ſeiner Grammaire univerſelle, welche den zweyten Band ſeines Monde primitif ausmacht, S. 76. f. man habe dieſe Eintheilung um deswillen eingeführet, um die Rede abwechſelnder, wohlklingender, und reitzender zu machen, und ſie gleichſam belebt und beſeelt darzuſtellen. Da er in dem ganzen Baude die Rede (ziemlich unphiloſophiſch,) als ein Gemälde behandelt, ſo ſpielt er auch hier mit dieſem Bilde. Ce qui rend la Nature, ſagt er, vraiment belle et animée, ce ſont les Etres animés. La plus belle campagne, la perſpective la plus intéreſſante, eſt froide et languiſſante, ſi l'on n'y aperçoit des Etres animés; und nachdem er auf dieſe Art noch eine Zeitlang fortgemahlet hat, ſchließt er endlich mit dem Satze, daß auch das Gemählde der Rede nicht anders reitzen und gefallen könne, wenn ihm nicht durch das von den Thieren entlehnte Geſchlecht Reitz und Leben ertheilet würde. Allein es läßt ſich darauf antworten: 1. der Urſprung des grammatiſchen Geſchlechtes der Wörter fällt in die roheſten Zeiten jedes Volkes und ſeiner Sprache, da man nur mit dem Bedürfniſſe, verſtanden zu werden, zu thun hatte, und an Abwechſelung, Reitz und Anmuth gewiß nicht dachte und denken konnte. Die letztere Abſicht ſetzt ſchon einen beträchtlichen Grad der Cultur voraus, und würde

sich annehmen lassen, wenn erwiesen werden könnte, daß das grammatische Geschlecht erst bey der Ausbildung der Sprache eingeführet worden. 2. Wäre dieses Geschlecht zu dem Wohlklange und zu der Abänderung so nothwendig, als hier behauptet wird, so würde es nicht so viele Sprachen geben, welche dieses Geschlecht gar nicht kennen, oder diese Sprachen müßten sehr eintönig, und aller Anmuth beraubt seyn, welches sie denn wohl schwerlich werden auf sich kommen lassen.

Der verdiente und scharfsinnige Hr. Rektor Meiner zu Langensalza, behauptet in seiner philosophischen Sprachlehre, S. 260 f. das grammatische Geschlecht habe mit dem physischen nichts gemein, sondern sey eine bloße Classification der Substantive, welche keine andere Absicht habe, als dadurch bey der Zusammenkunft mehrerer Substantive zu zeigen, auf welches von denselben jedes Bestimmungswort zu ziehen sey, welches besonders in solchen Sprachen erforderlich gewesen, wo die Bestimmungswörter ihren Substantiven bald vor, bald aber auch nachgesetzt werden. Er bestreitet hierauf die gewöhnliche Meinung, welche hier eine Nachahmung des thierischen Geschlechtes erblicket, mit folgenden Gründen: 1. Die guten Lateiner nenneten dieses Geschlecht nicht sexus, sondern genus, Classe. 2. Käme hier

das

das thierische Geschlecht in Betrachtung, so müßten alle Sprachen schlechterdings drey Geschlechter haben, weil sich unmöglich alle Dinge entweder als männlich oder weiblich betrachten ließen, daher man für diejenigen Dinge, deren Geschlecht man nicht bestimmen wollte oder konnte, ein drittes haben müsse. Nun aber habe man doch viele Sprachen, welche nur zwey Geschlechter hätten. 3. Wäre das thierische Geschlecht hier das Muster gewesen, so würden die Sprachen in dem Geschlechte der Wörter mehr übereinstimmen; allein es sey bekannt, daß sie in diesem Stücke gar sehr von einander abweichen.

Allein diese Behauptung hat eben das und noch mehr wider sich, als die vorige Meinung. 1. Die Classification der Substantive um ihrer Bestimmungswörter willen setzt schon weit mehr Nachdenken, Aufklärung und Scharfsinn voraus, als man bey den Menschen zu der Zeit annehmen kann, da sie ihre Substantiva nach Geschlechtern eintheilten. 2. Es giebt so viele Sprachen, welche gar kein grammatisches Geschlecht kennen, und doch findet man nicht, daß dieser Mangel bey ihnen Dunkelheit oder Verwirrung verursacht. 3. Diejenigen Sprachen, in welchen die Bestimmungswörter des Substantives jederzeit vor demselben stehen, wie z. B. die

Deutsche, würden dieses Hülfsmittel nicht nöthig haben, und doch theilen sie ihre Substantive in Geschlechter. 4. Das Hülfsmittel ist bey weitem nicht hinreichend, die angegebene Absicht zu erreichen, indem theils eben so oft Substantiva eines als verschiedenen Geschlechtes zusammen kommen, theils auch die Bestimmungswörter das Geschlecht nicht so genau bezeichnen, als in diesem Falle nothwendig seyn würde. Im Deutschen bezeichnen die Bestimmungswörter des Substantives, d. i. der Artikel, das Pronomen und das Adjectiv im Plurale gar kein Geschlecht, und selbst im Singular sind manche Casus entweder in allen drey Geschlechtern oder doch in zweyen gleichlautend, der gute Mann, die gute Frau, das gute Thier. Man würde also ein sehr unschickliches Mittel gewählet haben, die angenommene Absicht zu erreichen.

Auf die von dem Herrn Verfasser angeführten Gründe gegen die Nachahmung des thierischen Geschlechtes aber läßt sich, was den ersten betrift, antworten: die Lateinische Benennung beweiset hier wohl nichts, indem derselbe blos von der Vorstellungsart der ersten Lateinischen Sprachlehrer abhänget, und bey diesen gelehrte und philosophische Kenntnisse ihrer Sprache eben so selten waren, als sie es bey Deutschen und andern Sprachlehrern

lehrern zu seyn pflegen. Wer aus den bisher üblich gewesenen Deutschen grammatischen Kunstwörtern, z. B. Zwischenwort, Nebenwort, Geschlechtswort u. s. f. Beweis in Ansehung des Wesens und der Bestimmung der bezeichneten Sache hernehmen wollte, würde sich gar sehr betriegen. Überdieß erhellet aus einer Stelle in dem Cicero, daß genus für sexus, wenigstens nicht ganz ungewöhnlich gewesen: hominum genus in sexu consideratur, virile an muliebre sit. Endlich heben die Beysätze masculinum, femininum, neutrum, alle etwa noch übrige Zweifel. Die beyden übrigen Einwürfe werden sich im folgenden schicklicher beantworten lassen.

Ich sehe diese ganze Einrichtung als einen ehrwürdigen Überrest der ersten Kindheit des menschlichen Geschlechtes, und seines Verstandes an. In diesem Zustande, wo er mit den Dingen außer ihm und den Naturkräften noch so unbekannt ist, beurtheilt er alles nach sich, hält er alles für beseelt und belebt, alles so, wie sein Geschlecht, entweder für männlich oder für weiblich. Bey etwas mehr Aufklärung kommt er zwar, wenigstens in vielen Fällen, von diesem Irrthume zurück; aber dafür nimmt er nun überall höhere Wesen an, welche in den Körpern und durch sie wirken, und die denn wieder,

so wie er, entweder männlich oder weiblich sind. Beweise dieser dem rohen und noch ganz sinnlichen Menschen so eigenen Vorstellungsart, findet man nicht allein in den ältesten Büchern der heil. Schrift, in dem Homer und andern alten überbleibseln des menschlichen Verstandes, sondern auch noch heut zu Tage unter allen rohen und sinnlichen Menschen sehr häufig. Ich kann dieses nicht besser ausdrucken, als mit Hrn. Herders Worten, in der Abhandl. über den Urspr. der Sprache, S. 82 f. „Indem die ganze Natur tönt, heißt es daselbst, so ist „einem sinnlichen Menschen nichts natürlicher, als daß „sie lebt, sie spricht, sie handelt. Jener Wilde sahe „den hohen Baum mit seinem prächtigen Gipfel und „bewunderte: Der Gipfel rauscht! das ist webende „Gottheit! der Wilde fällt nieder und betet an! — „Bey den Wilden von Nord-Amerika ist noch alles be„lebt; jede Sache hat ihren Genius, ihren Geist, und „daß es bey Griechen und Morgenländern eben so ge„wesen, zeugt ihr ältestes Wörterbuch und Gramma„tik, — sie sind, was die ganze Natur dem Erfinder „war, ein Pantheon, ein Reich belebter, handelnder „Wesen. Indem der Mensch aber alles auf sich bezog, „indem alles mit ihm zu sprechen schien, und wirklich „für oder gegen ihn handelte, indem er also mit oder „dagegen Theil nahm, liebte oder haßte, und sich alles

„mensch-

„menschlich vorstellte; so drückten sich alle diese Spuren „der Menschlichkeit auch in die ersten Nahmen. Auch „sie sprechen Liebe oder Haß, Fluch oder Segen, Sanf„tes oder Widrigkeit, und insonderheit wurden aus „diesem Gefühl in so vielen Sprachen die Artikel *). „Da wurde alles menschlich, zu Weib und Mann per„sonificirt; überall Götter, Göttinnen, handelnde, bös„artige oder gute Wesen! der brausende Sturm und „der süße Zephyr, die klare Wasserquelle und der mäch„tige Ocean — ihre ganze Mythologie liegt in den „Fundgruben, den Verbis und Nominibus der alten „Sprachen, und das älteste Wörterbuch war so ein tönen„des Pantheon, ein Versammlungssaal beyder Geschlech„ter, als den Sinnen des ersten Erfinders die Natur. „Hier ist die Sprache jener alten Wilden, ein Studium „in den Irrgängen menschlicher Phantasie und Leiden„schaften, wie ihre Mythologie u. s. f.“

Nunmehr ist es auch nicht schwer zu begreifen, nach welchen Gründen man diese Geschlechter vertheilete. Ein jedes Ding, welches männlichen Eigenschaften ähnlich war, wenn es Stärke, Lebhaftigkeit, Wirksamkeit, Erhaben=

*) Doch nur so fern die Artikel in manchen Sprachen das Geschlecht sehr genau bestimmen; denn eigentlich haben sie eine andere Absicht.

habenheit besaß, mit einer mittheilenden, hervorbringenden und thätigen Kraft begabt war, war ein männliches Wesen, und dessen Nahme ward ein männliches Substantiv. Hingegen wenn ein Gegenstand weibliche Eigenschaften verräth, wenn er mehr Reitz als Stärke, mehr Sanftes als Lebhaftigkeit, mehr Feinheit als Kraft besitzt, und sich überhaupt mehr leidend als thätig verhält, so sahe man es als ein weibliches Wesen an, und folglich ward dessen Nahme weiblichen Geschlechts.

Aber diese rohen und ganz sinnlichen Menschen so natürliche Vorstellungsart, wie viel Schwankendes und Willkührliches hat sie nicht? Und wie viel kommt hier nicht auf die individuelle Empfindungs- und Vorstellungsart jedes Volkes an? Hierin liegt denn auch die Ursache, warum der Nahme eines und eben desselben Dinges bey dem einen Volke männlich, bey dem andern aber weiblich ist. Die Sonne ist dem Griechen und Römer ein wirksames, alles durch sein Licht und seine Wärme befruchtendes, dem Deutschen ein sanftes, reizendes, erquickendes Wesen. Bey den beyden ersten ist der Mond weiblich, weil sein Licht schwächer und sanfter ist, als das Licht der Sonne; bey dem Deutschen hingegen ist er männlich, weil man ihn als die wirkende Ursache der vornehmsten Zeittheile ansahe,

und

und vielleicht auch, weil man schon sehr frühe an seine Einflüsse in die Erde und in die menschlichen Schicksale glaubte. Und so mit andern Wörtern mehr. Merkwürdig ist, daß die Abstracte bey den meisten Völkern weiblich sind, weil das Leidende in ihrem Begriffe so merklich hervorsticht.

Da die Natur eigentlich nur zwey Geschlechter kennet, so glaube ich, daß die ersten und ältesten Sprachen deren auch nicht mehrere gehabt haben. Die Hebräische und ihre morgenländischen Schwestern, z. B. die Arabische, haben deren wirklich nicht mehr. So auch die Coptische, die Indostanische, die Aethiopische, die alte Angelsächsische, und von neueren Sprachen die Französische, Spanische und Portugiesische, deren Wörter insgesammt entweder männlichen oder weiblichen Geschlechtes sind.

Es scheinet, daß das menschliche Geschlecht, als es durch zunehmende Erfahrungen immer mehr aufgekläret worden, die Unschicklichkeit empfunden, sich alle Dinge und Begriffe entweder männlich oder weiblich zu denken. Daher entwickelte sich in den spätern Sprachen nach und nach ein drittes Geschlecht, das Genus neutrum, oder besser, das sächliche Geschlecht, unter welches man alle diejenigen Dinge brachte, bey welchen es

einleuchtete, daß man sie nicht als lebendige Wesen betrachten, folglich ihnen auch kein thierisches Geschlecht beylegen könnte; coelum, verbum, das Haus, das Wort. Und dieses Geschlecht ließ sich denn auch füglich auf solche Nahmen anwenden, mit welchen man lebendige Dinge ohne Rücksicht auf ihr physisches Geschlecht bezeichnen wollte: das Pferd, das Schwein, das Huhn, das Thier.

Dieses dreyfache Geschlecht findet sich nur vorzüglich in denjenigen Sprachen, welche zur Zeit der mittlern Cultur des menschlichen Geschlechts entstanden sind, z. B. der Griechischen, Lateinischen, Mösogothischen, Deutschen, Isländischen, Schwedischen, Albanischen, Slavonischen und allen ihren Töchtern, der Russischen, Pohlnischen, Böhmischen, Wendischen u. s. f.

Die Dänische Sprache weicht von allen mir bekannten darin ab, daß sie nur zwey Geschlechter kennet, das persönliche, welches ohne allen nähern Unterschied von männlichen und weiblichen Dingen gebraucht wird, und das sächliche, welches mit dem Genere neutro anderer Sprachen übereinkommt.

Ich habe in meinem Lehrgebäude behauptet, daß die Vertheilung der Substantive nach Geschlechtern so tief

in der menſchlichen Vorſtellungsart gegründet ſey, daß ſie ſich in allen bekannten Sprachen finde. Allein in dem letztern Satze habe ich mich geirret, wovon mich ſchon die Engliſche Sprache hätte überzeugen können, wenn ſie mir eben eingefallen wäre. Wir haben wirklich ſehr viele Sprachen, worin die Subſtantive gar nicht nach Geſchlechtern eingetheilet werden, und zwar ſo wohl in Aſien, als in Europa, Afrika und Amerika. Ich will nur einige zur Probe anführen, und zwar nur ſolche, von welchen ich Sprachlehren bey der Hand habe.

Die Chineſiſche, welche überhaupt viel eigenes vor allen bekannten Sprachen hat, welches die Betrachtung eines Sprach-Philoſophen verdienet. Genera ſunt nulla, ſagt Bäyer von ihr in ſeinem Muſeo Sinico. S. 19.

Die Malayiſche. Ge. Heinr. Werndly ſagt von ihr in ſeiner Maleiſche Spraakkunſt, Amſterdam, 1736, gr. 8, S. 55. f. De naamwoorden (Subſtantiva) zyn by de Maleiers geen verandering ten opzicht van hun geſlacht, getal, of naamval, in hunnen uitgang, onderworpen; ſchoon 't geſlacht en getal in eenige Arabiſche woorden mag gehouden worden, gelyk in 't Arabiſch; maar zy worden door eene omſchryving te kennen gegeven.

Die

Die Persische. Nomina persica siue substantiva, siue adiectiua fuerint, genera non distinguunt. Hinc generis notas plane nullas habent. Angeli a S. Josepho Gazophylaz. linguae persicae, S. 12.

Die Türkische. Genus vnicum est seu inuariabile, Andr. dii Ryer in Rudim. linguae Turc.

Die Amharische oder Abyssinische. Inanimata genere prorsus carere videntur. Job. Ludolf in Lexico Amhar. S. 40.

Von Europäischen, die Ungarische, Finnländische, Esthnische, Lappländische und Englische.

Von Amerikanischen die Chilougische in Chili, nach des Bern. Havestadt Rebus Chilens.

Alle diese Sprachen haben indessen Mittel, das physische Geschlecht, wenn es ausdrücklich bezeichnet werden muß, entweder durch Ableitungssylben oder auch durch Umschreibung zu bezeichnen, welches denn oft die Sprachlehrer verleitet, wirklich zwey Geschlechter in diesen Sprachen anzunehmen. So wird in Königs Engl. Grammatik ausdrücklich behauptet, daß die Engländer drey Genera haben, wie die Deutschen, und doch kommt der ganze Unterschied des Geschlechts entweder auf die Ableitungssylbe ess oder auf die vorgesetzten Wörter the

und

und she, cock und hen u. s. f. an. Allein ein anderes ist, Mittel haben, das physische Geschlecht, da wo es nothwendig ist, bezeichnen zu können, und ein anderes, allen Dingen und ihren Nahmen ein gewisses Geschlecht beylegen. Das sicherste Mittel, die Abwesenheit des grammatischen Geschlechtes in einer Sprache zu erkennen, ist dieses, wenn die Bestimmungswörter des Substantives, z. B. die Artikel und Adjectiva kein Geschlecht annehmen, welches von der Englischen Sprache unläugbar ist.

Es ist der Mühe werth, die Ursachen zu untersuchen, welche manche Sprachen haben konnten, dieses grammatische Geschlecht wieder zu vernachlässigen. Ich glaube, es sind solches vornehmlich folgende zwey. 1. Die grössere Aufklärung des menschlichen Geschlechtes, welches von den Irrthümern seiner Kindheit nach und nach zurück gekommen ist, und daher in den neuern Sprachen, zu welchen es während dieser Aufklärung veranlasset worden, dieses grammatische Geschlecht wieder vernachlässiget hat. 2. Eine mehrmahlige wesentliche Veränderung einer Sprache und Vermischung mit andern. Wir haben viele Sprachen, von welchen diese Vermischung bekannt ist, z. B. die Englische, Türkische, Persische u. s. f. Da nun das verschiedene Geschlecht, welches ein-

und eben dasselbe Ding in zwey und mehtern zusammen fließenden Sprachen hat, Verwirrung verursachen mußte, so ließ man das Geschlecht ganz fahren, zumahl da man bey mehrerer Aufklärung von dem Mangel des Nutzens desselben dunkel überzeugt werden mußte. Ich glaube, diese Ursache wird in den meisten Fällen die einige wahre seyn. Von der Englischen scheinet sie es unstreitig zu seyn, weil sie aus der Angelsächsischen und Französischen zusammen geschmolzen ist.

Die Art, wie die Sprachen, welche ihre Substantive nach Geschlechtern eintheilen, dasselbe in jedem einzeln Falle bezeichnen, verdiente gleichfalls eine Erwägung, indem manche Sprachen das Geschlecht durch eigene Endungen an den Substantiven ausdrücken, wie die Griechische und Lateinische, andere keine solche Geschlechtsendungen haben, wie die Deutsche, und mit ihr viele andere Sprachen, daher das Geschlecht hier in den meisten Fällen nur aus den Bestimmungswörtern, und besonders dem Artikel erkannt werden kann. Allein es würde mich dieses hier zu weit führen, daher ich diesen Aufsatz mit einigen wenigen Anmerkungen beschließen will. 1. Das Geschlecht der Substantive hängt ganz von der Vorstellungsart ab, welche sich die Urheber jeder Sprache von den Dingen und ihren Eigenschaften

machten,

machten, und nach ihrer eingeschränkten Kenntniß machen konnten. Daher weicht es nicht allein in mehrern Sprachen, sondern auch in mehrern Mundarten einer und eben derselben Sprache so sehr ab, indem dasjenige Wort, welches in der einen Sprache oder Mundart männlich ist, in der andern weiblich, und in der dritten sächlich ist. Wie sehr die Deutschen Mundarten in Ansehung des Geschlechtes vieler Wörter abweichen, erhellet zum Theil aus meinem Lehrgebäude, Th. 1, S. 361 f. 2. Da das Geschlecht der Wörter ganz von der individuellen Empfindungs- und Vorstellungsart der ersten Spracherfinder abhängt, so läßt sich auch in allen Sprachen davon so wenig nach Regeln bestimmen, indem, die wenigen Fälle ausgenommen, wo das physische Geschlecht zur Richtschnur dienet, das Geschlecht der meisten übrigen Wörter bloß aus der Übung erlernet werden muß. 3. Eben dieses macht aber auch die Erlernung mancher Sprachen so schwer, besonders solcher, welche keine eignen Geschlechtsendungen für die Substantive haben. Da nur das Geschlecht heut zu Tage keinen erweislichen Nutzen mehr hat, indem die oben angeführten Sprachen es ohne allen Nachtheil entbehren können, so kann man es eben für keinen Vorzug einer Sprache halten, daß sie es hat, ob es gleich ein wichtiger Beweis ihres ehrwürdigen Alterthumes ist.

Hätten Sprachlehrer, und Schriftsteller überhaupt, das Recht, willkührliche Veränderungen in einer Sprache vorzunehmen, oder wie sie es lieber nennen, ihre Sprache auszubilden, so würde ihnen die Abschaffung des Geschlechtes vorzüglich zu empfehlen seyn, weil es die Erlernung der Sprachen nur erschweret, ohne einen verhältnißmäßigen Nutzen zu haben.

2.

Von der Declination fremder Wörter und Nahmen.

Viele fremde Wörter haben im Deutschen bereits das Bürgerrecht bekommen, und diese machen weiter keine Schwierigkeit, weil sie so wie andere Bürger auf Deutsche Art decliniret werden. Allein eine große Menge anderer hat noch ihre ganze ausländische Gestalt, und da ist man oft in Verlegenheit, ob und wie man sie im Deutschen declinieren soll, und im letztern Falle, ob solches auf Deutsche oder auf ihre eigene Art geschehen müsse.

Da die Sprachen, aus welchen diese Wörter entlehnet sind, in Ansehung der Declination verschiedenen Analogien folgen, und diese Analogien wieder von der Deutschen unterschieden sind, so erhellet schon daraus, daß sich nicht für alle Wörter dieser Art eine allgemeine Regel angeben lasse, sondern daß man für jede Classe von Wörtern diejenige Analogie aufsuchen müsse, welche der Verständlichkeit, dem grammatischen Wohlstande, und der eigenen Art jeder Sprache am gemäßesten ist.

Der vornehmste Unterschied beruhet darauf, daß einige von den fremden Sprachen vollständige Declinations-Zeichen haben, wie die Griechische und Lateinische, andere aber gar keine, und höchstens nur die Mehrheit im Plural bezeichnen. Von beyden unterscheidet sich die Deutsche Declination, indem sie zwischen beyden in der Mitte stehet, und nur einige Casus aber nicht alle bezeichnet. Es ist daher nothwendig, von jeder Classe besonders zu reden.

I. Declination der Lateinischen Wörter.

Da die Griechischen Wörter und Nahmen, welche im Deutschen gebraucht werden, durch die Lateinische Sprache zu uns gekommen sind, und beyde Sprachen, überhaupt genommen, in der Declination sehr übereinkommen, so darf ich die Griechischen Wörter hier eben nicht besonders nennen, sondern sie folgen insgesammt der Analogie der Lateinischen.

Beyde Sprachen unterscheiden sich von den meisten übrigen dadurch, daß sie vollständige Declinations-Zeichen haben, d. i. jeden oder doch fast jeden Casum durch seine eigene Biegungssylbe andeuten können. Sie haben daher eigene Biegungssylben selbst für den Nominativ des Singulars, welcher gemeiniglich zugleich das Geschlecht

schlecht bezeichnet; Mens-a, Domin-us, Ign-is. Die Deutsche Sprache weiß von dieser Geschlechts- und Biegungssylbe des Nominatives nichts, sondern bezeichnet im Singular nur am häufigsten den Genitiv, und seltener den Dativ. Zwar hat man im Deutschen in vielen Fällen eine eigene Endung für den Nominativ des Plurales; allein diese druckt nur den Umstand der Mehrheit überhaupt, nicht aber das Verhältniß des Nominatives in der Mehrheit aus. Außer dem bezeichnet die Deutsche Declination im Plural nur allein den Dativ und weiter nichts, dagegen die Griechische und Lateinische Sprache außer dem noch den Genitiv, und oft auch den Accusativ andeuten.

Ich setze als bekannt voraus, daß die Casus-Zeichen, d. i. diejenigen Sylben, welche den und jenen Casum bezeichnen, weder leere noch willkührliche Schälle sind, dergleichen in den Sprachen überhaupt nichts ist, sondern daß sie das Verhältniß, welches durch jeden Casum angedeutet werden soll, dunkel ausdrucken; ich sage dunkel, weil die ganze Flexion bey der Kürze der dazu gebrauchten Sylben nur dunkle Begriffe gewähren kann.

Nachdem dieses vorausgesetzt worden, will ich erst die fehlerhaften Arten, wie die Lateinischen Wörter seit einiger Zeit behandelt zu werden pflegen, anzeigen, und dann die bessern bemerken.

1. Man gebraucht den Nominativ des Singulares ungeändert durch alle Casus, und oft auch im Plural, und glaubt, daß der vorgesetzte Deutsche Artikel den Casum bereits hinlänglich bezeichne: das Verbum, des Verbum, dem Verbum, Plural, die Verbum, der Verbum, den Verbum; ich bedaure, daß ich nicht Gelegenheit gehabt, eine vortrefliche Editio princeps zu sehen, in der Vorrede zu dem übersetzten Harwood. Oder wenn es hoch kommt, so bezeichnet man allenfalls den Plural, doch so, daß man dessen Nominativ auf die obige Art durch alle Casus unverändert gebraucht; die Versammlung der Professores; die erste Ausgabe der Officia Ciceronis, oder von den Officia Ciceronis; ich ward im Strande (in den Stand) gesetzt, die Ausgaben von vielen Editiones principes zu berichtigen, in dem übersetzten Haywood. Allein, wenn man erwägt, daß die Biegungssylbe jedes Casus ihr eigenes bestimmtes Verhältniß bezeichnet, welches jeder, welcher im Latein nicht ganz unerfahren ist, wenigstens dunkel empfindet, so müßte man ein sehr hartes Gefühl haben, wenn man das Widrige dieser Art zu decliniren nicht empfinden sollte, indem man daselbst das Verhältniß des Nominatives an dem Worte selbst, das Verhältniß eines andern Casus aber an seinem Bestimmungsworte, oder dem Artikel ausdruckt. Hierzu kommt

noch,

nach, daß der Artikel kein bloßes Casus-Zeichen ist, sondern eine ganz andere Bestimmung hat. Was die Barbarey an dieser Declination noch vermehret, ist dieses, daß der Artikel, so wie alle Bestimmungswörter in allen Sprachen, den Casum und das Geschlecht ihres Substantives annehmen müssen. Hier aber stehet das Substantiv in dem Nominative, und der Artikel in einem jeden andern beliebigen Casu.

2. Oder man läßt zwar den Nominativ des Lateinischen Wortes ungeändert, hänget ihm aber, wo es angehet, Deutsche Declinations-Sylben an: der Concursus, des Concursusses, dem Concursusse, Plur. die Concursusse; die Corpusse des Delictums; des Verbums, des Adverbiums. Da man denn wohl gar im Plural den Niederdeutschen Biegungs-Laut s anzuhängen pflegt, welcher nicht einmahl Hochdeutsch ist: die Verbums, die Adverbiums, die Pronomens, die Paters, die Confraters. Diese Art zu declinieren ist, wo möglich, noch barbarischer, als die vorige, wovon man sich, wenn man es nicht auch schon empfinden sollte, doch leicht überzeugen kann, wenn man nur erwäget, daß in einem solchen Worte zwey Biegungssylben zusammen kommen, eine Lateinische, welche den Nominativ der Einheit bezeichnet, und eine Deutsche,

welche den Genitiv, oder wohl gar einen oder den andern Casum der Mehrheit ausdruckt. Ich weiß nicht, ob sich in Sprachen noch etwas erdenken läßt, welches mehr barbarisch wäre. Hierzu kommt noch, daß das s, wenn es den Plural bilden soll, nicht einmahl eine Hochdeutsche Declinations-Sylbe ist.

Man führet zur Entschuldigung dieser höchst verwerflichen Declinations-Arten an, daß man Ungelehrten dadurch den Gebrauch der Lateinischen Wörter erleichtern wolle. Allein, was haben diese mit solchen Wörtern zu schaffen, und was kann ihnen mit dieser Erleichterung gedient seyn. Sind sie so unwissend, daß sie kein Lateinisches Wort decliniren können, so werden sie es auch gewiß nicht verstehen, und daher sollten sie sich schlechterdings nicht damit bemengen, sondern bey ihrer lieben Muttersprache bleiben. Überdieß wüßte ich auch beynahe keinen einigen wirklichen Gelehrten, oder nur einen der Römischen Sprache kundigen Mann, bey welchem ich diese Art zu decliniren angetroffen hätte.

Die einigen rechtmäßigen und der Natur beyder Sprachen angemessenen Wege, diese Wörter zu behandeln, sind demnach folgende.

1. Daß man diese Wörter auf deutsche Art declinire, aber nicht gerade zu und ohne Unterschied. Ich habe

im vorigen schon gesagt, daß die Lateinischen Wörter meistentheils mit einer eigenen Endung für den Nominativ versehen sind; dergleichen Wörter lassen sich nun eigentlich nicht, wenigstens nicht ohne Vorbereitung auf deutsche Art decliniren, weil wir sonst wieder auf die vorige barbarische Verbindung einander widersprechender Casus-Zeichen gerathen würden. Man merke demnach folgendes. 1) Diejenigen Griechischen und Lateinischen Wörter, welche im Nominative des Singulars keine eigentlichen Casus- und Geschlechtszeichen haben, und folglich deutschen Substantiven ähnlich sehen, lassen sich nach einer der deutschen Declinationen biegen; z. B. der Onyx, des Onyxes, die Onyxe; der Styx, des Styxes, dem Styxe, die Styxe; der Jaspiß, des Jaspisses, dem Jaspisse, die Jaspisse; der Rumōr, des Rumores, dem Rumore, die Rumore; welche alle meiner ersten Declination folgen. Ferner, der Charakter, des Charakters, Pl. die Charakter; der Marmor, des Marmors, die Marmor; der Archiater, des Archiaters, die Archiater; der Sequester, des Sequesters, die Sequester; gerade so wie im Deutschen der Anker, des Ankers, die Anker. Ferner gehören dahin weibliche Wörter auf ein e, weil hier die fremde Geschlechtssylbe mit dem deutschen weiblichen e übereinkommt, daher die meisten Wörter dieser Art

sich nach der siebenten deutschen Declination bequemen: die Ekloge, die Eklogen; die Ode, die Oden. So auch die eigenen Nahmen: Cäsar, Cäsars, Cäsarn; Cicero, Ciceros oder besser, Cicero's; Solon, Solons; Chloe, Chloens, Chloen; Jevs, Jevsens, Jevsen; Ajax, Ajaxens, Ajaxen; wo die deutsche Declination nichts Widriges hat, weil diese Wörter mit keiner eigenen Biegungssylbe für den Nominativ versehen sind, daher sie als Wurzelwörter gelten, welche sich nach jeder Sprache biegen lassen.

2. Allein, da die Lateinischen und Griechischen Substantiva nur selten aus solchen unausgebildeten Wurzeln bestehen, so lassen sich auch nur wenige auf solche Art decliniren. Die meisten sind mit allerley Nachsylben versehen, welche theils diesen Sprachen allein eigen sind, und daher der deutschen Declination im Wege stehen. Diese Nachsylben sind nun: 1) wahre Ableitungssylben, welche wesentlich zu dem Begriffe des Wortes gehören, und daher auch von demselben nicht getrennet werden können: magist-er, nom-en, verb-um, ad-verbium, daher nicht erlaubt ist, z. B. das Verb, oder Adverb zu sagen, eben so wenig, als es erlaubt ist Archipelagus, Hercules, Origenes, Diogenes u. s. f. in Archipel, Hercul, Origen und Diogen zu verkür-

kürzen; weil hier wahre Ableitungssylben, welche zum Begriffe des Wortes gehören, weggeworfen werden. Mag es doch seyn, daß die Französische Sprache dergleichen Verstümmelungen erlaubt; alle ihre Wörter sind durch mehrmalige Vermischung mit andern Sprachen schon längst verstümmelt worden, daher ihre Sprache, welche fast nichts eigenes mehr hat, an diese Verunstaltungen schon längst gewöhnt ist. Nicht so die Deutsche, deren Bau sich noch ganz rein und unverfälscht erhalten hat, daher man es sogleich wenigstens dunkel empfindet, wenn ein wesentlicher Theil des Wortes mangelt. Daher sind auch alle verstümmelte eigene Nahmen, wie Franz, Hans, Claus, Matz, Heinz, u. s. f. niedrig und der edlen Schreibart unwürdig. Allein, wenn sich nun eine Ableitungssylbe auch nicht wegwerfen läßt, so läßt sie sich doch oft mit einer gleich bedeutenden Deutschen vertauschen. Für Linea, Columna, Epicuraeus, Arianus, Decembris, Athenienſis, Familia, Aegyptius, kann man Linie, Columne, Epicuräer, Arianer, December, Athenienser, Familie, Ägyptier sagen. In noch andern Fällen läßt sich nach dem Vorgange der Franzosen ein Consonant aus den Casibus obliquis heraufnehmen, um dem Nominative eine deutsche Gestalt zu geben: Dignität, Quantität, Sermon, Horizont, Adoption, Nation, Arianr, Demant,

mant, Client, Patient, Opponent, u. s. f. von Dignitas, Adoptio, Natio, Atlas, Demas für Adamas, Cliens, Patiens, Opponens. Oder 2) es sind Biegungssylben, d. i. solche Sylben, welche entweder das Geschlecht oder den Nominativ, und oft beyde zugleich bezeichnen. Da die deutschen Substantiva keine Geschlechts- und Biegungssylben für den Nominativ haben, so können die damit versehenen fremden Wörter auch nicht ehe auf deutsche Art declinirt werden, als bis jene weggeworfen worden. Die Ursache ist leicht einzusehen, zweyerley Biegungssylben aus verschiedenen Sprachen, welche einander widersprechen, sind in jeder Sprache barbarisch. Folglich Form, Ideal, Canal, Scandal, Audienz, Capellan, Delphin, Monarch, Februar, Atheist, Attribut, Bibliothek, Diplom, Element, Apostel, Duel, Singular, Plural, Syntax, von Forma, Ideale, Canalis, Scandalum u. s. f. Da sich denn nach weggeworfener Biegungssylbe die vorhergehende fremde Ableitungssylbe oft mit einer Deutschen vertauschen läßt: Register, Fabel, Formel, Insel, Artikel, Discipel, Scrupel, Titel, von Registrum, Fabula, Formula, Insula, Articulus, Discipulus, Scrupulus und Scrupulum.

Welche Lateinische Nachsylben nun eine oder die andere dieser Behandlungsarten verstatten, habe ich in

mei-

meiner Sprachlehre und in meinem Lehrgebäude ausführlich gezeiget, daher ich solches hier nicht wiederholen will.

Allein wenn sich nun ein Wort nicht auf eine der vorigen Arten behandeln läßt, besonders wenn es sich auf eine bloße Ableitungssylbe endigt, welche nicht weggeworfen werden darf, und sich doch auch nicht mit einer gleich bedeutenden Deutschen ersetzen läßt, da ist kein anderes Mittel übrig, als z. ein solches Wort, wenn man es nicht entbehren kann, auf seine eigenthümliche Art zu declíniren, weil jede andere Art eine wahre Barbarey seyn würde. Folglich: die Stelle dieses Adverbii, die Abweichung mancher Verborum, die Verbindung des Nominis mit dem Verbo, von dem Examine weggehen. Ich weiß nicht, was für Schwierigkeiten man in den neuern Zeiten hierin gefunden hat. Sollten unsere heutigen Mode-Schriftsteller des Lateines schon so sehr entwöhnet seyn, daß sie die wenigen im Deutschen vorkommenden Wörter auch nicht einmahl mehr zu declinieren wüßten? Glaubt man, daß der Gebrauch des Wortes selbst den guten Geschmack nicht beleidiget, so ist solches von der Lateinischen Declination gewiß nicht zu besorgen, zumahl da jede andere Behandlungsart, wie aus dem obigen erhellet, barbarisch, d. i. wider die Analogie beyder Sprachen ist.

II. Declination der Französischen Wörter.

Die alte Vorliebe der Deutschen zu Frankreichs Cultur, Sitten und Sprache, hat von Zeit zu Zeit eine Menge Französischer Wörter in die Deutsche Sprache gebracht, welche nunmehr zum Theil unentbehrlich geworden sind, daher es nur darauf ankommt, sie gehörig zu declinieren. Allein da diese Wörter in Ansehung der Aussprache von je her auf verschiedene Art behandelt worden, so lassen sie sich auch nicht insgesammt nach einer und eben derselben Analogie decliniren.

1. Einige werden entweder ganz oder doch zum Theil, besonders in der Endsylbe, auf Deutsche Art ausgesprochen, welches denn ein Beweis ist, daß die Sprache einmahl auf dem Wege war, sie zu Bürgern aufzunehmen. Alle diese Wörter lassen sich nach einer der Deutschen Declinationen beugen. Z. B. nach meiner ersten: Accord, Affront, Credit, Baldachin, Concert, Coujon, Harlekin, Marquisat, Postillon, Profit, Project; wohin auch alle auf ein betontes l, auf ir, und auf ein geschärftes et, ot und out gehören: Carousſel, Cartel, Ceremoniel, Ballet, Billet, Blanquet, Cabinet, Schafot. Da diese Wörter einmahl nach Deutscher Art gesprochen werden, und ihre Endsylbe geschärft ist, so sollte man auch billig den End-Consonanten verdoppeln,

yeln, weil er in der Verlängerung des Wortes schlechterdings doppelt lautet: Cartell, des Cartelles, die Cartelle, das Cabinett, des Cabinettes, die Cabinette. Ferner nach der zweyten, viele auf ent, wenn es nach Deutscher Art lautet: Avertissement, Detachement, Parlament, Regiment. Nach der Dritten: Caliber, Constabler, und alle auf ier, wenn sie auf Deutsche Art gesprochen werden, nur daß sie im Dative des Plurales, um des Wohllautes willen en statt n bekommen: der Officier, des Officiers, dem Officier, Plur. die Officier, den Officieren. So auch Courier, Bandelier, Bombardier, Brigadier, Füselier, Furier, Grenadier, u. s. f. Gemeiniglich decliniert man diese Wörter nach der ersten, wenigstens im Plural, die Officiere, die Couriere. Allein die dritte Declination ist für sie die schicklichste, weil auch die Deutschen Wörter auf er derselben folgen. Wer sie aber wider den bessern Gebrauch ja nach der ersten beugen will, muß auch im Dative des Singulars dem Officiere, dem Couriere, u. s. f. sagen, weil das e in der ersten Declination charakteristisch ist. Den Plural auf s zu machen, die Officiers, die Couriers, ist wieder barbarisch, weil s keine Deutsche Biegungssylbe für den Plural ist, diese Wörter aber um der Deutschen Aussprache willen auch auf Deutsche Art declinieret werden müssen.

Dahin gehören auch die auf ein e, welche ihre ausländische Aussprache dem Anscheine nach behalten, aber doch darin abweichen, daß das im Französischen völlig stumme e im Deutschen mehr gehöret wird. So wohl weibliche, welche denn nach der siebenten Deutschen Declination gehen: Addresse, Affaire, Allee, Ambassade, Alliance, (nicht Allianz, welches wider die Aussprache ist,) Attaque, Avantüre, Cabale, Maitresse u. s. f. Im Plurale, die Addressen, Affairen, Alleen, Alliancen, u. s. f. Als auch die männlichen, welche gern nach der Vierten gehen, wie der Eleve, des Eleven, dem Eleven, die Eleven. So auch Page, Domestique, Novice, Complice, u. s. f.

2. Andere werden völlig auf Französische Art ausgesprochen, und diese behalten denn auch ihre fremde Declination, d. i. sie bleiben im Singular unverändert, und bekommen im Plural ein s, nur mit dem Unterschiede, daß man dieses s im Deutschen stärker hören lässet, als im Französischen: der Garant, des Garant, die Garants; der Balcon, des Balcon, die Balcons; der Souverain, des Souverain, die Souverains; das Campement, des Campement, die Campements; der Ambassadeur, des Ambassadeur, die Ambassadeurs. Oft pflegt man diesen Wörtern im

Genitive

Genitive des Singulars noch ein s anzuhängen, des Ambassadeurs, Garants, Campements u. s. f. Allein, ich sehe nicht ein, wie man dieses vertheidigen will; indem diese Wörter wegen ihrer völlig fremden Aussprache, keiner Deutschen Declination fähig sind. Wer den Genitiv auf Deutsche Art bilden will, muß auch den Plural so machen, und folglich die Garante, die Ambassadeure sagen; welches aber wider den Gebrauch ist.

3.

Von neuen Wörtern durch die Ableitung.

In allen Sprachen theilen sich die Wörter in Wurzelwörter, abgeleitete Wörter, und zusammengesetzte Wörter. Wurzelwörter sind allemahl einsylbig, und sind die ersten und ältesten Wörter in der Sprache: hin, her, vor, Haus, Bär, geh. Ihre Anzahl ist in allen Sprachen sehr klein, immer zwischen drey und sechs hundert, und der menschliche Verstand würde sehr übel daran seyn, wenn er nicht in den beyden folgenden Arten Mittel hätte, die Nahmen der Begriffe zu vervielfältigen. Abgeleitete Wörter sind solche, wo ein Nebenbegriff vermittelst einer einzelen Sylbe, welche nicht mehr als ein eigenes Wort gangbar ist, an einem Worte bezeichnet, und dadurch ein neues Wort gebildet wird: Lieb = e, von lieb, Eigen = thum, König = inn, Selig = keit, erd = en. Zusammen gesetzte Wörter endlich sind solche, wenn zwey Wörter als Ausdrücke klarer Begriffe zu einem verbunden werden: Groß = muth, Selbst = gefühl, Hülfs = mittel, Freuden = fest.

Die Gränzen, wo sich zwey Classen scheiden, lassen sich nicht in allen Fällen genau angeben. Im Ganzen

kommt

kommt es auf die Klarheit des Begriffes an, welche der hinzu kommende Theil hat. Ist der Begriff sehr dunkel, so dunkel, daß auch der hinzu kommende Theil als ein eigenes Wort veraltet ist, wie ey, heit, isch, lich, schaft, zig, u.s.f. so giebt er ein abgeleitetes Wort, weil ein so dunkeler Ausdruck allenfalls nur einen Nebenbegriff bezeichnen kann. Ist aber der hinzu kommende Theil der Ausdruck eines klaren Begriffes, wie in den obigen Beyspielen, Muth, Gefühl, Mittel, Fest, so gibt er ein zusammen gesetztes Wort.

Die immer fortschreitende Cultur des menschlichen Verstandes ist an diesen drey Arten von Wörtern überaus sichtbar. Die Wurzelwörter sind in jeder Sprache immer die ersten Laute, und sie machten lange Zeit das ganze Wörterbuch der Sprache aus. Allein, da sie nur immer den am meisten hervor stechenden Begriff, und auch diesen nur sehr dunkel bezeichneten, so mußten Ton, Mine und Geberde die Nebenbegriffe ausdrücken, wobey denn noch immer viel zu errathen übrig blieb. Nach und nach lernte man diese Nebenbegriffe durch einsylbige Laute an den Wurzelwörtern dunkel ausdrucken, und man kann sich vorstellen, wie froh der menschliche Verstand gewesen seyn müsse, als er ein Mittel wußte, das Spiel der Pantomime und der Geberden zu entbeh-

ren, welches bey der sich immer mehr verengenden Gesellschaft, und dem dadurch immer mehr vermehrten Bedürfnisse zu sprechen, ihm endlich sehr lästig werden mußte. Er beobachtete daher wirklich in manchen Sprachen, z. B. in der Griechischen und Römischen weder Ziel noch Maß, und häufte die Ableitungssylben so sehr, daß man sich fast gar nichts mehr dabey denken konnte: aedificatiuncula, oratiuncula. In den neuern Sprachen schränkte man daher den Gebrauch der Ableitungssylben wieder ein, übertrieb aber dafür die Zusammensetzung, welche schon die Griechische Sprache übertrieben hatte, bis endlich die immer weiter schreitende Aufklärung auch hier Ziel und Maß vorschrieb.

Dieser Fortschritt des menschlichen Geistes ist denn auch die Ursache, daß heut zu Tage keine Wurzelwörter mehr, nur wenig abgeleitete Wörter, aber weit mehr zusammen gesetzte Wörter gebildet werden können.

Keine Wurzelwörter, weder in der Deutschen, noch in irgend einer andern ausgebildeten Sprache; eine Erscheinung, welche sich der leicht erklären kann, denn die Sprache ursprünglich nichts als Nachahmung des Naturlautes ist, die aber einem jeden andern unauflöslich bleiben muß. Die Zahl der Wurzelwörter beträgt selten über wenige hundert; die Zahl der Begriffe übersteigt

steigt viele tausend, und die Zahl der Wörter, welche durch willkührliche Verbindung der Buchstaben möglich sind, übersteigt alle Vorstellung. Würde man diesen Reichthum nicht genützt haben, wenn die Sprache aus verabredeten willkührlichen Tönen entstanden wäre, zumahl da bey der gegenwärtigen engern Gesellschaft und den aufgeklärtern Begriffen eine solche Verabredung, wenn sie anders möglich wäre, weit leichter bewerkstelliget werden könnte, als in der Kindheit des menschlichen Geschlechtes? Siehet man die Sprache ursprünglich als eine Nachahmung der Naturlaute an, so wird alles hell. Der merklich von einander unterschiedenen Naturlaute ist nur eine kleine Anzahl, und da diese zu den nöthigen Bedürfnissen sehr bald erschöpft wurden, so blieb für den neuen Wachsthum an Begriffen kein Wurzellaut mehr übrig, daher sich der menschliche Verstand hier neue Wege bahnen mußte.

Hierzu kommt noch, daß der Ausdruck eines Begriffes durch einen ähnlichen hörbaren Laut wirklich die Kindheit des menschlichen Verstandes verräth; aber doch eine unentbehrlich nothwendige Kindheit, ohne welche er nie weder Jüngling noch Mann werden konnte. Allein, nun da er wirklich ein Mann ist, schämet er sich des Gängelwagens seiner Kindheit, fliehet, so sehr er

kann, alle Onomatopöien, weil sie nur einen dunkelen Nebenbegriff gewähren, und er nun überzeugt ist, daß durch die Sprache klare Vorstellungen, nicht aber dunkele Nebenbegriffe erweckt werden sollen.

Ist nun gleich die Onomatopöie, diese fruchtbare Quelle seiner Kindheit, für ihn als Mann versieget, so sind doch die Ableitung und Zusammensetzung noch ziemlich reichhaltige Fundgruben für ihn, Nahmen für neue Begriffe zu bekommen. Ich handle hier blos von der erstern und verspare die Zusammensetzung bis zu einer andern Zeit.

Zuvörderst ist nothwendig, die bekanntesten Ableitungssylben mit einem Blicke zu übersehen. Sie theilen sich in Vorsylben, welche dem Worte vorgesetzet werden, und in Nachsylben, welche hinten an dasselbe angehänget werden. Beyde sind in Ansehung des Begriffes, welchen sie bezeichnen, und bezeichnen können, wieder von verschiedener Art. Sie bestehen entweder 1. aus sehr kurzen Sylben und einzelen Buchstaben, welche wegen der Unvollständigkeit ihres Lautes den verlangten Begriff nur sehr und oft nur äußerst dunkel bezeichnen können. Dahin gehören von Vorsylben be oder b, und ge oder g: berühren, bereiten, breiten, beleben, bleiben, ehedem beleiben, gestehen, glauben,

ben, ehedem gelauben, Gnade, getroſt, gehäſſig, Gemurmel, Geflüſter. Von Nachſylben aber:

ch, ich, Mol=ch, Ler=ch, hor=ch=en, von hören, Attich, Bortich, Gänſerich.

d, de, Jag=d, Schul=d, Freu=de, Gemähl=de, von jagen, ſollen, freuen, mahlen.

e, Fläch=e, Blaſ=e, Achſ=e, Lieb=e.

f, hüp=f=en von heben, Kop=f, Pfrop=f.

ft, Vernun=ft, Ankun=ft, von vernehmen, kommen.

g, ig, Pfennig, Käfig, gütig, Zeiſig, pein=ig=en.

k, win=k=en, Vol=k, kran=k.

l, el, Flüg=el, Schlüſſ=el, dunk=el, ek=el, klüg=el=n, ſtreich=el=n.

n, en, Lad=en, Beck=en, lieb=en, krach=en, ob=en, ſelt=en, gold=en, zeich=n=en, ſeh=n=en.

r, er, zitt=er=n, größ=er, hölz=er=n, bitt=er, Ad=er, Mahl=er, Bürg=er.

s, es, Kleck=s, Hül=ſ=e, Bar=s, Wamm=es, Abend=s.

ſch, aus iſch verkürzt, fal=ſch, Deut=ſch, Men=ſch, klat=ſch=en.

ſt, ſte, Kun=ſt, Brun=ſt, Gun=ſt, Ge=winnſt, von können, brennen, gönnen, gewinnen, der lieb=ſt=e, der dreyßig=ſt=e.

t, th, te, Gebur=t, Fur=t, Far=th oder Fahr=t, Bar=t, Furch=t, zwey=te.

Oder 2. aus wahren und vollständigen Wurzelwörtern, welche ehedem auch für sich allein üblich und allgemein verständlich waren. Und diese sind wieder von gedoppelter Art. 1) Uralte, welche noch vor der Cultur der Sprache veraltet seyn müssen, daher ihr Begriff völlig dunkel ist. Diese sind:

am, in Eid=am, Brosam.

and, Heil=and, weil=and, das alte Fal=and, der Teufel.

ard, art, ert, Bast=art, Bank=art, Blass=ert.

ath, uth, Heur=ath, Zier=ath, Heim=ath, Werm=uth.

iß, Ilt=iß, Horn=iß.

itz, Haub=itz, Rib=itz, Elr=itz.

old, Her=old, Rob=old.

2) Neuere, welche auch noch eine Zeitlang nach der höhern Ausbildung der Sprache als eigene Wörter üblich waren, folglich einen klärern und bestimmtern Begriff gewähren, obgleich diese Klarheit auch ihre vielen Grade hat. Diese sind nun, von Vorsylben, er, ent, ver und zer: er=fahren, er=steigen, ent=stehen, verbergen, zer=stören. Von Nachsylben aber:

bar,

bär, frucht = bar, gang = bar, ſicht = bar.

chen, (nicht gen,) Verkleinerungswörter zu bilden, Männ = chen, Herz = chen.

ey, Schläger = ey, Tändel = ey, Tyrann = ey.

haft, nahr = haft, vortheil = haft, erd = haft, fieber = haft.

heit, Thor = heit, Gott = heit, Schwach = heit, Klug = heit.

keit, Bitter = keit, Selig = keit, Göttlich = keit.

icht, Kehr = icht, Feil = icht, Eich = icht, Dick = icht, holz = icht, fleiſch = icht.

ing, Meſſ = ing, Bück = ing, Här = ing.

inn, Bäcker = inn, Mahler = inn, Hünd = inn, Eſel = inn.

iſch, dichter = iſch, himml = iſch, argwöhn = iſch.

lein, zu Verkleinerungswörtern, Söhn = lein, Mägd = lein, Knäb = lein.

ley, aller = ley, einer = ley, vieler = ley.

lich, gött = lich, menſch = lich, fürſt = lich, Brüder = lich.

ling, Flücht = ling, Dichter = ling, Sonder = ling, Lieb = ling.

niß, Erlaub = niß, Hinder = niß, Fahr = niß, Vermächt = niß.

ſal, ſel, Drang = ſal, Scheu = ſal, Lab = ſal, Räth = ſel, Schleif = ſel.

ſam,

sam, fried = sam, gleich = sam, müh = sam.

schaft, Feind = schaft, Gefangen = schaft, Bürger = schaft, Juden = schaft, Graf = schaft.

thum, Heilig = thum, Eigen = thum, Herzog = thum, Alter = thum.

ung, Theuer = ung, Prüf = ung, Erzieh = ung, Holz = ung, Wald = ung.

zig, ßig, zwan = zig, vier = zig, drey = ßig.

Ich traue meinen Lesern so viele vernünftige Kenntnisse der Sprache zu, daß sie alle diese Ableitungssylben nicht für leere Schälle und willkührliche Laute, sondern für wahre Wörter und Laute halten werden, welche ehedem ihren bekannten bestimmten Begriff hatten, so dunkel derselbe auch oft seyn mochte. Wer ja noch Zweifel haben sollte, den kann dieser ganze Aufsatz überzeugen, indem die noch jetzt erlaubte Anwendung dieser Ableitungssylben ganz von der Bestimmtheit des Begriffes abhängt, welchen man damit verbinden kann. Allein auf die Bedeutungen einer jeden kann ich mich hier nicht einlassen, weil ich sonst zu weitläufig werden müßte. Ich habe so wohl in meinem Wörterbuche, bey jeder Sylbe, als auch in der Sprachlehre, und dem Lehrgebäude bey jedem Redetheile, und dessen Bildung umständlich davon gehandelt, wohin ich hier verweisen muß.

Durch

Durch diese Ableitungssylben ist die Zahl der Wörter aller Art im Deutschen außerordentlich vermehret worden, und es ist nur die Frage, ob und wie dieses Mittel noch jetzt zu Bildung neuer Wörter angewendet werden könne. Soll diese Frage gründlich beantwortet werden, so muß man dabey auf die immer fortschreitende Cultur der Sprache sehen, und den gegenwärtigen Grad ihrer Ausbildung nicht aus den Augen lassen. In den mittlern Graden der Cultur ist man froh, wenn man ein Mittel hat, seine Vorstellungen nur einiger Maßen, es sey übrigens so dunkel als es wolle, auszudrucken, und alsdann macht man auch von den Ableitungssylben den unumschränktesten Gebrauch, und häufet sie nicht selten auf die verstandloseste Art an einem und ebendemselben Worte. Allein in den höhern Graden der Cultur, wenn die klare Erkenntniß eine gewisse Allgemeinheit, und der Geschmack einen gewissen Grad der Feinheit erhalten hat, ist mehr Auswahl und Behutsamkeit nothwendig, und ob man alsdann gleich die alten Ableitungen, z. B. Heimath, Eidam, Heiland, u. s. f. behält und behalten muß, so lange man keine bessere Ausdrücke an ihrer Stelle hat, da denn dergleichen Wörter als eigene Nahmen gelten, bey welchen man sich die Sache anschauend denkt: so wird doch von allen neuen Wörtern verlangt, daß damit ein wenigstens gewisser

wisser Maßen bestimmter und klarer Begriff verbunden werden könne. Es sind daher zu neuen Ableitungen untauglich: 1. veraltete Wurzelwörter, mit welchen sich kein bestimmter Begriff mehr verbinden läßt; und 2. solche Ableitungssylben, bey welchen sich gleichfalls weder etwas denken noch empfinden läßt.

Betrachtet man die oben nur genannten Ableitungssylben, so läßt sich leicht bestimmen, welche noch zu Bildung neuer Wörter gebraucht werden können. 1. Alle diejenigen, welche entweder aus einem einigen Buchstaben, oder aus einer sehr einfachen Sylbe bestehen, können nicht mehr neue abgeleitete Wörter bilden helfen, weil ihre Bedeutung ursprünglich schon sehr dunkel war, und es jetzt durch die Länge der Zeit noch mehr geworden ist. Was läßt sich, z. B. bey den Buchstaben b, g, f, e, ft, d, und den einfachen Sylben de, en, u. s. f. wohl denken? Ausgenommen ist hier die Vorsylbe ge, doch nur in einem Falle; aber davon hernach. 2. Alle veraltete Ableitungssylben sind aus eben der Ursache nicht mehr anwendbar, sie mögen nun ehedem eigene Wörter gewesen, oder aus andern noch jetzt gangbaren Ableitungssylben verderbt seyn, wie am, and, ard, ert, ath, uth, iß, old. 3. Alle übrige, welche zwar noch in vielen Abgeleiteten leben, aber doch durch die Länge der

Zeit ihre bestimmte Bedeutung verloren haben. 4. Auch die noch jetzt brauchbaren lassen sich nicht in allen Bedeutungen, welche sie ehedem hatten, mehr anwenden, sondern nur in einer und der andern.

Nachdem dieses überhaupt vorausgesetzt worden, will ich die Anwendung desselben an den vornehmsten einzelen Ableitungssylben zu zeigen suchen.

I. Gebrauch der Vorsylben.

Die einfachen Laute b und g lassen sich aus der oben bemerkten Ursache nicht mehr zu neuen Wörtern gebrauchen, wohl aber unter gewissen Umständen, die bestimmtern Laute be, ge, er, ent, ver und zer.

Be ist eine Vorsylbe, welche die Wurzel von bey ist, eigentlich Verba bilden hilft, und verschiedene Bedeutungen hat, welche in meinem Wörterbuche angeführet worden. Von diesen lassen sich allenfalls noch folgende zu neuen Wörtern anwenden. 1. Die Erstreckung der Handlung über den ganzen Gegenstand zu bezeichnen, wie bebauen, besäen, bepflügen, Canitz. 2. Activa aus Neutris zu bilden, da denn das be die Übertragung der intransitiven Handlung auf einen äußern Gegenstand ausdruckt, z. B. schaben und beschaben, beekeln, Hall.

beei-

beeifen, Opitz; beklügeln, Canitz. 3. Verba aus Substantiven und Adverbiis zu bilden, da denn das beden Begriff des Wortes auf einen andern Gegenstand überträgt. Z. B. beblümen, mit Blumen schmücken, bebändern, mit Bändern besetzen; bebrücken, mit einer Brücke versehen; begras'te Hügel, Kleist; die neu begrünte Flur, Hageb. schwarz beharnischt, Geßn. Indessen läßt sich diese Bedeutung eigentlich nur noch in der dichterischen Schreibart anwenden. Die vertrauliche und niedrige gehet darin viel weiter, indem sie fast ein jedes Wort und selbst eigene Nahmen, vermittelst dieser Particel in Verba verwandelt: es ist der Herr von Liebreich; Antw. ich will dich und ihn beliebreichen. Da diese Vorsylbe zu den einfachen Lauten gehöret, welche ihren Begriff nur sehr dunkel ausdrucken, so ist bey ihrer Anwendung zu neuen Wörtern viele Behutsamkeit nothwendig, damit man sie nur in solchen Fällen gebrauche, wo die Bedeutung, welche sie haben soll, zugleich aus dem Zusammenhange ersichtlich ist. Und dann wird wohl nur die dichterische Schreibart neue Wörter dieser Art verstatten, weil sie noch eher einige Dunkelheit begünstigt, als die Prose. Im Oberdeutschen mißbraucht man sie noch jetzt gar sehr, ganze Redensarten in Verba zu verwandeln, begenehmigen, genehm halten, beaugenscheinigen, in Augenschein nehmen,

men, die Regierungsbeauftragte, welche von der Regierung Auftrag haben.

ent, eine Vorsylbe, welche eigentlich und zunächst Verba bilden hilft, aus an und in mit dem t euphonico entstanden zu seyn scheinet, und vor dem f in einigen Wörtern in emp übergehet. Sie hatte ehedem sehr verschiedene Bedeutungen; allein von allen läßt sich nur noch die einige der Entfernung und Beraubung zu neuen Wörtern anwenden, aber auch hier vornehmlich nur in der dichterischen Schreibart, indem der dunkele Begriff, welchen diese Vorsylbe gewähren kann, der klaren Prosa nicht so angemessen ist; dagegen Dichter sich derselben mit Nutzen bedienen können, unter andern auch, die mit weg, ab, los u. s. f. zusammen gesetzten alltäglichen Verba, und die Präpositionen aus, von u. s. f. zu veredeln. Z. E. dem Schlafe entwinden, Klopst. entarten, aus der Art schlagen, Zach. entadeln, des Adels berauben, entblättern, der Blätter berauben, Haged. dem jungen Leben entblühen, es in der Blüthe verlassen, Klopst. entfallen, aus einander fallen, Zach. entfließen, sich fließend entfernen, entgörtern, der göttlichen Würde berauben, die Thräne dem Auge der Väter entküssen, Klopst. enträthseln, ein Räthsel auflösen, der Dunkelheit berauben, Dusch.

überhaupt ist diese Vorsylbe eine von denen, von welchen Dichter, wenn sie Geschicklichkeit und Geschmack besitzen, den besten Gebrauch machen können; nur müssen sie selbige nicht in andern Bedeutungen anwenden wollen, weil die ihr anklebende Dunkelheit leicht Mißdeutung verursachen könnte. So bedeutete ent ehedem auch den Anfang einer Handlung oder eines Zustandes, z. B. entstehen, entflammen, sich entspinnen; allein, man würde die Absicht verfehlen, wenn man nach dieser Analogie entstecken für anstecken, und entfangen, für anfangen sagen wollte; indem unter allen Bedeutungen, welche diese Partikel ehedem hatte, die der Entfernung und Beraubung noch am klärsten empfunden wird, und sich daher auch immer am ersten aufdringt.

er, eine alte Vorsylbe von weitem Umfange, welche in den einmahl vorhandenen Wörtern sehr vielfache Bedeutungen hat, welche in meinem Wörterbuche nachgesehen werden können. Diejenige, welche darunter am klärsten empfunden wird, und daher noch jetzt zu neuen Wörtern angewandt werden kann, ist die Erlangung eines Besitzes, Erreichung eines Endzweckes: erarbeiten, erbethen, erbetteln; Tod, Schmerz und Krankheit wird ergraben und erschifft, Hall. erkargte Schätze, Uß, einen Fels erklimmen, Schleg. etwas erschmeicheln

cheln, Käſtn. einen Sieg erſtreiten, Zach. ſein Brot ertanzen, Gell. Ich zweifele, daß andere Bedeutungen, z. B. eine Bewegung in die Höhe, (erbauen, errichten,) eine Öffnung, (erbrechen,) die Verſetzung und das Gerathen in einen Zuſtand, (erwärmen und erwarmen,) ſich noch werden nachahmen laſſen, weil ſie mit der vorigen gangbarern Bedeutung leicht Mißdeutung verurſachen können. Dieß iſt auch die Urſache, warum die Hochdeutſche Mundart ſo viele mit er zuſammen geſetzte Verba hat veralten laſſen, wenn man andere an ihre Stelle hat, weil bey der Kürze und Dunkelheit dieſer Partikel ihre Vielbeutigkeit leicht unverſtändlich werden kann.

ge, eine ſehr einfache, folglich auch dunkele Vorſylbe, welche Verba, Subſtantiva, und Adverbia bilden hilft. Vor Verbis und Adverbiis iſt ihre Bedeutung ſo dunkel, daß ſich dieſelbe jetzt kaum mehr beſtimmen läßt, und daher läßt ſie ſich auch hier ſchlechterdings nicht mehr zu neuen Wörtern anwenden. Eben ſo ſchwankend iſt ihre Bedeutung vor vielen Subſtantiven, z. B. der Gehülfe, das Gefühl, die Geduld u. ſ. f. In vielen hat ſie eine collective Bedeutung, Geflügel, Gebrüder, Geripp, Gerüſt, Geſtein; aber da auch dieſe noch ſehr dunkel iſt, ſo iſt ſie der Nachahmung gleichfalls unfähig.

Weit kläter ist die iterative Bedeutung, verbunden mit der vorigen collectiven, daher sie hier noch jetzt gebraucht werden kann, Substantiva aus Infinitiven zu bilden, welche die wiederhohlte Handlung des Verbi als ein Ganzes darstellen, wo nur die Biegungssylbe des Infinitives, das en, weggelassen werden darf: das Gebrüll, Gepolter, Gemurmel, Geheul, Geflister, nach langen Gehöhne, Haged. mit frohem Geklapper, Zach. das hohle Geklingel, eb. das Geprassel, Gerassel. Allein es ist dabey viele Behutsamkeit nothwendig, indem die meisten Wörter dieser Art, welche nicht schon durch den Gebrauch geadelt worden, unedel und niedrig sind, wie das Geblase, Gebrumme, ein beständiges Gefahre, das ewige Gefrage, Gefluche, Gehecke, Gekrache, Gelärme, Gelaufe, Geprahle, Gesinge, Gesage, Geruse, und hundert andere mehr, besonders wenn die obigen mit einem e am Ende verlängert werden. Die Ursache ihrer Verwerflichkeit liegt denn ohne Zweifel auch in der noch sehr dunkeln Beschaffenheit dieser Bedeutung, daher sie nur da gebraucht werden kann, wo die Bedeutung des Wortes der Verständlichkeit zu Hülfe kommt, besonders bey eigentlichen Onomatopöien, das Gebrüll, Gerassel, Geprassel, Gemurmel, u. s. f.

Ver, eine sehr vieldeutige Vorsylbe, Verba bilden zu helfen, deren Bedeutungen aber zum Theil so dunkel sind, daß sie in denselben nicht mehr zu neuen Ableitungen gebraucht werden kann. Diejenigen, welche selbige allenfalls noch verstatten, sind etwa folgende: 1. Eine Entfernung, für das niedrige weg: eiler ihr Tage, die ihr so langsam verschleicht, Dusch; und ob er auch diesen Triumph verlenkt, demselben auslenkt, ausweicht, Raml. 2. Eine Entfernung aus sich, für das unedlere aus: verschwitzen, für ausschwitzen; alle Seegel verspreiten, ausspreiten, Zach. wo doch die Bedeutung zu dunkel und zweydeutig ist; die Blumen verhauchen Gerüche von Balsam, Zach. den letzten Seufzer verröcheln, eben ders. 3. Eine Erschöpfung, so wohl transitiv: die Zeit verschlummern, traurige Nächte verwachen, verseufzen, seinen Gram versingen; als auch intransitiv, einen bis zur Erschöpfung fortdauernden Grad: mein Frühling ist vergrünt; der Sturm hat verbrauser; verglimmen, verglühen. 4. Eine Wegschaffung, einen Verlust, z. B. sein Geld vertanzen. So auch, eine Sünde verbethen, Gell. 5. Einen übertriebenen Grad einer Handlung, z. B. sich versteigen, verbauen, die Speisen verwürzen, verzuckern. 6. Eine fehlerhafte Handlung, z. B. sich verschreiben, verrechnen. Doch wird sich diese

Bedeutung vielleicht am seltesten nachahmen lassen. 7. Ein Versetzen in einen Zustand, wo sich Adverbia und Substantiva vermittelst dieser Vorsylbe in Verba verwandeln lassen; z. B. veredeln, veröden, vereinzeln, vergolden, vergöttern. So könnte man nach der Analogie von verfeinern ohne Anstoß vergröbern sagen; aber nicht verböfern oder verschlechtern, weil man in diesen Bedeutungen bereits verschlimmern hat. Das alte Oberdeutsche vervollkommnen, die Vervollkommnung, welches man in den neuern Zeiten wieder einzuführen versucht hat, ist zwar analogisch richtig, allein es beleidigt wegen seiner Härte in der vorletzten Sylbe den Wohlklang. Nur hüte man sich hier vor dem Mißbrauche der gemeinen Mundarten, vermittelst dieser Vorsylbe ganze Redensarten in Verba verwandeln zu wollen, z. B. vergewaltigen, Gewalt anthun, verfuchsschwänzen.

Zer, eine Vorsylbe, welche gleichfalls nur Verba bilden hilft, und alsdann vornehmlich zwey Bedeutungen hat, welche beyde noch zu neuen Verbis angewandt werden können. 1. Eine Trennung der Theile, Zerstörung durch den Begriff des Verbi: zermalmen, zertrümmern, zerstäuben, zergehen, zerfließen. 2. Eine Anstrengung bis zur Erschöpfung oder Zerstörung, wo es noch mehr sagt, als ver in einer ähnlichen Bedeutung,

zerprü-

zerprügeln. Besonders Reciproca zu bilden: sich zerarbeiten, zerfragen, zersinnen, zerquälen, zersorgen, welche aber großen Theils unedel und niedrig sind.

Für die Anwendung dieser Vorsylben auf einzele neue Fälle lassen sich keine Regeln geben, weil hier das meiste auf den richtigen Geschmack ankommt, welcher beurtheilen muß, ob der verlangte neue Begriff so wohl durch das neue Wort selbst, als durch die Verbindung, worin es stehet, so deutlich ausgedrukt wird, daß keine Mißdeutung entstehe, welches bey der Vieldeutigkeit der meisten Vorsylben sehr leicht zu befürchten ist.

II. Gebrauch der Nachsylben.

Die Nachsylben bestehen gleichfalls entweder aus einzelen Lauten oder aus vollständigen Sylben, welche ehedem eigene Wörter waren. Die erstern sind wegen ihrer Dunkelheit zu neuen Ableitungen nicht mehr brauchbar, daher ich auch zweifele, daß sich vermittelst des s neue Umstandswörter werden bilden lassen. Ich finde zwar im Deutschen Mercur, 1782. Nov. S. 101: denn so viel zeigt sich angesichts, du kannst nicht mahlen, wo es so viel als augenscheinlich zu bedeuten scheinet; allein es kann auch ein gangbares Oberdeutsches Wort seyn, dergleichen in dieser Schrift mehrere vorkommen. Sollte es aber ein neues Wort seyn, so würde es we-

gen seiner Dunkelheit sehr verwerflich seyn. Die vollständigen Sylben sind folgende:

bar, Beschaffenheitswörter zu bilden. Ehedem hatte es zwey einander entgegen gesetzte Bedeutungen, einer Sache beraubt, (volkesbar, ohne Volk,) und eine Anwesenheit, Möglichkeit, Ähnlichkeit u. s. f. Da zwey so verschiedene Bedeutungen nothwendig Mißdeutung verursachen mußten, so hat die neuere Hochdeutsche Mundart die erste völlig veralten lassen, und dafür die zweyte in mancherley Nebenbedeutungen aufgelöset, von welchen sich doch mit Sicherheit nur allein die Bedeutung der Möglichkeit, daß etwas gethan werden kann, zu Bildung neuer Wörter, besonders von Verbis, gebrauchen läßt: singbar, was sich singen läßt. So auch ziehbar, spielbar.

chen und lein, zwey Ableitungssylben, Verkleinerungswörter zu bilden, wovon die erste der vertraulichen, die zweyte aber der edlern und höhern Schreibart am angemessensten ist. Da ihre Bedeutung sehr bestimmt und klar ist, so leiden sie auch, wenn die übrigen Umstände es verstatten, noch mannigfaltige neue Anwendungen. Wie das Wurzelwort dabey behandelt wird, habe ich in meinem Lehrgeb. Th. 1, S. 317 und 327 gezeiget:

el,

el, bildet, 1. Substantiva, eine Person, Sache oder Werkzeug zu bezeichnen, welche etwas thut, oder womit etwas geschiehet, wie er: Bürtel, welcher gebiethet, Hebel, ein Werkzeug zum heben, Himmel, was deckt, Schlägel, Stachel u. s. f. In dieser Gestalt ist sie nicht weiter anwendbar, vermuthlich um der Dunkelheit des Begriffes willen. 2. Beschaffenheitswörter, edel, ekel, dunkel, übel. Auch hier ist sie zu neuen Wörtern unfruchtbar. 3. Verba von andern Verbis und Substantiven, so wohl eine Wiederhohlung zu bezeichnen, (betteln, wackeln,) als auch eine Verkleinerung des Hauptbegriffes, kränkeln, spötteln, lächeln. In der letztern Bedeutung lassen sich noch neue Verba vermittelst derselben bilden, da denn das verkleinernde Wort gern einen verächtlichen Nebenbegriff bekommt: süßeln, andächteln, witzeln, vernünfteln, klügeln, welche sich denn wieder zu neuen Ableitungen gebrauchen lassen: ein Süßling, Süßeleyen, ein Andächteler, Andächteleyen, Klügling u. s. f. Allein dergleichen Wörter müssen mit Verstande gemacht werden, damit man nicht mit dem Logau ein liebeln und bübeln zum Vorschein bringe.

en, bildet: 1. Substantiva, Degen, Boden, Schlitten, Faden. 2. Umstandswörter, zwischen, mitten,

oben, außen, innen, unten. In beyden Fällen ist sie wegen ihrer Dunkelheit zu neuen Wörtern ungeschickt. 3. Beschaffenheitswörter, so wohl eine Beschaffenheit zu bezeichnen, eigen, trocken, selten; als auch eine Materie, wie ern: seiden, wollen, eichen, silbern, golden, flächsen, hänfen. Diese letzte Bedeutung ist die einige, welche sich noch zuweilen anwenden läßt: rombacken.

er, sehr fruchtbar, für allerley Redetheile. 1. Für Umstandswörter, immer, nimmer, wieder, unter, über, wohin auch die Oberdeutschen Formen gehören, er ist kranker fortgereiset, man hat ihn todter fortgetragen. 2. Für Beschaffenheitswörter, bitter, finster, sauer, tapfer, mager. 3. Für Adjectiva, sie aus Umstandswörtern zu bilden, der erstere, letztere, mittlere, obere, untere. S. das vorige dritte Stück, S. 85. 4. Für Verba, eine Wiederhohlung, ein Versetzen und Gerathen in einen Zustand, und ein Verlangen nach etwas zu bezeichnen: seigern von seihen, ablockern von locken, weigern von wegen in bewegen, dämmern, dämmerig werden, schläfern, zu schlafen verlangen. Als endlich auch 5. für Substantiva, so wohl ein Ding männlichen Geschlechtes zu bezeichnen, der Anter, Ganser, Tauber, Kater; als auch etwas, das gethan wird, oder ein Ding, von welchem etwas gesagt

wird,

wird, ein Fehler, Seufzer, Eiter; ingleichen ein Werkzeug; Hammer, Schnitzer, Bohrer, Klapper; wie auch Gentilia männlichen Geschlechtes: ein Römer, Wiener, Leipziger; und endlich eine Person männlichen Geschlechtes, welche etwas thut, von Verbis so wohl, als andern Substantiven: Bäcker, Bader, Jäger, Lauser, Schäfer, Seiler. Von allen diesen Fällen und Bedeutungen ist es nur noch in den zwey letzten Bedeutungen der Substantive anwendbar, und zwar läßt es sich zur Bildung der Gentilien von Ortsnahmen ziemlich allgemein gebrauchen; in der letzten Bedeutung aber nur von Verbis, und auch hier nicht anders als mit Vorsicht und Verstande: ein Andächtler, von andächteln, ist erlaubt, aber ein Lieber, von lieben, Geher von gehen, Singer von singen, und tausend andere würden unerträglich seyn. Manche erträgt die höhere und dichterische Schreibart, nicht aber die unterrichtende und prosaische. Auch das von einigen versuchte Denker ist verwerflich, weil es den Begriff, welchen es bezeichnen soll, viel zu dunkel und unbestimmt ausdruckt. Es soll eine zum Nachdenken gewöhnte Person bezeichnen, und bedeutet doch weiter nichts, als eine Person, welche denkt oder denken kann, welches für den obigen Begrif viel zu wenig sagt.

ern, Beschaffenheitswörter aus Substantiven zu bilden. Sie bedeutet, 1. eine bloße Beschaffenheit, doch nur in einigen wenigen, albern, nüchtern, schüchtern, lüstern. 2. Eine Materie, wie gläsern, hölzern, beinern, knöchern, drähtern, stählern, zinnern, ströhern, bleyern, steinern, wächsern, u. s. f. Diejenigen, deren Substantiva sich bereits auf ein er endigen, wie silbern, küpfern, eisern, ehern, von Silber, Kupfer, und den alten Substantiven Iser, Eher, gehören nicht hierher, sondern zu der Sylbe en. In der ersten Bedeutung ist der Begriff viel zu dunkel, als daß sich neue Wörter damit bilden ließen. In der zweyten ist er zwar bestimmter; aber der Bau der Sylbe selbst ist zu dunkel, daher man bey neuen Wörtern dieser Art lieber die Sylbe en als ern gebrauchen wird.

ey, eine Sylbe, Substantiva verschiedener Art zu bilden. 1. Appellativa, einen Ort, Aufenthalt zu bezeichnen, wie das Lat. ia, Abtey, Einsiedeley, Propstey. 2. Collectiva, eine Anstalt, mehrerer zu einem Zwecke bestimmter Geschäfte oder Dinge anzudeuten: Stuterey, Brennerey, Schäferey, Gießerey, Färberey, Bäckerey, Jägerey. In dieser Bedeutung lassen sich noch neue Wörter dieser Art von männlichen Substantiven auf er bilden, welche sich aber doch nur selten

über

über die Sprache des gemeinen Lebens werden erheben können. 3. Iterative Abstracta von iterativen Verbis auf el und er: Grübeley, Prügeley, Plauderey. Giebt es kein solches Verbum auf el oder er, so wird der Wurzelsylbe noch ein er angehänget, um sie gleichsam zu einem solchen Verbo zu machen: Balgerey, Äfferey, Höhnerey, Büberey, Prahlerey, Fresserey, Schwärmerey. Auch hier lassen sich noch oft neue Wörter dieser Art bilden, besonders in verächtlichem Verstande, und von wirklichen iterativen Verbis auf eln und ern, z. B. Süßeley, Witzeley, Andächteley.

haft, von haben, eine fruchtbare Ableitungssylbe, Beschaffenheitswörter von Substantiven und Verbis zu bilden. Sie bezeichnet: 1. Die Anwesenheit des Wurzelbegriffes, wie ig und isch: gewissenhaft, Gewissen habend, mangelhaft, fehlerhaft, herzhaft. 2. Eine Verursachung, wirklich hervorbringend: schmerzhaft, nahrhaft, vortheilhaft, ekelhaft. 3. Eine Neigung zu dem Begriffe des Wurzelwortes, und Fertigkeit in demselben. So wohl von Substantiven: tugendhaft, lasterhaft, schwindelhaft, zum Schwindel geneigt, vortheilhaft, so fern es eigennützig bedeutet, lügenhaft, schamhaft; als auch von Verbis: schwatzhaft, flatterhaft, tändelhaft, schmeichelhaft, zaghaft;

zuwei-

zuweilen auch von andern Adverbiis, leckerhaft, wahrhaft, boshaft. 4. Eine bloße Ähnlichkeit, von Substantiven, und nicht selten von ihrem Plurale: fieberhaft, erdhaft, fabelhaft, winterhaft, kinderhaft, schülerhaft, mannhaft. 5. Eine Möglichkeit: wohnhaft, wo man wohnen kann, wehrhaft, was sich wehren kann, theilhaft, was sich mit Vortheil theilen läßt. Da diese Ableitungssylbe eine der bestimmtesten, so wohl der Abstammung, als der Bedeutung nach ist, so läßt sie sich auch noch am häufigsten zu neuen Wörtern anwenden, besonders in der dritten und vierten Bedeutung, und vorzüglich in der letztern, eine in die äußere Sinne fallende Ähnlichkeit zu bezeichnen, z. B. alaunhaft, laugenhaft, dintenhaft, dem Geschmacke, Geruche nach dem Alaune, der Lauge, der Dinte ähnlich. Von der Ähnlichkeit der Bestandtheile sind die Zusammensetzungen mit —artig, erdartig, alaunartig, laugenartig, dintenartig, und von der Übereinstimmung, die mit —mäßig üblicher, gesetzmäßig, rechtmäßig.

heit, bildet abstracte Substantive, eine Beschaffenheit als selbständig zu bezeichnen, so wohl von Substantiven, Gottheit, Mannheit, Menschheit, Kindheit, Schalkheit, Thorheit; als von Beschaffenheitswörtern, die sich aber nicht auf bar, ich, lich, sam, und er, endi-

gen

gen dürfen, (Sicherheit und einige wenige andere etwa ausgenommen:) Blindheit, Bosheit, Einheit, Feinheit, Freyheit, Dunkelheit, Lüsternheit, Eigenheit, Albernheit. Diese Sylbe war noch im 8ten und 9ten Jahrhunderte als ein eigenes Wort im Gange, und bedeutete so wohl eine Person, als auch den Stand, die Eigenschaft derselben. Dero zueio heido, die zwey Personen, heißt es noch in dem übersetzten Isidor, und Heiteo antfankidu, Ansehung der Personen, bey dem Kero. Da also ihre Bedeutung noch gewisser Maßen bestimmt ist, und aus den vielen noch vorhandenen Ableitungen noch dunkel empfunden wird, so ist sie unter den gehörigen Umständen und Einschränkungen auch noch zu neuen Wörtern brauchbar.

ich, half sonst Appellativa bilden, Arrich, Äppich, Kranich, Lattich; besonders Geschöpfe männlichen Geschlechtes zu bezeichnen, Änterich, Wütherich, Gänserich, Täuberich. Allein wegen ihrer Dunkelheit ist sie längst veraltet.

icht, bildet; 1. collective Substantiva, das Rehricht, Spühlicht, Dickicht, ein dick verwachsener Ort in einem Walde, Weidicht, ein Weidengebüsch, Geröhricht, beysammen wachsendes Rohr. Wegen ihrer Dunkelheit ist auch sie zu neuen Ableitungen für die

edlere

edlere Schreibart unbrauchbar, dagegen die gemeinen Mundarten sie noch dazu anzuwenden pflegen, Dornicht, ein mit Dornen bewachsener Platz. 2. Beschaffenheitswörter, eine Ähnlichkeit zu bezeichnen, fast wie hast, isch und lich: buckelicht gehen, wie ein Buckelicher, kupfericht, dem Kupfer ähnlich, öhlicht, dem Öhle ähnlich, thöricht, einem Thoren ähnlich. Völlig ist sie nun zwar in dieser Bedeutung nicht veraltet; allein es werden doch selten Fälle kommen, wo man sie nöthig hat, theils weil die meisten Wörter dieser Art schon mit andern gleich bedeutenden und bestimmtern Ableitungssylben, dergleichen haft, isch, lich, und zum Theil auch ig sind, gebraucht werden, theils auch die Bestimmtheit der heutigen Hochdeutschen Mundart dieser dunkelen Sylbe gern andere Hülfsmittel vorziehet. Für biericht, bleyicht, kupfericht wird die edlere Schreibart lieber bierhaft, bleyhaft, kupferhaft, oder wenn die Ähnlichkeit der Bestandtheile angedeutet werden soll, lieber bierartig, bleyartig, kupferartig sagen. Überdieß hüthe man sich, theils diese Ableitungssylbe igt zu schreiben, welches wider ihre nächste Abstammung von achten ist, theils sie der Bedeutung nach mit der Sylbe ig zu verwechseln: beinicht und beinig, steinicht und steinig, kupfericht und kupferig u. s. f. sind sehr verschieden.

ig, bildet 1. Substantiva, wie König, Pfennig, Honig; ein längst und auf immer veralteter Gebrauch. 2. Adjectiva, doch nur aus Umstandswörtern, und Pronominibus: der gestrige Tag, von gestern; der meinige, von mein. S. von dieser gleichfalls nicht mehr anwendbaren Form, das vorige dritte Stück S. 83. 3. Beschaffenheitswörter, so wohl von Substantiven, als von Verbis, die Anwesenheit des Grundbegriffes, und eine darin gegründete Beschaffenheit, zu bezeichnen: ein güriger Mann, welcher Güte besitzet; ein steiniger Acker, welcher viele Steine hat. In diesem Falle stammet diese Ableitungssylbe unstreitig von dem alten Verbo eigen, haben, ab, oder ist vielmehr die Wurzel desselben. Sie hat dabey noch das besondere, theils, daß sie Substantiva auf keit bilden hilft, von Beschaffenheitswörtern, welche sie für sich nicht haben, S. das vorige dritte Stück, S. 80; theils, daß man vermittelst derselben zusammen gesetzte Beschaffenheitswörter von Substantiven bilden kann, welche diese Ableitung außer der Zusammensetzung nicht vertragen. Man kann nicht sagen, tägig, füßig, händig, köpfig, herzig, äugig, blütig u. s. f. wohl aber dreytägig, vierfüßig, vielhändig, großköpfig, doppelherzig, hundertäugig, kaltblütig, vollblütig. Und dieß ist daher auch der einzige Fall, wo sie noch zu neuen ähnlichen Ablei-

tungen anzuwenden ist, vierfächerig, dickdrähtig, ein dickschäliger Apfel.

ing, war ehedem gangbar, Substantiva zu bilden, besonders ein Ding, Subject zu bezeichnen, Hering, Messing, Bücking; ist aber wegen ihrer Dunkelheit längst veraltet, besonders seit dem die bestimmtere Sylbe ling an ihre Stelle getreten ist.

inn, eine fruchtbare Ableitungssylbe, eine Person oder ein Geschöpf weiblichen Geschlechtes zu bezeichnen, und dessen Nahmen von dem männlichen abzuleiten: König, Königinn, Fürst, Fürstinn, Dieb, Diebinn. Ingleichen von Thiernahmen, wo doch nur die Nahmen großer Thiere dazu tauglich sind, Hase, Häsinn, Löwe, Löwinn, Dachs, Dächsinn, Storch, Störchinn. Ferner von Volksnahmen, Türke, Türkinn, Däne, Däninn, Jude, Jüdinn. Vornehmlich aber von männlichen Nahmen auf er, Mahler, Mahlerinn, Bäcker, Bäckerinn, Sünder, Sünderinn. Da die Bedeutung dieser Sylbe sehr bestimmt ist, so läßt sie sich auch noch häufig zu neuen Ableitungen anwenden, besonders in dem letzten Falle, indem die männlichen Wörter auf er diese Ableitung fast ohne alle Einschränkung leiden. Indessen muß dabey folgendes bemerket werden: (1.) die männlichen auf erer werfen

fen um des Wohlklanges willen das eine er weg: Zauberinn, Plauderinn, Wanderinn, Wucherinn, Gotteslästerinn, von Zauberer, Plauderer u. s. f. oder müssen gänzlich vermieden werden. (2.) Nicht alle Thiernahmen, besonders kleinerer Thiere, leiden diese Ableitung, und alsdann muß man das Geschlecht durch die Beysätze Männchen, Weibchen, männlich, weiblich, oder auf andere Art umschreiben. (3.) Wenn beyde Geschlechter schon eigene Wurzelwörter zu ihren Nahmen haben, so ist diese Ableitung unnöthig: Mann, Frau; Vater, Mutter; Sohn, Tochter; Knecht, Magd; Hengst, Stutte. (4.) Bey den Adjectiven vertritt das e zugleich die weibliche Endung, daher ist es unnöthig und fehlerhaft, den als Substantiva gebrauchten weiblichen Adjectiven ein inn anzuhängen. Die Verwandte, Bekannte, Weltweise, und nicht Verwandtinn, Bekanntinn, Weltweisinn; so wenig als man sagt, die Schöninn, Heiliginn, Geliebtinn, Gelehrtinn, Großinn. Endlich bemerke man in Ansehung der Orthographie dieser Sylbe noch, daß sie zwar nur einen halben, aber doch einen merklich geschärften Ton hat, daher das n im Plural nothwendig verdoppelt werden muß, Fürstinnen. Es ist daher der Analogie gemäß, sie auch im Singular zu verdoppeln, wenn man nicht die Declination mit einer neuen unnöthigen Aus-

nahme beschweren will. Schreibt man doch Trift, Herr, Kamm, Fall u. s. f. weil der Ton geschärft ist, und daher der letzte Consonant im Plural nothwendig verdoppelt werden muß, warum nicht auch Königinn, und alle übrige?

isch, eine alte Ableitungssylbe für Beschaffenheitswörter, welche die Bedeutung der Sylben haft und ig in sich vereiniget. Sie bezeichnet, 1. einen Besitz, eine Anwesenheit des Wurzelbegriffes, neidisch, rückisch, partheyisch. 2. Zu einer Sache gehörig, von ihr herkommend, in ihr gegründet, gebirgisch, auf dem Gebirge wohnend, himmlisch; besonders von fremden Substantiven und Adjectiven: apostolisch, physisch, philosophisch, mystisch, logisch, und von eigenen Nahmen aller Art, Englisch, Russisch, Spanisch, Sächsisch. 3. Eine Neigung zu dem Grundbegriffe, und eine Fertigkeit in demselben, zänkisch, stürmisch, mürrisch. 4. Eine Ähnlichkeit, von Hauptwörtern, himmlisch, englisch, höllisch, balsamisch, mahlerisch, majestätisch; oft mit einem verächtlichen Nebenbegriffe, herrisch, weibisch, kindisch, thierisch. Es mag nun diese Ableitungssylbe durch eine grobe Aussprache aus ig und icht entstanden seyn, oder nicht, so ist sie doch sehr dunkel, und läßt sich daher, theils um deßwillen,

theils aber auch um des widrigen Zischlautes willen, nicht weiter zu neuen Ableitungen gebrauchen, außer in der zweyten Bedeutung, wo man vermittelst derselben noch Beschaffenheitswörter, aber auch nur von fremden Wörtern und eigenen Nahmen bilden kann, weil sie hier die lateinische Ableitungssylbe ic - us vertritt, physicus, physisch. Nur hüthe man sich die Ableitungssylben hier ohne Noth zu häufen. Für Indianisch, Hallensisch, Corsicanisch, läßt sich mit mehr Kürze und eben so viel Verständlichkeit, Indisch, Hallisch, Corsisch sagen. Aber Athenisch, Asisch, Amerikisch u. s. f. würden das Gehör beleidigen. In manchen Fällen sind zwey Formen in verschiedenen Bedeutungen üblich, wie Römisch und Römanisch, Gallisch und Gallicanisch, Frankisch und Französisch, Ernestisch und Ernestinisch. Um des widrigen Zischlautes, zum Theil auch um des vielen Wörtern in der ersten, dritten und vierten Bedeutung anklebenden verächtlichen Nebenbegriffes willen, vertauscht man in der edlern Schreib- und Sprechart diese Ableitungssylbe, wo man kann, gern mit andern, und besonders mit ig. Für abergläubisch, aufrührisch, läufisch, einbilderisch, haushältisch, auffahrisch, angreifisch, anhängisch u. s. f. sind abergläubig, aufrührig, läufig, einbildend, haushältig, auffahrend, angreifig, anhängig edler und wohlklingen-

der. Eben um deßwillen sind auch viele ehedem gangbare Beschaffenheitswörter auf isch in der neuern Hochdeutschen Mundart veraltet, z. B. mönchisch.

Keit, abstracte Substantiva zu bilden, läßt sich so wie heit gleichfalls noch zu neuen Ableitungen anwenden; nur daß das Beschaffenheitswort sich auf bar, er, ich, lich und sam endigen muß. Das ehemalige Mittel, Wurzeln, aus welchen man Abstracta auf keit bilden wollte, vorher die Sylbe ig anzuhängen, (S. das vorige Stück S. 80.) ist in Ansehung neuer Wörter veraltet.

lich, eine fruchtbare Ableitungssylbe, 1) für Umstandswörter, eine Art und Weise zu bezeichnen: kürzlich, auf eine kurze Art, (nicht vor kurzem, in welchem Verstande es nur im Niederdeutschen üblich ist;) höchlich, kecklich, klärlich. In diesem Verstande lassen sich wohl nicht leicht neue Wörter mit derselben wagen, außer in so fern alle folgende Beschaffenheitswörter auf lich auch als Umstandswörter gebraucht werden können, die Art und Weise zu bezeichnen. Noch mehr aber 2.) für Beschaffenheitswörter, welche sie aus allen Redetheilen bilden hilft, und alsdann eigentlich dem Wurzelbegriffe ähnlich bedeutet, röthlich, schwächlich, fälschlich; diese Bedeutung aber in viele andere umändert,

z. B.

z. B. der Möglichkeit, von Verbis, sterblich, glaublich, thunlich; der Anwesenheit des Wurzelbegriffes, des Besitzes, gefährlich, schädlich, glücklich; des Eigenthumes, bischöflich, fürstlich. Da diese Sylbe die Wurzel von gleich ist, folglich noch eine ziemlich bestimmte Bedeutung hat, so ist sie auch noch jetzt anwendbar. Nur hüthe man sich vor dem Mißbrauche, den Genitiv des Angehörens oder gar eine Opposition durch dieselbe umgehen zu wollen. Die churfürstliche Frau Mutter, für Mutter des Churfürsten, giebt einen Mißverstand, weil hier die Ableitungssylbe auf den Begriff der bloßen Ähnlichkeit führet. Noch mehr Mißdeutung macht der königliche Dichter, für der König und Dichter, oder der König, welcher ein Dichter ist. Andere Regeln der Vorsicht habe ich in meinem Wörterbuche und in meinem Lehrgeb. Th. 2, S. 71. f. bereits bemerket.

licht, für Beschaffenheitswörter, eine geringe Ähnlichkeit zu bezeichnen, schwärzlicht, röthlicht. Da diese Ableitungssylbe im Hochdeutschen wenig mehr gebraucht wird, indem lich dafür üblich ist, so ist sie zu neuen Wörtern auch noch weniger anwendbar.

ling, für Substantiva. 1. Substantiva von Zahlwörtern zu bilden, ein Ding von so viel Einheiten, als

das Zahlwort will, doch mit allerley Nebenbegriffen. Allein Zwilling ausgenommen, sind die meisten Wörter dieser Art niedrig, wie Dreyling, Vierling, Sechsling u. s. f. daher sie sich auch nicht weiter nachahmen lassen. 2. Ein Subject, Ding überhaupt, von welchem der Wurzelbegriff etwas sagt: Gründling, ein Fisch, welcher sich auf dem Grunde aufhält, Spätling, ein Ding, welches sich verspätet, Jüngling, Erstling. Zu neuen Wörtern ist sie hier zwar noch brauchbar, aber nur im verächtlichen Verstande, ohne Zweifel, weil sie ehedem mit der Verkleinerungssylbe lein gleich bedeutend war, wenigstens der Begriff der Kleinheit in den neuen Wörtern merklich hervor sticht: Dichterling, Witzling, Frömmling, Klügling, Weichling, Süßling.

niß, gleichfalls für Substantiva, Concreta, und noch mehr Abstracta von Beschaffenheitswörtern und Verbis zu bilden: Finsterniß, Wildniß, Geheimniß, Fäulniß, Ärgerniß, Bekenntniß, Vermächtniß. Die Bedeutung dieser Sylbe ist sehr dunkel, so dunkel, daß auch das wahre Geschlecht der damit abgeleiteten Wörter in vielen Fällen schwankend und ungewiß ist. Es hat daher die neuere Hochdeutsche Mundart sehr viele Wörter dieser Art veralten lassen, welche noch im Oberdeutschen im Gange sind. Es erhellet hieraus zugleich, daß neue

Wör-

Wörter dieſer Art ihr Glück ſchwerlich machen werden, ob es gleich ſcheinet, daß man im Oberdeutſchen ſie noch häufig dazu anwendet. Der verſtorbene Abbt glaubte das Wort Empfindniß nöthig zu haben, den Zuſtand des Empfindens zu bezeichnen, worüber zu ſeiner Zeit viel Schreibens war. Allein es ward mit ihm vergeſſen, und nicht ohne Urſache, indem dieſe Sylbe ſo dunkel iſt, daß ſich nicht einmahl beſtimmen läßt, ob die concrete oder abſtracte Bedeutung die herrſchende iſt. Concret iſt ſie in Gefängniß, Wildniß, Geheimniß Vermächtniß, Fahrniß, abſtract in Erkenntniß, Verdammniß, Betrübniß u. ſ. f. und manche werden ſo wohl abſtract als concret gebraucht. Daher man, wenn die abſtracte Bedeutung ſehr beſtimmt ausgedruckt werden ſoll, nun ſeine Zuflucht zu andern Ableitungsſylben nehmen muß, z. B. Gefangenſchaft.

ſal und ſel, zwey noch dunklere Ableitungsſylben für Subſtantiva, jene Abſtracta zu bilden, Trübſal, Drangſal, Schickſal; dieſe Concreta zu machen, Schleiffel, Füllſel, Einſchiebſel. Jene iſt daher völlig veraltet; dieſe aber wird zuweilen nur noch in den gemeinen Spracharten zu neuen Wörtern angewandt.

ſam, eine alte Ableitungsſylbe für Beſchaffenheitswörter. Sie bezeichnet 1. eine Ähnlichkeit, Gemäß-

heit: gewogtsam, grausam, tugendsam, (jetzt lieber tugendhaft.) 2. Eine Fähigkeit und Fertigkeit: arbeitsam, genügsam, aufmerksam, biegsam. 3. Eine Anwesenheit des Stammbegriffes: heilsam, langsam, seltsam. Da sam noch vor wenig Jahrhunderten als eine eigene Partikel üblich war, welche zur Vergleichung gebraucht ward, und so viel als als bedeutete, so ist auch ihre Bedeutung noch gewisser Maßen bestimmt, und daher läßt sie sich auch unter den gehörigen Umständen noch weiter anwenden: erfindsam, Fertigkeit im erfinden besitzend, empfindsam, Fähigkeit und Fertigkeit zu empfinden, überlegsam u. s. f.

schaft bildet Substantiva, und zwar 1. Collectiva, Bürgerschaft, Priesterschaft, Landschaft, Verlassenschaft. 2. Abstracta, Freundschaft, Feindschaft, Wissenschaft. Für ganz veraltet kann man diese Sylbe nicht halten; allein sie wird sich doch nur in wenig Fällen zu neuen Wörtern gebrauchen lassen, weil die collective und abstracte Bedeutung gleich gangbar sind, und daher Dunkelheit verursachen können. Am meisten sticht die collective Bedeutung hervor, daher man in derselben im gemeinen Leben noch zuweilen neue Ableitungen macht, die Hauptmannschaft, die sämmtlichen Hauptleute. Ein neuerer Schriftsteller wagte Hirtenschaft,

den

den Stand eines Hirten zu bezeichnen; allein sehr dunkel und ohne Noth, weil Hirtenstand den Begriff weit besser ausdruckt. Lavaters Machenschaft, für hervorgebrachtes Werk, ist völlig verwerflich, weil der Sylbe hier eine concrete individuelle Bedeutung beygelegt wird, die sie doch seit undenklichen Zeiten nicht mehr hat, daher Buhlschaft auch schon längst veraltet ist.

selig, für Beschaffenheitswörter, zwar jetzt noch ein eigenes Wort, aber in einer ganz verschiedenen Bedeutung. Da die Bedeutung, welche es als Ableitungssylbe hat, längst veraltet, und daher sehr dunkel ist, so ist es auch zu neuen Anwendungen untauglich, zumahl da der Gleichlaut mit dem noch gangbaren Beschaffenheitsworte selig Mißdeutung verursachen kann. Um deßwillen hat auch die neuere Hochdeutsche Mundart, rathselig, bittselig, rachselig, lobselig, und hundert andere Wörter dieser Art veralten lassen.

thum, für Substantiva, und zwar 1. Collectiva, nur in einigen wenigen: Heidenthum, Judenthum, Alterthum, Papstthum. 2. Abstracta, einen Stand, eine Würde, Eigenschaft zu bezeichnen, wovon denn manche wieder Concreta werden können: Wachsthum, Christenthum, Eigenthum. Da diese Sylbe sehr dun-

kel

kel ist, so ist sie auch zur fernern Anwendung unschicklich, zumahl da man in beyden Fällen bestimmtere hat. Die neuere Hochdeutsche Mundart hat daher viele ehedem gangbare Wörter dieser Art veralten lassen, z. B. Leibeigenthum, wofür jetzt Leibeigenschaft üblicher ist.

ung, gleichfalls für Substantiva. 1. Concreta und Collectiva von Beschaffenheitswörtern und andern Substantiven zu bilden: Freyung, ein befreyter Ort, Holzung, Waldung, Stallung. In diesem Falle ist sie längst und auf immer veraltet. 2. Abstracta, von Verbis mit Wegwerfung des en der Infinitive, die Handlung des Verbi als selbständig darzustellen: Eroberung, Bändigung, Warnung, Krönung. In dieser Bedeutung ist sie freylich noch anwendbar, aber nur von eigentlichen Activis, und auch hier mit vieler Einschränkung, weil von vielen Verbis der Infinitiv als ein Substantiv gebraucht, bereits diese Stelle vertritt, das Schlagen, Mahlen, Schreiben, Schnitzen, Segnen, und nicht die Schlagung, Mahlung, Schreibung, Schnitzung, Segnung.

* * *

Ich will diesen ein wenig lang gerathenen Aufsatz mit einigen allgemeinen Anmerkungen beschließen.

1. Die

1. Die Bildung eines neuen Wortes durch die Ableitung, erfordert nicht allein Geschmack, sondern auch viel gründliche Sprachkenntniß. Sprachkenntniß, damit man eine Sylbe nicht allein in der gehörigen noch gangbaren Bedeutung, sondern auch hier nur in den erlaubten Fällen gebrauche. Menschheit, Menschlichkeit und Sterblichkeit, sind daher in den neuern ihnen beygelegten Bedeutungen verwerflich. Manche Ableitungssylben lassen sich nur an einen, manche an mehrere Redetheile anhängen, und bey manchen leidet das Wurzelwort Veränderungen, welche man nicht übergehen darf. Geschmack aber, theils, damit man empfinde, ob die Stellung und der Zusammenhang der Verständlichkeit zu Hülfe komme oder nicht; theils aber auch, damit man durch das neue Wort nicht den Wohlklang beleidige, wie in vervollkommnen, und Vervollkommnung unläugbar ist.

2. Wenn von einem Worte in der verlangten Bedeutung bereits eine Ableitung vorhanden ist, so ist es unerlaubt, eine neue zu machen, weil die Verständlichkeit nichts dabey gewinnet, wohl aber durch zwey Nahmen für einen und eben denselben Begriff gestöret wird. Folglich nicht Träge, Schöne, Reinheit, Müdheit, Blödheit, verschlechtern, u. s. f. Da man bereits

Träg-

Trägheit, Schönheit, Reinigkeit, Müdigkeit, Blödigkeit, verschlimmern, hat.

3. Ableitungssylben gewähren nur einen dunkelen Begriff, aber in dem Grade der Dunkelheit sind sie sehr verschieden. Die dunkelsten sind zu neuen Wörtern am unschicklichsten, weil sie der Verständlichkeit schaden.

4. Die dichterische Sprache hat in neuen Ableitungen mehr Freyheit, als die unterrichtende Prosa, selbst in Ansehung dunkeler Ableitungssylben, weil die Dunkelheit der Täuschung, welche sie sucht, zu Statten kommt. Indessen muß auch sie sich auf das strengste an gangbare Analogien binden, wenn sie selbst die Täuschung nicht verfehlen will.

5. Wenn sich für einen Begriff kein schickliches und wohlklingendes Wort bilden läßt, so ist solches eben kein Übel, weil zwar die Kürze verliert, aber die Verständlichkeit gewinnet, und diese doch jener allemahl vorgehet. Wenn sich ein Begriff nicht auf einmahl denken läßt, sondern in mehrere Begriffe aufgelöset werden muß, so ist es seltsam und unbillig, ihn durch ein einiges Wort ausdrucken zu wollen, weil der Ausdruck nothwendig verunglücken muß.

4.

über die Frage: Was ist Hochdeutsch?

Gegen den Deutschen Merkur.

Da ich bey der Ausgabe dieses Magazines nicht die Belustigung müßiger, oder Täuschung unkundiger Leser, sondern die Beförderung gründlicher Sprachkenntniß, nach dem geringen Maße meiner Kräfte, zur Absicht hatte, so hielt ich es auch für Pflicht, mit der Erörterung eines Gegenstandes den Anfang zu machen, welcher in jeder Sprache der erste und wichtigste ist, und worauf jede andere Untersuchung gegründet seyn muß; der Frage nähmlich: was ist unsere Schriftsprache? wie ist sie entstanden? und wo ist sie einheimisch? Die Beantwortung dieser Frage schien mir gegenwärtig desto nothwendiger, je allgemeiner gewisse Vorurtheile selbst unter Sprachgelehrten geworden sind, welche überall nichts als Verwirrung und Zerrüttung verursachen, wenigstens die schöne Einheit stören, welche jeder mit Geschmack ausgebildeten Schriftsprache so nothwendig ist. Da die Frage mehrere eben so wichtige Gegenstände in sich fasset, so hielt ich es für das schicklichste, sie in mehrere Theile zu zerlegen, selbige nach und nach

abzu-

abzuhandeln, und am Ende den ganzen Beweis in einer kurzen zusammenhangenden Übersicht zu wiederhohlen.

Da meine Beantwortung, wenn sie nach meiner Überzeugung ausfallen sollte, den jetzt herrschenden Vorurtheilen gerade entgegen gehen mußte, so konnte ich mir auch leicht vorstellen, daß sie sehr vielen mißfallen, und hier und da Widerspruch veranlassen würde. Allein ich konnte mir denn doch so viel Billigkeit versprechen, theils daß man mich bis zur Vollendung meines Beweises ruhig anhören, theils aber auch, daß man mir nicht blos widersprechen, sondern mich widerlegen würde, weil ich nichts ohne Gründe behauptet habe. Meine erste Vermuthung hat sich bestätiget, nicht aber die letzte. Ich habe in dem November und December des Deutschen Merkurs von dem vorigen Jahre einen Gegner gefunden, welcher es nicht für nothwendig gehalten hat, mich bis zu Ende anzuhören, sondern mir gleich bey meinem ersten Stücke einen weitläuftigen Widerspruch entgegen setzt. So wenig nun auch mein Gegner dabey auf meine Gründe Rücksicht genommen hat, zum Theil auch nicht nehmen konnte, weil er für gut gefunden, die Fortsetzung meines Beweises nicht abzuwarten: so sehe ich mich doch genöthiget, demselben zu antworten, indem es hoffentlich auf eine Art geschehen

hen kann, wobey die Wahrheit doch wenigstens etwas gewinnen wird.

Es hat mich ein wenig befremdet, daß sich mein Gegner hinter den Nahmen Philomusos verbirgt. Wozu diese Hülle? Die Sache selbst betrift weder die Ehre noch die Seligkeit. Überdieß hatte er es mit einem unverkappten Gegner zu thun, und da ich, meiner Gründe gewiß, mich nicht scheuete, eine vielen sehr unangenehme Wahrheit mit der einem jeden ehrlichen Manne anständigen Offenherzigkeit zu behaupten, so hatte er noch weniger Ursache, sich zu verbergen, da er den Beyfall der Menge für sich hatte. War es etwa Mißtrauen in seine eigene Sache, welches ihn dazu bewog? Bey nahe sollte ich es glauben. Auch die Art, wie dieser Widerspruch entstanden ist, ist ein wenig sonderbar; allein ich will mich nicht dabey aufhalten, sondern nur bey dem stehen bleiben, was gedruckt vor Augen liegt.

Mein Gegner richtet seinen Widerspruch gegen den ersten und fünften Aufsatz meines ersten Stückes zugleich. Da die beyden daselbst abgehandelten Gegenstände gewisser Maßen verschieden sind, so kann ihre Vermengung leicht Dunkelheit und Verwirrung verursachen, daher ich in diesem Aufsatze blos von der Sprache, in dem

folgenden aber von der schönen Litteratur handeln werde.

Mein Gegner leget mir in dem Eingange S. 145. f. einige Verdienste um die Sprache bey, und versichert, daß ich sie ihrem ganzen Umfange nach lange und gründlich studieret habe. Allein, da er in seinem ganzen Aufsatze zu behaupten sucht, daß ich mich in dem was Hochdeutsch ist, völlig geirret habe, so wird das vorige noch weniger als ein Compliment. Eine Sache lange und gründlich studieret haben, und doch nicht einmahl wissen, was sie ist, und was sie nicht ist, ist, so viel ich einsehe, ein Widerspruch, daher er sich auch keinen Dank dafür von mir zu versprechen hat.

Gleich darauf S. 146. äußert er sein Mißfallen über meinen entscheidenden Ton. Ist dieser eine Wirkung überzeugender, lange studierter, und auf allen Seiten abgewogener Gründe, so sehe ich nicht ein, was daran zu tadeln ist. Wer von einer Wahrheit nur so schwach überzeugt ist, daß er sich schüchtern und furchtsam ausdrucken muß, thut allemahl besser, wenn er gar nicht davon schreibt, weil er keine festere Überzeugung wirken kann, als er selbst hat, und bloße Wahrscheinlichkeit, wenn die Sache selbst Gewißheit verstattet, so viel wie nichts ist.

Ich habe zu behaupten gesucht: unser gegenwärtiges Hochdeutsch, d. i. diejenige deutsche Mundart, deren sich alle Deutsche Schriftsteller von Geschmack in ihren Schriften bedienen, ist nichts anders, als die gewöhnliche Gesellschaftssprache Obersachsens in den obern Classen, welche von hier zu den Schriftstellern ausgegangen ist, und sich von der Schriftsprache in nichts unterscheidet, als daß diese mehrere Sorgfalt, Aufmerksamkeit und Auswahl nicht allein verstattet, sondern auch erfordert, als der schnell vorüber gehende mündliche Ausdruck. Ich habe zugleich die Ursachen angegeben, warum gerade diese Mundart Deutschlands Schriftsprache geworden ist, nähmlich weil sich Obersachsen durch höhere Grade der Cultur aller Art und besonders durch eine höhere Ausbildung des Geschmackes vor allen Deutschen Provinzen hervor gehoben hat.

Ich will die Beweisgründe, welche ich bisher in den drey vorigen Stücken dieses Magazines einzeln bearbeitet habe, hier kürzlich zusammen fassen, und dabey zeigen, was mein Gegner davon beantwortet hat, oder nicht. Meine Gründe sind folgende:

1. Die Natur der Sache, oder die Unmöglichkeit, daß eine Sprache anders als in dem gesellschaftlichen Leben entstehen, und anders, als in den engern Graden

desselben ausgebildet werden könne. Die einzelen Sätze, welche darin liegen, sind folgende: (1) Deutschlands Schriftsprache unterscheidet sich sehr merklich von allen Mundarten der Provinzen. Dieser Satz bedarf wohl keines Beweises, weil er einem jeden in die Augen leuchten muß. (2) Dasjenige, wodurch sich eine Sprache von der andern, eine Mundart von der andern unterscheidet, sind verschiedene befolgte Analogien. (St. 2, S. 85. f.) Auch dieser Satz bedarf keines weitern Beweises, so bald man nur von der Analogie einen deutlichen Begriff hat. (3) Dasjenige, was unter mehrern und oft sehr vielen Analogien in jeder Sprache oder Mundart der einen vor der andern den Vorzug gibt, ist der Sprachgebrauch. Ich habe dieses St. 2, S. 83. f. bewiesen, und da mein Gegner nichts dawider eingewandt hat, so muß er darin wohl mit mir einig seyn. (4) Dieser Sprachgebrauch nun, oder diese Befolgung einer Analogie unter so vielen möglichen, hat seinen Grund ganz in den individuellen Verhältnissen und Umständen jeder in engerer bürgerlichen Verbindung lebender Menge Menschen. (St. 2, S. 87.) Wer je gründlich darüber nachgedacht hat, bey wem und wie Sprachen entstehen und fortgebildet werden, muß auch diesen Satz zugeben, oder wenigstens zeigen, daß und wie eine andere Art der Entstehung und Ausbil-

dnug möglich ist. (5) Jede Sprache setzt also eine gesellschaftliche Verbindung voraus, und der Grad ihrer Ausbildung hängt ganz von dem engern oder weitern Bande dieser Verbindung ab; oder mit andern Worten, keine Sprache oder Mundart kann anders als in dem gesellschaftlichen Leben entstehen oder ausgebildet werden, weil die individuellen oder localen Verhältnisse und Umstände, welche der einen Analogie unter so vielen möglichen den Vorzug geben müssen, nur hier allein angetroffen werden. (6) Da nun Schriftsteller nicht in der engern gesellschaftlichen Verbindung leben, welche dazu erfordert wird, unter so vielen in jedem einzelen Falle möglichen Analogien der einen auf eine bestimmte Art den Vorzug zu geben: so ist es auch unmöglich, daß sie eine Sprache sollten erfinden, oder nur ausbilden, oder fortbilden können, weil eben diese Fortbildung, wenn sie nach übereinstimmigen Analogien geschehen soll, wieder die engern gesellschaftlichen Verbindungen voraus setzt, (St. 3, S. 45. f.) Mein Gegner läugnet zwar diesen Satz, und behauptet in der Folge, daß es Schriftsteller sind, welche die Sprache ausbilden; allein da er der vorigen Sätze, woraus meine Behauptung ganz natürlich folgt, mit keinem Worte erwähnet, so kann ich auch seinen Widerspruch für weiter nichts, als einen willkührlichen Widerspruch, und nicht für eine Wi-

derlegung halten. Ich schließe weiter, (7) Da nun das Hochdeutsch oder die deutsche Schriftsprache ihren eigenen Sprachgebrauch, d. i. für jeden einzelen Fall bestimmte Analogien hat, so muß sie eine eigene Mundart seyn, d. i. sie muß in irgend einer Deutschen Provinz einheimisch, und in derselben die gewöhnliche gesellschaftliche Sprache wenigstens derjenigen Classe seyn, zu welcher die Schriftsteller gehören, und für welche sie schreiben.

2. Diese Provinz kann nun gar nicht streitig seyn, denn die geringste Erfahrung lehret es, daß es das südliche Obersachsen ist, in dessen obern Classen gerade dieselbe und keine andere Mundart einheimisch ist, deren sich Schriftsteller von Geschmack in ihren Schriften bedienen. Wider diesen Satz hat nun mein Gegner sehr vieles einzuwenden, welches ich im folgenden beantworten werde. Hier bemerke ich nur überhaupt, daß es bey der Beurtheilung des Verhältnisses der Schriftsprache gegen den mündlichen Ausdruck einer Provinz, weder auf die Fehler und Eigenheiten einzeler Personen, noch auf die Nachläßigkeiten des flüchtigen, schnell vorüber gehenden mündlichen Ausdruckes selbst, sondern auf die im Ganzen herrschenden Analogien ankömmt, welche der mündliche Ausdruck mit dem schrift-

lichen

lichen gemein hat, und welche der letztere allerdings strenger befolgen kann und muß, als dem erstern möglich ist. Räumt mein Gegner den Satz ein, daß eine Sprache nicht anders als in dem gesellschaftlichen Leben erfunden und ausgebildet werden könne, und er hat ihn noch mit keiner Sylbe widerlegt, so muß er mir auch zugestehen, daß die Deutsche Schriftsprache in irgend einer Provinz die gewöhnliche gesellschaftliche Sprache der obern Classen ist, oder doch gewesen ist, und diese Provinz müßte sich denn doch sehr leicht ausfindig machen lassen, und ist es Obersachsen nicht, so muß eine andere Provinz angegeben und von derselben bewiesen werden, daß die gesellschaftliche Sprache ihrer obern Classen bey allen Eigenheiten einzeler Personen, und bey allen Nachlässigkeiten des mündlichen Ausdruckes doch im Ganzen eben dieselben Analogien befolget, welche in der Schriftsprache herrschen.

Dieß sind meine zwey vornehmsten Beweise, welche die Sache schon allein entscheiden können. Allein da der erstere ein wenig philosophisches Nachdenken und Bekanntschaft mit dem Gange des menschlichen Geistes in den Sprachen, der zweyte aber eine nähere Bekanntschaft mit der gesellschaftlichen Sprache der obern Classen in dem südlichen Churſachsen voraus setzt, und ich

daher befürchtete, daß einer oder der andere nicht einem jeden einleuchten möchte, so habe ich denselben noch verschiedene Nebenbeweise beygefüget, welche der Faßlichkeit aller angemessen sind, und meinen Hauptsatz wenigstens gar sehr bestätigen. Diese sind nun:

3. Das völlig ähnliche Verhältniß aller übrigen so wohl ältern als neuern Schriftsprachen, welche insgesammt die gesellschaftliche Mundart der blühendsten Provinz oder Stadt ihres Landes waren oder noch sind, welches sich theils aus der Natur der Sache, (S. Num. 1.) theils aus dem übereinstimmigen Zeugnisse so vieler Schriftsteller unter ihnen, theils aus ihrem Nahmen, wie bey der Toscanischen, Attischen und Römischen, theils in Ansehung der noch lebenden durch den Augenschein beweisen läßt. (St. 1, S. 5. f.) Über diesen Beweis schlüpft mein Gegner S. 155. mit leichten Füßen weg, und sagt, er wolle ihn unerörtert lassen, weil die Sache am Ende doch nichts entscheiden würde. Wie? nichts entscheiden? — Ich dächte sie müßte sehr viel entscheiden. Denn wenn einerley Erscheinung in neunzehn Fällen eine und eben dieselbe wirkende Ursache hat, so bin ich, wenn sie im zwanzigsten Falle wiederkommt, doch gewiß berechtigt, sie so lange eben derselben wirkenden Ursache zuzuschreiben, bis ausdrücklich das

Ge-

Gegentheil dargethan wird. Das ist nun in dem Deutschen Merkur nicht geschehen. Zwar wird daselbst behauptet, daß die Französische Schriftsprache von Schriftstellern sey ausgebildet worden, aber ohne den geringsten Beweis anzuführen, oder mir meine Gründe für die Unmöglichkeit einer solchen Ausbildung umzustoßen. Doch davon hernach.

4. Das Beyspiel solcher Sprachen, welche dem Willkühr der Schriftsteller überlassen worden. Als die Römische Sprache aufhörete, die gesellschaftliche eines durch Geschmack verfeinerten Volkes zu seyn, und als Schriftsteller sie darauf weiter ausbilden wollten, was ward sie und was mußte sie werden? — Barbarisches Latein. Was ist aus unserm Hochdeutsch bey allen denjenigen Schriftstellern geworden, welche es seit zwanzig Jahren für sich allein ausbilden wollten? — was es werden konnte und mußte, barbarisches Deutsch. Ist es wohl nöthig, Beyspiele anzuführen? Man nehme sich die Mühe, die Schriften unserer neuern Sprachverbesserer und der Sprachgrübler unter den witzigen Köpfen durchzublättern, so wird man hinlänglich davon überzeugt werden. Und doch sind sie Schriftsteller, und schreiben als Schriftsteller. Hinge die Sprache von Schriftstellern allein ab, so gäbe es weder Sprachfehler,

noch irgend etwas verwerfliches in der Sprache, weil nichts so fehlerhaft und ungereimt ist, wofür sich nicht die Autorität eines Schriftstellers sollte anführen lassen.

5. Das Beyspiel solcher Schriftsteller von Ansehen, welche man wohl eher für Schöpfer und Ausbilder der Sprache gehalten hat. Wie oft hat man nicht Luthern für den Urheber unserer heutigen Schriftsprache gehalten, und doch versichert er selbst mit dem ihm eigenen Nachdrucke, daß sein Deutsch kein anderes Deutsch sey, als wie es in dem gesellschaftlichen Umgange seines Ortes gesprochen werde. (St. 1, S. 20.)

6. Das Zeugniß so vieler Schriftsteller aus den Provinzen, und besonders aus Oberdeutschland, welche unsere heutige Schriftsprache immer Sächsisch, Obersächsisch und wohl gar Meißnisch nennen. Es sollte mir nicht schwer fallen, ein halbes hundert solcher Zeugnisse zusammen zu bringen, wenn es die Mühe der Aufsuchung belohnte. Nur eines, und zwar von einem Manne, für welchen mein Gegner gewiß Achtung hat, von dem nunmehr verewigten Bodmer. Dieser sagt in seinem Aufsatze von Luthers Verdiensten um die Deutsche Sprache, welcher sich vor seinen Grundsätzen der Deutschen Sprache befindet, S. 11, nachdem er Luthern die Umbildung der alten Schriftsprache zur heuti-

gen beygeleget hatte: „Die Sprache dieses grossen „Mannes erhielt mit seinen Schriften und seinen Leh„ren die Oberhand; die Achtung, die Ehrfurcht für die„se brachte zugleich jene in Ansehn; beyde wurden auf „einmahl gelernet. Man siehet dieses an der Sprache „der catholischen Provinzen Deutschlandes; die ist nur „darum so weit von der Sächsischen unterschieden, weil „man da Luthers Lehrsätze nicht, und eben so wenig sei„ne Sprache angenommen hat. Vor Luthers Verän„derungen war der Unterschied zwischen der Sächsischen „Mundart und der Bayerischen oder Oesterreichischen „sehr gering. *) Eben dieses mag zum Theile auch „Ursache seyn, daß die Provinzen an dem obern Rhein, „die des Zwingels Lehre folgten, und seine Bücher la„sen, in welchen die Sprache der Schwäbischen Kaiser „sorgfältiger beybehalten ward, der Sächsischen Spra„che sich viel später beflissen haben, und noch jetzo in „vielen absonderlichen Stücken davon abweichen.“ Man nehme den Irrthum weg, daß Luther als Schriftsteller die

*) Warum anders, als weil die bisherige Schriftsprache bis dahin noch die gesellschaftliche Sprache der obern Classen in Sachsen so wohl als in Oesterreich und Bajern, war, zu und nach Luthers Zeit durch den Wachsthum an Erkenntniß, Geschmack und Wohlstand in Sachsen weiter ausgebildet ward, in den übrigen Oberdeutschen Provinzen aber da stehen blieb, wo sie war.

die Sprache verändert habe, welchen man einen Schweizerischen Gelehrten zu Gute halten kann, so ist alles für mich?

Ich könnte noch mehrere ähnliche Bemerkungen anführen, welche insgesammt zur Bestätigung meines Satzes dienen würden. Aber wozu? Er ist hoffentlich so strenge bewiesen, daß er keiner weitern Bestätigung bedarf. Ich frage nunmehr jeden billigen und uneingenommenen Leser, ob meine Überzeugung von der Wahrheit meines Satzes so subjectivisch ist, als mein Gegner sein Publikum bereden will. Ein Theil meiner im vorigen angeführten Gründe lag ihm bey seinem Aufsatze bereits vor Augen, allein er sahe sie nicht, oder thut wenigstens als wenn er sie nicht sehe.

Um dieses desto einleuchtender zu zeigen, will ich nunmehr den Widerspruch des Deutschen Merkur gegen die obigen Gründe halten, werde mich aber dabey so kurz als möglich ist, fassen, weil das meiste schon im vorigen widerlegt worden.

Von S. 149 — 154. liefert der Verfasser zuvörderst eine kurze Darstellung meiner Behauptung von dem, was Hochdeutsch ist. Ich bedaure nur, daß sie sehr unglücklich gerathen ist, und blos einen Auszug aus dem

liefert,

liefert, was ich von der Geschichte der Deutschen Schriftsprache und schönen Litteratur gesagt habe, mit Weglassung aller Gründe, weil ihre Erörterung, heißt es, für den deutschen Merkur zu weitläufig ist, und am Ende doch nichts entscheiden würde. Ich gestehe es gerne, daß ich mich in diese Art zu streiten nicht zu finden weiß. Meiner Einsicht nach entscheiden Gründe alles, und widersprechen, und doch keine Gründe erörtern wollen, ist so viel wie gar nichts. Beyläufig kommt S. 152. ein Ausfall gegen Gottscheden vor. Mag er doch immer für seine Person ein wässeriger, geschmackloser und nachlässiger Scribent, (warum nicht Schriftsteller?) gewesen seyn, so ist doch sein Verdienst um Sprache und Litteratur unläugbar. Er war der erste, der mit Nachdruck und Erfolg wider den Lohensteinschen Schwulst, wider Talandersche Sprachmengerey, und wider die niedrigen Possen auf der Bühne eiferte, auf die Reinigkeit der Sprache drang, und zur Bildung des Geschmackes die Nachahmung der Alten, und ihrer Schüler der Franzosen empfahl. Sey es doch, daß er in der Ausübung aller dieser Stücke selbst unglücklich war, so war doch seine erste Theorie für die damaligen Zeiten vortreflich, und bildete Schüler, welche größer waren, als er. Mancher Tanzmeister, dem die Natur gerade Füße versagte, hat Vestri's, und mancher sehr mittelmäßiger

Mah-

Mahler Raphaels gebildet, wenn nur ihre Anweisung gut war. Gesetzt auch daß der Hamburgische Patriot und die Zürchischen Sittenmahler ihm viel vorgearbeitet hatten, so vermindert das sein Verdienst nicht, weil er als Lehrer auf einer zahlreichen und blühenden Universität, stärker und weiter wirken konnte, als jene. Bey Bestimmung des Verdienstes hängt alles von dem Erfolge und der Größe des Wirkungskreises ab, und dann hat Gottsched bey allen seinen persönlichen Mängeln und Fehlern alles für sich.

Von S. 156 folgen Einwürfe, oder wie der Verfasser sie nennt, Zweifel und Fragen, gegen meine kurze Geschichte der Deutschen Schriftsprache. Er fragt, ob nicht die Sprache der Schwäbischen Dichter an Regelmäßigkeit, Biegsamkeit und Wohlklang der Sprache des 15ten und 16ten Jahrhunderts vorzuziehen sey? Soll diese Frage nicht willkührlich, nach wenig flüchtig hingeworfenen Blicken, beantwortet werden, so erfordert sie weitläuftige und mühsame Untersuchungen, deren Erfolg aber die Mühe nicht belohnen möchte, weil hier auf diese Frage wenig oder gar nichts ankommt. Aber gesetzt, die Sprache wäre zu den Zeiten der Schwäbischen Kaiser regelmäßiger *), biegsamer und wohlklingender

*) Regelmäßigkeit ist eigentlich nicht das Loos ausgebildeter Spra-

gender gewesen, als in den nächsten folgenden Jahrhunderten, so würde solches zum Beweise meines Satzes von der genauen Verbindung der Sprache mit dem jedesmahligen Zustande des Geschmackes und der Cultur überhaupt dienen. Aber mein Gegner fragt weiter: ob nicht die Sprache der Schwäbischen Dichter wesentliche Vorzüge vor der jetzigen gehabt habe? Ich frage dagegen: hatte die Sprache des Andronicus, Fabius Pictor, oder Ennius wesentliche Vorzüge vor der Sprache des Virgil, Cäsar und Cicero? Oder hatte die Französische Sprache unter Ludwig dem Heil. wesentliche Vorzüge vor der unter Ludwig 14? Und hatten sie ja einige Vorzüge in Nebendingen, waren diese ältern Sprachen um des willen im Ganzen den weit ausgebildetern neuern vorzuziehen? Ich weiß wohl, daß Bodmer die ältere Schwäbische Sprache der neuern Hochdeutschen den Vorzug gab; allein es ist nichts seltenes, daß man aus Vorliebe, und in der Hitze eine gute Sache zu befördern, ihre Vorzüge ein wenig übertreibt, und das begegnete hier dem guten Bodmer, und ihm haben es viele nachgebetet, welche nicht im Stande waren, die Schwäbischen Dichter weder zu lesen, noch zu ver-

Sprachen. Die ärmsten, rohesten und einfachsten Sprachen sind immer die regelmäßigsten. So sonderbar der Satz klingt, so leicht und bündig läßt er sich beweisen: aber das gehöret nicht hierher.

verstehen. Ich habe in dem vorigen Stücke bey Gelegenheit des mildernden e eine kleine Probe gegeben, wie unbestimmt und regellos die Schriftsprache der damahligen Zeit mit diesem Vocale umgegangen ist, und es würde sich das von weit mehrern Analogien beweisen lassen, wenn es die Mühe belohnte. Allein die ganze Untersuchung wird unnütz, so bald man den Satz einräumt, daß veraltete Mundarten nicht zur Verbesserung und Bereicherung neuerer gebraucht werden können, und daß Schriftsteller kein Recht haben, an der Sprache ihrer Zeit zu künsteln; denn darauf ist es denn am Ende mit diesen Fragen doch nur abgesehen. Räumt mein Gegner ein, daß Cultur und Sprache in der genauesten Verbindung stehen, und giebt er zu, daß die Cultur des 18ten Jahrhunderts die Cultur des 13ten weit hinter sich zurück läßt, so muß er auch schon aus diesem Grunde der heutigen Schriftsprache den Vorzug zugestehen.

Der zweyte Einwurf, S. 157 betrift das, was ich von Obersachsen gesagt habe. Mein Gegner fragt: womit kann bewiesen werden, daß Ober-Sachsen von der Mitte des 16ten Jahrhunderts bis 1760, der Sitz des guten Geschmackes in der Deutschen Litteratur, und also auch die Mundart dieser Provinz die ächte Hochdeutsche Sprache gewesen? In Ansehung der Litteratur beant-

worte

worte ich diese Frage in dem folgenden Aufsatze; hier habe ich es bloß mit der Sprache zu thun. Ich muß aber zuvörderst fragen, was verstehet mein Gegner unter ächte Hochdeutsche Sprache? Der Ausdruck ächt scheinet mir ein Schlupfwinkel zu seyn, hinter welchen er sich in jedem Falle verbergen kann. Er muß sich daher nicht allein erst näher erklären, was er unter ächtem Hochdeutsch verstehet, sondern auch, wenn seine Vorstellung von der meinigen abweicht, erst diese widerlegen, ehe ich ihm hierin antworten kann, weil die Beantwortung dieser Frage erst die Berichtigung aller übrigen Puncte voraus setzt, ehe sie mit Nutzen geschehen kann. Was mein Gegner mit den im folgenden angeführten Schriftstellern des vorigen Jahrhunderts sagen will, sehe ich nicht recht ein. Will er damit beweisen, daß die Obersächsische Mundart im 16ten und 17ten Jahrhundert keinen so überwiegenden Einfluß auf die Provinzen gehabt hat, daß sich diese darnach gebildet hätten, so gebe ich ihm das nicht allein zum Theil zu, sondern wende auch die ganze Erfahrung gar sehr für mich an. Warum war die Schriftsprache des vorigen Jahrhundertes, wie sich mein Gegner ausdrückt, ein wahres Babel? und warum schrieb jeder, was ihm recht däuchtete? Warum anders, als weil es den Schriftstellern an einer höhern Leitung fehlte, weil Sachsen ungeachtet seines höhern

Fortschrittes in der Cultur und dem Geschmacke, (der auch in Sachsen selbst, der Natur der Sache nach, nicht anders als sehr langsam geschehen konnte,) aus Mangel der dazu erforderlichen äußern Umstände noch nicht Einfluß genug auf das Ganze hatte; kurz, weil jeder Schriftsteller die ältere Schriftsprache für sich, und als Schriftsteller weiter fort- und ausbilden wollte, und in so fern ist dieser ganze Einwurf, wenn es anders einer seyn sollte, für mich. Aber ich kann ihm mit gleichzeitigen Zeugnissen damahls lebender Schriftsteller und schönen Geister, z. B. eines Johann Rist, und ziemlich auch Opitzens, beweisen, daß die Vorzüge der Obersächsischen Mundart schon damahls von Männern von feinerm Gefühle empfunden worden, daß sie selbige allen übrigen Deutschen Mundarten vorgezogen, und sich häufig nach ihr gebildet haben. Opitz hielt sich ausdrücklich eine Zeit lang bey August Buchnern in Wittenberg auf, bloß in der Absicht, Sprache und Geschmack bey ihm auszubilden. Ich werde, wenn ich Muße bekomme, einmahl die Zeugnisse dieser Art des 16ten und 17ten Jahrhundertes sammeln, und diese mögen denn die Antwort auf des Verfassers Frage seyn: wo sich damahls die Hochdeutsche Mundart befunden habe? Der neue Ausfall auf Gottscheden, S. 159, stehet hier wieder am unrechten Orte, wenigstens beweiset er nichts. Mag

es doch seyn, daß ihm schon andere brave Männer hier und da vorgearbeitet hatten; diesen Vortheil hatte Luther auch, und in einem noch weit höhern Grade, und doch bleibt ihm sein Verdienst.

Der dritte Einwurf S. 161, ist gegen meine Behauptung gerichtet, daß die obern Classen der blühendsten Provinz es eigentlich sind, welche die Sprache ausbilden, und legt dieses ganz den Schriftstellern bey. Allein so lange nicht die Möglichkeit gezeiget wird, wie ohne die engste gesellschaftliche Verbindung, (und in dieser leben doch Schriftsteller nicht,) einförmige Analogien Statt finden können, und diese sind doch schlechterdings nothwendig, wenn eine Sprache Sprache werden und bleiben soll; so lange ist auch diese ganze Ausbildung durch Schriftsteller nicht zu gedenken. Wir haben in den letztern zwanzig Jahren ein auffallendes Beyspiel davon, was aus der Sprache wird, wenn Schriftsteller sie ausbilden wollen. Der eine schreibt und spricht: Vatter, Geber für Gebeth, er weist für er weiß; ein anderer Froff und Färd, für Pfropf und Pferd; ein dritter lehret, ich schnid, sod, schrit, sof, schlos, ris, rit, lid, für schnitt, sott, schritt, soff, schloß, riß, ritt, litt, conjugiren; ein vierter schreibt und spricht Knopflauch, zweyzüg, dreyzüg; ein fünfter verbeißt die Vocale, 's ist gut; noch ein anderer verschlingt die

Artikel vor den Substantiven und die Pronomina vor den Verbis, hab auch was neu's ausg'heckt; und was dergleichen Thorheiten mehr sind. Man setze das alles zusammen, so hat man eine Sprache, welche von Schriftstellern als Schriftstellern und ohne höhere Leitung ausgebildet worden. Ein jeder gehet seinen Weg, und schaft sich seine Analogien selbst, und nun lasse man nur hundert Schriftsteller auf diese Art zehn Jahr lang fortgehen, so wird man Wunder sehen, was aus der Sprache werden wird. Mein Gegner scheint das gefühlt zu haben, denn er setzt S. 164 den Schriftstellern Gränzen, welche aus der Natur der Sprache, und den allgemeinen Grundsätzen des richtigen Denkens und der guten Schreibart bestehen sollen. Der Natur der Sprache? welcher denn? der Deutschen gewiß nicht. Denn alle oben angeführten und hundert ähnliche Thorheiten lassen sich aus der Natur der Sprache oder doch einer Mundart derselben rechtfertigen, und werden von ihren Urhebern selbst daraus hergeleitet; die allgemeinen Gesetze des richtigen Denkens und der guten Schreibart sind hier noch schwankender, und völlig unbrauchbar, wenn sie von dem Sprachgebrauche abgesondert werden, und dieser findet, wie ich zu Anfange dieses Aufsatzes bewiesen habe, nur allein in der engern gesellschaftlichen Verbindung Statt.

Mein

Mein Gegner führet die Französische Sprache zum Beyspiele an, und behauptet, daß sie von Schriftstellern, und zwar von ihnen allein, sey ausgebildet worden. Allein sein einiger Beweis ist das einstimmige Zeugniß der ganzen Nation. Ich kann hier billig fragen: sind ihm denn auch alle Stimmen so bekannt? Hat er alle Schriftsteller gelesen? Es lohnet die Mühe nicht, weitläufige Nachsuchungen anzustellen, daher nur ein Paar Beyspiele des Gegentheils, die mir zuerst einfallen. Boileau sagt von dem Balzac, der seine Sprache auch als bloßer Schriftsteller ausbilden wollte: „Es ist ein „unverzeihlicher Fehler an ihm, daß er sich zwingt, „alle Dinge anders zu sagen, als sich alle andere Men„schen ausdrucken. Es giebt zwar noch jetzt Personen, „die ihn lesen, aber niemanden, der es wagte, ihm „nachzuahmen, weil diejenigen, welche es gethan haben, „bey der Welt zum Gelächter geworden sind.“ Wen verstehet er hier unter alle andere Menschen? Etwa die Schriftsteller? Dann hieße ja der Tadel gar nichts. Denn sollte Balzac als Schriftsteller die Sprache ausbilden, so mußte er sich ja anders ausdrucken, nicht allein als seine Zeitgenossen in der bürgerlichen Gesellschaft, sondern auch anders als die übrigen Schriftsteller. Wenn du Tremblay in seinem Traité des Langues in dem 7ten Kap. von den Ursachen der

Ausbildung, und des Verfalles der Sprachen handelt, so sagt er S. 42: Ce n' est donc en effet que par la culture des Arts & des Sciences, que les langues peuvent parvenir à leur perfection. Il faut que les peuples qui les parlent, (also nicht die Schriftsteller allein,) se civilisent & se polissent, et ils ne se polissent que par la connoissance des Arts & des Sciences, & plus ils avancent dans ces connoissances, plus leur langage s'enrichit u. s. f. De Brosses, einer der größten Sprach-Philosophen, welche Frankreich nur gehabt hat, handelt weitläufig von den Ursachen des Wachsthumes und des Verfalles der Sprachen, und setzt sie ganz in der zu- oder abnehmenden Cultur des Volkes, welches sie spricht, nicht der einzelen Personen, welche sie schreiben. Dieß sind Zeugnisse von Sprachgelehrten, und ein solches wiegt tausend Mode-Schriftsteller auf, deren Sprachkenntnisse gemeiniglich am seichtesten sind. Aber wenn auch alle Franzosen mit meinem Gegner einstimmig wären, so würde doch ihr vereinigtes Zeugniß von keinem Gewichte seyn, so lange nicht die oben bewiesene Unmöglichkeit weggeschaffet ist.

Um nicht zu weitläufig zu werden, übergehe ich verschiedene andere Behauptungen meines Gegners, um noch etwas von der Folgerung sagen zu können, welche

derselbe S. 165 und 199 aus meinem Satze herleitet. Da der Wohlstand einer Provinz veränderlich ist, und leicht zu einer andern übergehen kann, so würde sich auch die Schriftsprache immer ändern müssen, und daraus würde mit der Zeit ein Babel werden; die jetzigen classischen Schriftsteller würden nach wenig Jahrhunderten unverständlich und unlesbar werden, u. s. f. Ich weiß nicht, warum diese Folgerung meinem Gegner so entsetzlich vorkommt, daß er kaum seinen Augen trauen will. Das übertriebene in derselben abgerechnet, gebe ich sie zu, und sie beweiset nichts wider mich. Ich habe selbst gezeiget, daß sich unsere Schriftsprache seit tausend Jahren drey Mahl verändert hat, und es kann seyn, daß sie sich in den nächsten tausend Jahren noch drey Mahl ändert. Das ist das Schicksal aller lebenden Sprachen, und ich glaube es gern, daß unsere heutigen besten Schriftsteller nach 500 Jahren eben so unverständlich seyn werden, als uns jetzt das Lied der Nibelungen, und der Krieg zu Wartburg ist. Ob sich die Sprache dabey verbessern oder verschlimmern wird, getraue ich mir nicht zu entscheiden. Mein Gegner thut mir unrecht, wenn er mich behaupten lässet, die Cultur der Sprache habe in dem Zeitraume von 1740 bis 1760 ihre Vollendung erreicht, und dürfe nicht weiter gehen. Da jede Art der Cultur und folglich auch

der Sprache ihre Gränzen hat, so habe ich es nur als eine Frage aufgeworfen, ob nicht der Grad der Cultur des jetzt gedachten Zeitpunktes für den Deutschen Charakter der einige wahre männliche Grad ist? Ich habe nichts dawider, wenn die Frage auch verneinet wird, nur muß man mir alsdann zugestehen, daß der Weg, auf welchem unsere Sprachgrübler und neuern Genies die Sprache seit einiger Zeit fortbilden wollen, nicht der rechte ist, wenn sie anders eine Einheit behalten, d. i. ein schönes übereinstimmiges Ganzes bleiben soll. Es gibt indessen auch in Ansehung noch lebender Sprachen ein Mittel, die Schriftsprache eines Landes vor den Veränderungen zu verwahren, welchen die Sprache der obern Classen ausgesetzet ist, nähmlich, daß man die gesellschaftliche Sprache des blühendsten Zeitpunctes, als eine auf immer fixierte todte Mundart ansiehet, und sich bloß nach ihr bildet. Diese läßt sich alsdann freylich nur aus Schriftstellern erlernen, weil der mündliche Ausdruck längst verrauscht ist. Allein um deswillen haben eben diese Schriftsteller die Sprache nicht gebildet, sonst bliebe unerklärbar, warum die spätern Schriftsteller nicht eben dieses Recht haben, sondern schlechterdings an die ältern gewiesen sind. Allein es wird dieses Mittel so selten angewandt, daß ich nur eine einige Sprache weiß, welche es angewandt hat, und das ist

denn

denn die Italiänische. Und auch von dieser kann ich es nicht mit völliger Gewißheit behaupten, weil das Verhältniß zwischen der gesellschaftlichen Sprache der obern Classen in Toscana, gegen die Italiänische Schriftsprache mir als einem Ausländer nicht bekannt seyn kann. Ob aber die Deutsche Sprache dieses Mittel einmahl anwenden wird, läßt sich ohne die Gabe der Prophezeihung zu besitzen, noch weniger bestimmen. Sollte es aber ja geschehen, so wird, so wie in Italien ein Zeitpunkt zum Grunde gelegt werden müssen, da die Sprache unter den Schriftstellern eine gewisse schöne Einheit hatte; und einen solchen Zeitpunkt kenne ich außer dem von 1740 bis 1760 in der ganzen Sprachgeschichte nicht, und mehr habe ich auch durch die Empfehlung dieses Zeitpunktes nicht sagen wollen. Denn daß sich diese Einheit seit 1760 gar sehr verlohren hat, lehret eine sehr mäßige Bekanntschaft mit den neuesten Schriftstellern, und ich kann meinen Gegner ohne Bedenken fragen, ob alle diese Schriftsteller nach funfzig Jahren wohl zum Muster der Schriftsprache dienen können, oder nur noch leßbar seyn werden?

Der nächste Einwurf S. 202, ist gegen die Obersächsische Mundart gerichtet, und mein Gegner geräth dabey in eine Heftigkeit, besonders gegen Gottscheden, welche ich mir kaum zu erklären weiß. Er

der Finger verschieden weit von einander gestellt werden, wenn sie in einer Richtung auf einander folgen sollen, als wenn sie in verschiedenen Richtungen auf einander folgen sollen. Wenn z. B. der Daumen und der Zeigefinger in einer Richtung auf einander folgen sollen, so müssen sie weiter von einander gestellt werden

Mundart, folglich auch nicht die Schriftsprache, anders als in der engern gesellschaftlichen Verbindung entstehen kann, wenn sie eine Einheit haben soll, so kommt es nur darauf an, diejenige Provinz ausfindig zu machen, in welcher der mündliche gesellschaftliche Ausdruck der Schriftsprache am nächsten kommt. Ich sage mit Fleiß am nächsten kommt, weil der flüchtige mündliche Ausdruck weniger Wahl und Überlegung verstattet, als der schriftliche. Von irgend einer Oberdeutschen Provinz wird sich das wohl nicht behaupten lassen, und eben so wenig von einer Niederdeutschen, als Niederdeutschen; weil die Abweichungen beyder Mundarten von der Schriftsprache zu sehr auffallen. Es bleibt also keine andere Provinz übrig, als Obersachsen, wo der mündliche Ausdruck der obern und selbst der mittlern Classen im Ganzen eben dieselben Analogien hat, welche das schriftliche Hochdeutsch befolgt. Ich behaupte noch mehr, selbst der mündliche Ausdruck des Volkes in Meissen, oder die eigentliche Meißnische Provinzial-Sprache, weicht bey weitem nicht so sehr von der Schriftsprache ab, als die Volkssprache anderer Provinzen. Ich habe mir viele Mühe gegeben, Meißnische Provinzial-Ausdrücke und Formen zu sammeln, aber was ich auftreiben können, ist wie nichts gegen die reiche Ernte zu rechnen, welche andere Provinzen darbiethen.

Es ist Thatsache, daß Einzelne, welche auf die Welt kommen, das Gehör noch vollkommen haben, aber nicht sprechen, weil sie nicht hören. Sie gebrauchen es, sie gebrauchen es nicht, sie haben die Empfindung eines Gehörs, sie haben es, aber sie können nicht sprechen. Da gehe man doch an, wie sie diese zum Sprechen zu bringen suchen, und wie es gelingt. Ist es andern Menschen möglich, diese Einzelnen zum Sprechen zu bringen, so ist es ihnen möglich, diesen Gehörlosen, welche auch vollkommene Sprachorgane besitzen, sprechen zu lehren

betrift, bey nahe ganz allein in der dunkelen Empfindung bestehet, und diese dunkele Empfindung, wenn sie auf mehrere gleichförmig wirken soll, nur durch gleichförmige Verhältnisse des engern gesellschaftlichen Lebens hervor gebracht werden kann.

Was S. 210 f. von Annahme der Provinzial- und veralteten Wörter gleichfalls wider mich behauptet wird, fällt von selbst weg, so bald man über das, was wirklich Hochdeutsch ist, einig ist, und von dem Ganze des Geschmackes in den Sprachen den gehörigen Begriff hat. Auch wenn eine Schriftsprache noch in der Ausbildung begriffen ist, kann sie keine Provinzial-Wörter aufnehmen, weil dieses den Begriff einer eigenen Mundart aufheben würde; noch weniger aber veraltete Wörter, weil solche Wörter, welche den Geschmack schon in den mittlern Graden der Ausbildung beleidigten, und daher ausgestoßen wurden, ihn in den höhern noch mehr beleidigen. Schwerlich wird man von irgend einer ältern oder neuern Schriftsprache beweisen können, daß sie während ihrer Ausbildung die Provinzen oder verflossenen Jahrhunderte zu Hülfe nehmen müssen. Es würden sich, wenn es die Mühe belohnte, z. B. von der Französischen Sprache genug Beyspiele aus den beyden nächsten Jahrhunderten vor ihrer völligen Ausbildung

unter

mehr Lohn) in anderen Häusern, bei denselben die Verdienste und Vortheile zu suchen, die sie bei ihrer Herrschaft nicht erhalten können. Dies ist ein Grundsatz, welchen jeder Dienstbote, der sich selbst achtet, und, im besten Verstande seines Wortes, ehrlich ist, sich zur Regel machen wird. Ich will nicht sagen, daß ein solcher Dienstbote, weil er seinen Herrn verläßt, ein undankbarer sey. Wenn auch mehr Gründe dazu gehören, um einen Herrn zu verlassen, als um einen Dienst anzutreten, so sind sie meistens dennoch vorhanden. Ich will nur einen Grund anführen. Dies ist, wenn ein Dienstbote, der sich selbst achtet, einsieht, daß er durch seine Dienstleistungen, und in seiner Dienstbarkeit mehr thun und sich mehr gefallen lassen, als seine Lage und die Dienstbarkeit und selbst sein Stand es erfordert, welcher erfahrt auch, daß solche Dienstleistungen, Gefälligkeiten, Mühe und Arbeit nicht immer über sein Maß sind, sie auf sich zu nehmen, sondern daß sie, wenn sie sich zu oft wiederholen, ihn in seinen Verrichtungen stören, seine nothwendigen Arbeiten hindern, selbst die gerechte Strenge seiner Vorgesetzten schwächen und tadeln, und die Gleichgültigkeit der übrigen Dienstboten, wo nicht gar Haß und Verfolgung

ten Zeitpuncte gar sehr abgenommen hat; und das war es eigentlich, was ich behaupten wollte.

Mein Gegner hat also von meinen Behauptungen in Ansehung der Sprache eigentlich noch nichts widerlegt. Der Hauptpunkt, welcher zwischen uns streitig ist, und worauf hier alles ankommt, ist die Unmöglichkeit der gleichförmigen Ausbildung einer Sprache, außer der engsten gesellschaftlichen Verbindung, folglich durch Schriftsteller als Schriftsteller allein. Die Gründe, welche ich dafür angeführet habe, sind meiner Einsicht nach entscheidend, und ich kann es ruhig abwarten, ob er sie widerlegen, oder ihnen stillschweigend beypflichten wird. Wir wollen nunmehr sehen, ob er in Ansehung dessen, was ich von unserer schönen Litteratur gesagt habe, glücklicher gewesen ist.

5.

Über die schöne Litteratur der Deutschen; auch gegen den Deutschen Merkur.

Allein hier habe ich alle nur mögliche Ursachen, mich auf das höchligste über ihn zu beschweren, weil er hier nicht bloß meine Gründe übersehen, sondern meinen Satz völlig mißverstanden hat, und mich Dinge sagen lässet, an welche ich nie gedacht habe. Es ist nothwendig, daß ich mich auch hier wiederhohle.

Die Ausbildung einer Sprache ist das Werk des Geschmackes. Soll sie nach gleichförmigen Analogien geschehen, d. i. soll die Sprache eine Einheit bekommen, und ein schönes übereinstimmiges Ganzes ausmachen, so muß solches in den engsten gesellschaftlichen Verbindungen geschehen; daher ist in jedem Lande die Mundart der blühendsten und ausgebildetsten Provinz oder Stadt zugleich die Schriftsprache, und diese zeiget desto mehr Einheit, je stärker der Einfluß des blühendsten Theiles eines Staates auf die übrigen Provinzen ist.

Dieß war der Satz, welchen ich in der ersten Abhandlung meines Magazines zu beweisen suchte, und dieser führte mich ganz natürlich auf die schöne Litteratur,

tur, da beyde ein Werk des Geschmackes sind, und sich ohne schöne Sprache keine schöne Litteratur denken läßt. Ich vermuthete, daß die schöne Litteratur eines Landes, wenn sie National seyn soll, bey aller Verschiedenheit eben so wohl eine gewisse Einheit haben müsse, als die Sprache, und glaubte, daß diese Einheit in beyden auf einerley Art entstehen und erhalten werden müsse, nähmlich durch den Geschmack der obern Classen in der ausgebildetsten Provinz.

Deutschlands Sprache und Litteratur hatten von 1740 bis 1760 einen gewissen Grad der Einheit, welchen sie seit den Zeiten der Schwäbischen Dichter nicht gehabt hatten; und in eben diesem Zeitpunkte ist der Einfluß des in Obersachsen verfeinerten und ausgebildeten Geschmackes am sichtbarsten. Nach 1760 verlohr sich diese Einheit sehr merklich, und so wie man in der Sprache tausend Thorheiten entstehen siehet, so kommen nunmehr auch in der schönen Litteratur Barden- und Druiden-Geschmack, Minnegesang, Volkston, Vernachläßigung der Reinigkeit und Richtigkeit der Sprache, und was weiß ich, was alles noch mehr zum Vorschein; und es war ganz natürlich, dieses gleichfalls dem geschwächten Einflusse des guten Geschmackes auf die Provinzen zuzuschreiben.

Dieß war es, was ich in dem 5ten Aufsatze des ersten Stückes meines Magazines nicht so wohl zu beweisen, als vielmehr nur anzudeuten suchte. Ich hoffte, einen philosophischen Kopf dadurch aufzumuntern, diese, so viel ich weiß, noch nicht bearbeiteten Gegenstände näher zu untersuchen, und zu bestimmen, ob und wie fern die schöne Litteratur eines Volkes, wenn sie National seyn soll, eine gewisse Einheit haben müsse, und wie diese Einheit erhalten werden könne, und die Untersuchung mochte ausfallen, wie sie wollte, so würde ich sehr gleichgültig dabey gewesen seyn, und keinen Tropfen Dinte, geschweige eine Thräne darüber vergossen haben.

Es war mir dabey nicht eingefallen, und konnte mir nicht einfallen, den Grad der Güte, welchen Sprache und schöne Litteratur von 1740 bis 1760 hatten, als das non plus ultra der Deutschen Vollkommenheit vorzuzeichnen, Obersächsische Schriftsteller, als die einigen Muster aufzustellen, den Geschmack auf Obersachsen allein einzuschränken, und das Daseyn guter und vortreflicher Schriftsteller auch nach 1760 zu läugnen. Bloß von der Einheit des Geschmackes habe ich geredet, ohne den Grad seiner innern Güte weder bestimmen, noch demselben Gränzen setzen zu wollen.

Ich hoffte, mich so deutlich ausgedruckt zu haben, daß niemand meine Meinung verfehlen könnte, welcher sich die Augen nicht vorsetzlich zuhalten wollte, und da ich dessen ungeachtet Mißdeutung befürchten mußte, so suchte ich mich in dem zweyten Stücke noch näher darüber zu erklären.

Aber wie verhält sich nun mein Gegner in dem Deutschen Merkur dagegen? Er siehet über die Einheit des Geschmackes und ihre Verbindung mit dem Begriffe einer schönen National-Litteratur ganz weg, und läßt mich dagegen Dinge sagen, welche ich nach meiner Einsicht unmöglich sagen konnte. Er läßt mich (S. 155.) „Schranken vorschreiben, innerhalb welchen das Genie, „der Witz und die Empfindung aller Deutschen Dichter „und Prosaisten sich halten muß, wenn sie nicht mit dem „Zeichen des schlimmen Geschmackes gebrandmahlet, und „zu den Sächsischen Schriftstellern von 1740 bis 1760 „in die Schule geschickt werden wollen," (welch ein unedler Ausdruck!) Er läßt mich, (eben das.) „im „Nahmen des südlichen Obersachsens eine Action gegen „die Provinzen anstellen," und was dergleichen Behauptungen mehr sind.

Das sind Beschuldigungen, welche weiter keine Widerlegungen verdienen. Ich frage nur meinen Gegner:

billigt er die oben genannten und ähnlichen Auswüchse, an welchen der Afterwitz Deutschlandes seit 1760 so fruchtbar gewesen ist? oder billigt er sie nicht? Aus verschiedenen Stellen seines Aufsatzes erhellet das letztere. Nun so ist es doch wohl erlaubt, den Ursachen nachzuforschen, warum der Deutsche Geschmack in der Sprache so wohl als Litteratur nach der wirklich sehr schönen Periode von 1740 bis 1760 so schnell wieder gesunken ist, wenigstens einen großen Theil seiner Einheit verlohren hat; so ist es doch wohl der Mühe werth, zu untersuchen, was ihm zur Leitung und Stütze dienen muß, wenn er diese Einheit erhalten, und in derselben zu immer höherer Vollkommenheit fortschreiten muß.

Daß die Muster so wohl älterer als neuerer ausgebildeter Nationen zur Bildung des Geschmackes nothwendig sind, ist unläugbar; aber eben so unläugbar ist es, glaube ich auch, daß sie dazu allein nicht hinreichend sind, weil der gute Geschmack, wenn er National seyn und eine Einheit haben soll, sich auch auf die Sprache, Sitten, und andere individuelle und conventionelle Verhältnisse erstrecken muß, welche einer andern Leitung bedürfen. Und nun, welcher Leitung? — Allgemeiner Grundsätze und Vorschriften, sagt mein Gegner. — Ich frage dagegen, welcher denn? Was gibt es

für

für allgemeine Grundsätze, welche das, was in der schönen Litteratur wirklich national ist, leiten sollen, und nicht aus der Sprache, den Sitten und dem ganzen Geschmacke der Nation selbst abstrahiret sind? Und wenn dieses ist, so frage ich weiter, welcher Theil der Nation ist es, von welchem diese Grundsätze abstrahiret werden müssen? Ist es der Theil der Nation, welcher vor sechs oder zehn Jahrhunderten lebte, oder ist es die heutige Nation? Ist das letztere, so frage ich, da ich nun einmahl im Fragen bin, weiter, welcher Theil der heutigen Nation ist es, der ausgebildetste oder der weniger ausgebildete Theil? Schwerlich wird mein Gegner das letzte behaupten, und dann wären wir auf den Punkt, wohin wir kommen müssen, wenn das, wovon eigentlich die Rede ist, mit Nutzen untersucht werden kann. Es kommt nunmehr nur darauf an, wo der ausgebildetste Theil einer Nation zu suchen ist.

Dieser ist, sagt mein Gegner, an keine Provinz gebunden, er ist durch die obern Classen aller Provinzen zerstreuet. Ich gebe das zu, und verbitte daher alle Beschuldigung einer Action gegen die obern Classen der Provinzen. Allein ich habe denn doch immer noch allerley Bedenklichkeiten, warum ich diesen durch alle Deutsche Provinzen so zerstreuten ausgebildetsten Theil

nicht für das Original halten kann, welches die schöne Litteratur leiten muß, wenn sie als National-Litteratur Einheit und Übereinstimmung haben soll. Dieser ausgebildete Theil hat in dem, was Sprache, Sitten, und allem, was conventionell ist, selbst so wenig Einheit, und ist in allen Staaten nur das Nachbild eines höhern Originales, entweder des Hofes oder der blühendsten Provinz, und dann sehe ich nicht ein, warum sich die schöne Litteratur eines Landes, in dem, was wirklich national seyn muß, und ihr Einheit verschaffen kann, an das schwächere Nachbild, und nicht vielmehr an das höhere Original selbst halten sollte. Hat mein Gegner gegen diesen Satz und alles vorige überwiegende Gegengründe, so gebe ich ihm mein Wort, daß ich der erste seyn will, der ihm beypflichtet. So lange das aber nicht geschiehet, muß er mir erlauben, nicht allein bey meiner Meinung zu bleiben, sondern auch weiter zu schließen.

Welche Deutsche Provinz nun diejenige ist, worin sich seit der Reformation die ganze höhere Cultur concentriret, und sie zu dem Originale nicht allein des gesammten nördlichen Deutschlandes, sondern auch eines großen Theiles des mittlern und südlichen gemacht hat, das ist bisher noch gar nicht streitig gewesen, und ganz Deutschland gestehet es ein, daß es Obersachsen ist,

welches die Religion und Philosophie für ganz Deutschland gereiniget, alle Wissenschaften geläutert, und in den neuern Zeiten auch die schönen und bildenden Künste höher geehret hat, als irgend eine andere gleichzeitige Provinz, welches dem ganzen nördlichen Deutschlande seine höhere Gesellschaftssprache, und mit derselben auch Geschmack und Sitten gegeben hat, dessen Universitäten bey nahe zwey Jahrhunderte hindurch die vornehmsten und fast einigen Schulen Deutschlandes waren, welches an Handlung und Kunstfleiß aller Art alle übrige Provinzen übertroffen hat, und auch darin das Original für das übrige Deutschland geworden ist, und endlich, welches unserer schönen Litteratur noch die einige Periode gegeben hat, in welcher sie eine gewisse Einheit hatte. Nur mein Gegner konnte das in Zweifel ziehen, oder gar läugnen, über Deutschlands Athen spötteln, und in der Verzweifelung so gar Hamburg als Deutschlands Athen aufstellen, und zwar aus keiner andern Ursache, als weil einmahl ein Paar brave Männer den Patrioten, ein für seine Zeit gutes Wochenblatt, daselbst schrieben.

Ich traue meinem Gegner so viel Billigkeit zu, daß er das, was er da in der Hitze niederschrieb, bey kälterm Blute nicht geschrieben zu haben wünschen wird, daher ich mich nicht weiter dabey aufhalte. Ich will nur zum

Beweise, daß Deutschland in diesem Stücke zu allen Zeiten billiger gedacht hat, eine einige Stelle eines gelehrten Niedersachsen, des vormahligen Lehrers am Carolino zu Braunschweig, Hrn. Reichards anführen, welcher in den dasigen wöchentlichen Anzeigen, 1753, S. 658 sagt: „Wir müssen es willigst bekennen, daß die Mittel „der Aufklärung des Witzes und Verstandes eher unter „den Meißnern und Chursachsen, als anders wo den „Zügel ergriffen und sich einer stillen Beherrschung aus „diesen Provinzen über das übrige Deutschland bemächtiget haben. Die Deutsche Übersetzung der Bibel durch „Luthern, die Oberdeutschen Gesänge, der Wittenbergische und Dresdner Kanzelley-Styl, welcher daher „viele Wörter und Redensarten annahm, gingen in „kurzer Zeit durch ganz Deutschland, und enthielten „den Grund in sich, warum man schon vor dem Jahre „1600 in Nieder-Deutschland bey Führung der Prozesse, „bey Abfassung der Gesetze und Verordnungen und zum „Aufsatze öffentlicher Schriften, sich nach der Maßgabe „der Oberdeutschen, insonderheit des Wittenbergischen „und Meißnischen Fußes richtete.“ Mehr und zum Theil noch deutlichere Aussprüche werde ich anführen, wenn ich einmahl Lust bekomme, die Zeugnisse dieser Art von dem 16ten Jahrhunderte an zu sammeln.

So unläugbar das alles ist, so unläugbar ist es auch, daß alle diese Umstände, wodurch sich Sachsen so sehr vor andern Provinzen ausgezeichnet hat, und zum Theil noch auszeichnet, sehr mächtig auf den Geschmack wirken, und alles das bilden mußten, was eigentlich den höhern National-Geschmack ausmacht, und wohin Sprache, Sitten, und kurz alles, was in dem gesellschaftlichen Leben conventionell ist, gehören. Habe ich Unrecht, wenn ich behaupte, daß dieser Geschmack auch die schöne Litteratur leiten müsse, wenn sie eine Einheit haben, und folglich eine National-Litteratur werden soll, so wie er sie von 1740 bis 1760 leitete? Ich behaupte damit nicht, daß der Grad des Geschmackes und der Litteratur in dem gedachten Zeitpuukte der einige wahre ist, welcher nicht überschritten werden dürfe. Es mag immer seyn, daß dieser Zeitpunkt nur der Anfang der höhern Ausbildung unserer schönen Litteratur war, und daß sie noch eines weit höhern Fortschrittes fähig ist; ich habe nichts dawider, nur gebe man mir auch zu, daß sie sich nicht anders als in der gedachten Einheit fortbilden könne, wenn sie wirklich eine schöne National-Litteratur bleiben soll.

Ist das seit 1760 geschehen? Ist da Einheit, wenn der eine im Geschmacke des dreyzehnten, und der andere gar des fünften Jahrhundertes dichtet? Wenn hier Bar-

den- und dort Skaldengesang brauset? Wenn schöne Geister hier im Tone des niedrigsten Pöbels reden, und sich dort aus Sprachfehlern eine Ehre machen, oder sich wohl gar ihre eigene Sprache bilden? Wenn die Dichtung hier kalte Prosa und dort abentheuerlicher Schwulst ist? Wenn Deutsche Musen hier auf Griechischen und Römischen Krücken einher hinken, und dort wieder Geister- und Gespenster-Mähren faseln, welche die höhere Cultur mit Mühe aus den Köpfen verbannet hat? Ist da Einheit, und kann man da wohl hoffen, daß ein unpartheyischer Zuschauer uns eine schöne National-Litteratur zugestehen wird? Und was hilft es, wenn wir immer noch einige vortrefliche Schriftsteller in allen Provinzen haben, welche unsere schöne Litteratur in und mit dieser Einheit zu erhöhen fähig sind, und zum Theil wirklich erhöhet haben, wenn ihr Beyspiel so wenig Einfluß auf das Ganze hat? Das ist denn doch wohl ein Beweis des im Ganzen wirklich gesunkenen Geschmackes.

Mein Gegner sagt noch mancherley, welches mich theils nicht trift, theils aber bey genauerer Untersuchung für mich ist. Z. B. daß es meist Chursachsen von Gottscheds Zucht gewesen sind, welche den verderbten Geschmack in ihren Schutz nahmen. Es sey darum; aber

aber was richteten sie aus? Waren oder blieben sie der überwiegende Theil? Behauptete nicht zu eben derselben Zeit der bessere Geschmack seine Rechte, und ging nicht zu eben derselben Zeit, die nicht kleine Anzahl besserer Köpfe von Obersachsen aus, welche sehr bald das Übergewicht bekamen, und unserer Litteratur noch jetzt Ehre machen? Und ist wohl Gottsched und seine wässerige Schule von Schweitzern je so lächerlich gemacht worden, als solches in Obersachsen selbst geschahe? Das beweiset doch wenigstens, daß der schlechtere Geschmack hier nicht der herrschende war.

Mein Gegner spricht den Obersachsen alles Verdienst um die Deutsche Schriftsprache ab, nimmt aber ausdrücklich Luthern davon aus, dessen Verdienste um die Sprache er von ganzem Herzen unterschreiben will. Legt er Luthern wirklich Verdienste um die Sprache bey, so fallen sie gänzlich auf Obersachsen wieder zurück, indem ich im ersten Stücke aus Luthers eigenem Munde bewiesen habe, daß er in der Sprache nichts neues erfunden, sondern sich in seinen Schriften ganz der Obersächsischen Mundart bedienet hat, wie sie zu seiner Zeit beschaffen war, und dadurch ihre schnelle Aufnahme und Verbreitung über einen so großen Theil Deutschlandes beförderte und beschleunigte.

Von den Verdiensten der ehemahligen Zürcher, um die Deutsche Sprache und Litteratur, hat mein Gegner sehr hohe Begriffe. Ich schätze die Bemühungen dieser Männer sehr hoch, lasse mich aber dadurch nicht verleiten, die Achtung für sie zu übertreiben. Muß man gestehen, daß Gottsched auf der einen Seite die Wahrheit und leichte Verständlichkeit des Ausdruckes bis unter die Würde der Schreibart übertrieb *), so muß man auch einräumen, daß die Schweitzer auf der andern Seite ausschweiften, und besonders einem harten, schwülstigen, und unnatürlichen Geschmacke folgten. Mein Gegner mag selbst entscheiden, ob wir auf dem Wege der biblischen Epopäen, des Miltonschen Schwulstes, der fremden Sylbenmaße, des veralteten Geschmackes des 13ten Jahrhundertes, und der harten Schweitzerischen Sprache, eine schöne National-Litteratur und Sprache würden haben bekommen können? Und wenn er ja so etwas glauben sollte, so appellire ich von ihm an den Herausgeber des Deutschen Merkur, der ihn durch sein

*) Mein Gegner druckt das S. 206 f. gewiß nicht auf die edelste Art so aus: „Gottsched der Erzdun seiner Zeit habe „nichts für Hochdeutsch gelten lassen wollen, wenn es nicht „solches Deutsch war, das alle Ladendiener und Jungemägde „in Leipzig verstunden und sprechen.“ Schwerlich würde Gottsched selbst sich verständlicher haben ausdrucken können.

sein eigenes Beyspiel überzeugen wird, indem derselbe diesem Geschmacke eine Zeitlang selbst folgte, ihn aber, ohne Zweifel aus Überzeugung, sehr bald wieder verließ.

Der Einwurf, daß die besten Deutschen Schriftsteller zu allen Zeiten Männer aus allen Provinzen gewesen sind, ist nichts weniger als ein Einwurf, weil es hier nicht auf den Geburtsort, sondern auf die Befolgung der Sprache und des Geschmackes der blühendsten Provinz ankommt. Waren doch nicht alle gute Griechische, Lateinische und Italiänische Schriftsteller aus Athen, Rom und Griecheuland, und in Frankreich will man bemerket haben, daß die besten Französischen Schriftsteller aus der Normandie sind. Aber sind sie es, so fern sie in der Sprache und dem Geschmacke ihrer Provinz schreiben, oder so fern sie sich nach dem Geschmacke des Hofes *), als des blühendsten und ausgebildetsten Theiles

*) Von ungefähr stoße ich auf noch eine Stelle, welche wider meinen Gegner beweiset, daß die Französische Schriftsprache nichts anders als die Sprache des Hofes ist. Ronsard, der bekannte Dichter, welcher in der letzten Hälfte des 16ten Jahrhunderts lebte, zu einer Zeit, da die Französische Sprache noch eben so wenig Einheit hatte, als die Deutsche im 15ten Jahrhunderte, gibt seinen Schriftstellern und Dichtern den Rath, vor andern Mundarten vorzüglich der Mundart des Hofes zu folgen, weil sie die schönste sey. Ich besinne mich auch

Theiles der Nation bilden? Es würde sich, wenn es hierher gehörte, beweisen lassen, daß Personen aus manchen Provinzen, unter gewissen Umständen, fähiger sind, sich die Sprache und den Geschmack der blühendsten Provinz eigen zu machen, als oft die Eingebohrnen der letztern selbst, weil jene selbige studieren müssen. Und dieß gilt im Deutschen besonders von den Niedersachsen, deren ganze Sprache und Cultur, (Hamburg, meines Gegners Deutsches Athen, nicht ausgeschlossen,) ohnehin ein Nachbild und eine Tochter der Obersächsischen Cultur ist.

auch mehr als einmahl gelesen zu haben, daß Französische Schriftsteller, wenn sie ihre Schriftsprache von den Mundarten unterscheiden wollen, jene die Hofsprache, la langue de la cour, nennen.

6.

Wilhelm der Heilige von Oranſe. Erſter Theil, von Turlin oder Ulrich Turheim, einem Dichter des Schwäbiſchen Zeitpunctes. Aus einer Handſchrift heraus gegeben, durch *W. J. C. G. Caſparſon.* Caſſel, bey I. I. Cramer, 1781. 1. Alph. in gr. 4.

Da Deutſchland die Ausgabe dieſes ehrwürdigen überreſtes ſeiner alten Dichtkunſt der patriotiſchen Freygebigkeit des Durchlauchtigſten Fürſten zu danken hat, in deſſen vortreflichen Bibliothek zu Caſſel ſich die Urſchrift deſſelben befindet, ſo wird es ſich auch von der lebhafteſten Erkenntlichkeit durchdrungen fühlen, und wie der Herausgeber in der Zuſchrift ſich ſehr ſchön ausdruckt, den erhabenen Fürſten bewundern, welcher die Denkmahle ſeiner Väter den Griechiſchen und Römiſchen an die Seite ſetzt. Die Ausgabe ſelbſt hat es dem gelehrten und verdienten Hrn. Prof. Caſparſon zu verdanken, der ſich dadurch ein vorzügliches Verdienſt um die alte Deutſche Litteratur erworben hat.

Die Handschrift selbst ist für den Landgrafen Heinrich den Eisernen 1334 mit aller einem solchen Fürsten angemessenen Pracht verfertigt, indem sie allein in dem ersten Theile sechzig Gemählde und Figuren hat, ausser welchen noch zu verschiedenen andern Platz gelassen ist. In der Vorrede beschreibt der Hr. Herausgeber die ihm bekannten Handschriften anderer Büchersäle, worunter die Wolfenbüttelsche vorzügliche Aufmerksamkeit verdienet, weil sie um ein beträchtliches älter ist, als die Casselsche, und in den damahligen Zeiten, da die Kritik noch so ganz unbekannt war, und man bey den Abschriften nur auf den gegenwärtigen Gebrauch sahe, die Abschreiber ihren Text nicht selten nach der Sprache ihrer Zeit und ihrer Provinz ummodelten. Herr Professor Eschenburg in Braunschweig hat diese Wolfenbüttelsche Handschrift seitdem in dem 5ten Bande der Lessingischen Beyträge zur Geschichte und Litteratur S. 77. f. beschrieben, und die vornehmsten Abweichungen von der Casselschen bemerket, welche zum nützlichen Gebrauche des gedruckten Textes nunmehr unentbehrlich sind. Die übrigen in der Vorrede angeführten Handschriften sind die zu S. Gallen, die Hannöverische, zwey ehemahlige Uffenbachische, welche sich jetzt zu Hamburg befinden, eine ehemahlige Wienerische, welche aber verlohren gegangen ist, und eine Vaticanische.

Da der Held des Gedichtes kein eigentlicher Deutſcher iſt, und man im Franzöſiſchen ein ähnliches ſehr altes romantiſches Gedicht, Le Roman de Guillaume d' Oranges ſurnommé au court né, hat, ſo wirft Hr. Caſparſon die Frage auf, ob das Deutſche aus dieſem entlehnet worden, oder gar eine Überſetzung deſſelben iſt. Wenn man nach dem ähnlichen Verfahren anderer Dichter dieſer Zeit, und den vielen in dem Deutſchen Gedichte vorkommenden Franzöſiſchen Nahmen und Wörtern urtheilen ſoll, ſo ſcheinet, wo nicht das letzte, doch das erſte überwiegend wahrſcheinlich zu ſeyn. Die Dichter dieſer Zeit entlehnten ihren Stoff immer gern von andern, nur daß jeder ihn auf ſeine Art bearbeitete; denn an eigentliche und getreue Überſetzungen muß man hier nicht gedenken. Selbſt Veldeks Virgil und Albrechts von Halberſtadt Ovid, ſind ſolche Umkleidungen. Übrigens würde ſich dieſe Frage, ſo viel das gegenwärtige Gedicht betrift, ſehr leicht entſcheiden laſſen, da ſich von dem eben genannten Franzöſiſchen Gedichte auch eine Abſchrift aus dem 13ten Jahrhunderte auf der öffentlichen Bibliothek zu Bern befindet, welche Hr. Sinner in ſeinem Catalogo Codd. Mſ. Bibl. Bernenſ. Th. 3, S. 333, beſchrieben hat.

Hr. Caſparſon ſucht zwar den Beweisgrund, welchen man von den vielen in dem Gedichte vorkommenden

Französischen Wörtern entlehnen könnte, dadurch zu entkräften, daß viele dieser Wörter doch im Grunde Deutschen Ursprunges sind; z. B. Batallie komme von dem alten Deutschen Bat, ein Prügel, und batten, schlagen, her, Campagne, von Kamp, ein Lager oder Krieg, Marechal von Mare, ein Pferd, und Schalk, Knecht, Sergeant, von schergen, u. s. f. Das hat freylich seine Richtigkeit; allein es mögen nun die Wurzeln überreste der Gallier oder der Franken seyn, so ist doch unläugbar, daß die spätern Franzosen sie auf ihre Art angekleidet, ausgebildet, und mit ihren eigenen Ableitungssylben versehen haben, daher sie nun eben so gut für ächt Französische Wörter gelten müssen, als andere. Hätte der Deutsche von batten, schlagen, ein Substantiv bilden wollen, ein Gefecht zu bezeichnen, so würde es Gebatte, oder Batterey, und in den ältesten Zeiten Battel, und nicht Bataille lauten. Es gehet mit den Wörtern, wie mit den Trachten und Moden, wo oft so wohl ältere als fremde zum Grunde liegen, welche Frankreich nur auf seine Art aufstutzt, und seinen Nachbarn zurück giebt, ohne daß sie dadurch an der Ehre, Französisch und ausländisch zu seyn, etwas einbüßen.

Beyläufig kommt in der Vorrede noch eine sehr schätzbare Nachricht von einem andern ähnlichen gleichfalls zu

Cassel

Cassel befindlichen Ritter-Romane, von Herzog Wilhelm von Brabant, vor ,welcher bisher sehr unbekannt gewesen ist, und worin sich unter andern eine hier ganz mitgetheilte weitläufige überaus wichtige Stelle befindet, woraus man theils die wahren Verfasser mancher bekannten Dichterischen Werke dieser Zeit, theils verschiedene bisher ganz unbekannte Dichter kennen lernet, für deren Aufspürung und Mittheilung Hr. Casparson den wärmsten Dank aller Freunde unserer alten Litteratur verdienet. In dieser Stelle wird unter andern auch Ulrich von Thürheim, Verfasser des Wilhelm von Oranse, als einer der ersten und besten unter den Schwäbischen Dichtern genannt, welcher bald nach dem Anfange des 13ten Jahrhunderts gelebt haben muß; und dieses ist auch alles, was man von ihm weiß. Von seinen übrigen Lebensumständen hat Herr Casparson weiter nichts auffinden können, und eben so wenig weiß ich davon nachzuweisen, ob ich gleich seit mehrern Jahren alle vorhandene Nachrichten von den Schwäbischen Dichtern sorgfältig gesammelt habe. Man muß also warten, bis etwa ein glückliches Ungefär einmahl ungedruckte jetzt noch in dem Staube alter Büchersäle schlummernde Nachrichten an das Licht bringt, dergleichen in den neuesten Zeiten bereits mehrere bekannt geworden sind.

Was das Gedicht selbst betrift, so bestehet es eigentlich aus drey Theileu, einem Ritter-Romane dieses Wilhelms von dem Wolfram von Eschelbach, welchen Ulrich von Thürheim durch zwey Bücher so wohl am Anfange, als auch am Ende erweitert hat, so daß Eschelbachs Arbeit den zweyten Theil ausmacht. Was hier geliefert wird, ist der erste Theil, oder Thürheims weitere Ausführung dessen, was Eschelbach zu Anfange seines Gedichtes nur kurz von seinem Helden erzählet. Die Ausgabe ist, wie schon gedacht worden, bloß nach der Casseler Handschrift veranstaltet worden, und das Äußere ist des erhabenen Fürsten würdig, dessen Freygebigkeit das Publikum diese Ausgabe zu verdanken hat. Selbst einige Gemählde aus der Urschrift sind mit abgestochen, welche die Kenntniß des Äußern der damahligen Zeit gar sehr befördern; diese sind, ein liegender verwundeter Ritter, eine Ertheilung der Ritterschaft durch Umgürtung, und eine Blide oder große Schleuder bey Belagerungen. Größere Kupfer werden in den beyden folgenden Theilen versprochen. Herrn Caspars Verdienst um die Ausgabe wird niemand verkennen können, welcher weiß, mit wie vielen Hindernissen und abschreckenden Beschwerden Arbeiten dieser Art verbunden sind, welche nur der Beyfall der Kenner einiger Maßen belohnen kann. Da die noch in der That sehr

dun-

dunkele Geschichte nicht allein unserer Litteratur, sondern auch der Sitten, Künste und Gebräuche in den mittlern Zeiten auf keine andere Art aufgekläret werden kann, als durch häufige Ausgaben solcher Denkmähler dieser Zeit: so ist recht sehr zu wünschen, daß dieser Beyfall stark genug seyn möge, Herrn Casparson zur Ausgabe nicht allein der beiden noch übrigen Theile, sondern noch mehrerer ähnlicher Gedichte der mittlern Zeit aufzumuntern.

Da der Inhalt dieses Werkes als Dichtung betrachtet, nicht für dieses Magazin gehöret, so halte ich mich auch nicht länger dabey auf; zumahl da ich Gelegenheit haben werde, an einem andern Orte ausführlicher davon zu sprechen.

7.

Noch etwas über Deutsche Sprache und Litteratur, auf Veranlassung der Berlinischen Monathsschrift.

Eben da der vorige vierte und fünfte Aufsatz bereits abgedruckt waren, erhalte ich das zweyte Stück der Berlinischen Monathsschrift, welche von den Herren Gedicke und Biester, zweyen Männern, deren Verdienste mir sehr schätzbar sind, veranstaltet wird. Es kommen daselbst gleichfalls einige Zweifel über meine Behauptung von der Deutschen Sprache und Litteratur vor, und ob sie gleich auch nur Nebendinge betreffen, so enthalten sie doch einige Winke zu neuen Erörterungen, daher ich, mit übergehung dessen, was bereits in dem vorigen beantwortet worden, noch einmahl auf diesen Gegenstand kommen muß. Überhaupt wünschte ich, daß diese Sache, wenigstens was die Sprache betrift, einmahl auf eine völlig unwiderlegliche Art entschieden werden möchte, daher mir jeder Widerspruch, wenn er wie der gegenwärtige, aus Liebe zur Wahrheit herrühret, nicht anders als angenehm seyn kann. Unsere schöne Litteratur liegt mir weniger am Herzen, außer so

fern

fern sie von der Sprache unzertrennlich ist; allein, da ich noch nicht genöthiget bin, meine Behauptung davon fallen zu lassen, so kann ich meine Vertheidigung immer noch auf sie mit erstrecken.

Herr Doctor Biester bestreitet meinen Satz aus der Obersächsischen Aussprache, Sprache oder Mundart selbst, und Litteratur. „Die Obersachsen, heißt es, „sprechen mit einem unangenehmen in das Jüdische fal„lenden Singen, sie haben das widerliche mir statt wir, „und die höchst seltsame Verwechselung das b und d mit „p und t.“ Daß die Obersächsische Aussprache singend ist, ist mir ganz etwas neues. Ich weiß wohl, daß Magdeburger, Quedlinburger, Halberstädter und selbst Märker, wenn sie Hochdeutsch reden wollen, etwas Singendes haben, aber von eigentlichen Obersachsen wüßte ich das nicht. Daß Obersächsische Prediger, wenn sie in andern Provinzen befördert werden, sich erst ihren eigenthümlichen Ton abgewöhnen müssen, wenn sie verstanden werden wollen, kann seyn; allein denn bleibt es noch immer die Frage, ob die Schuld nicht vielmehr an dem herrschenden Tone der andern Provinzen liegt. Obersächsische Schauspieler können um der Aussprache willen in Wien nie ihr Glück machen; könnte man daraus wohl folgern, daß die Österreichische Aussprache der

Obersächsischen vorzuziehen sey? Die Verwechselung des mir und wir ist ein Fehler der untern Classen, nicht allein in Obersachsen, sondern in mehrern andern Provinzen. Die Verwechselung der weichen Hauptlaute b und d mit den harten p und t ist gegründet, aber nicht den Obersachsen eigen, sondern ein gemeiner Fehler aller Oberdeutschen. Er beweiset also weiter nichts, als daß der höchste Grad der Vollkommenheit nirgends ist. Die Niedersachsen verwechseln dagegen g und k, ch oder g und j, welches ein weit größerer Übelstand ist. Die Ungelenkheit der Sprachwerkzeuge ist eigentlich kein Vorwurf. Nationen, welche in ihrer Muttersprache an harte Laute von Jugend auf gewöhnet sind, und dadurch eine größere Gelenkheit ihrer Sprachwerkzeuge erworben haben, lernen sanftere und leichtere Sprachen eher als umgekehrt. Daher Franzosen und Italiäner das Deutsche so schwer aussprechen. Die Ungelenkheit der Obersächsischen Sprachwerkzeuge und die Ungeschicklichkeit der Obersachsen, andere Mundarten nachzuahmen, würde also beweisen, daß die Obersächsische Aussprache sanfter, leichter und reiner ist, als die Aussprache der Provinzen, daher Obersachsen die Härten und Nebentöne der letztern nicht so leicht nachahmen können. Gesetzt aber auch, die Obersächsische Aussprache wäre fehlerhaft, (welches sich denn doch nicht nach der Ausspra-

che der Provinzen würde beurtheilen lassen,) so beweiset das in der Hauptsache nichts. Soll doch das Toscanische von gebohrnen Römern besser ausgesprochen werden, als in Florenz und Siena selbst.

In Ansehung der Mundart selbst giebt Herr Biester zu, daß die Obersächsische Mundart einmahl die allgemeine Schrift- und höhere Gesellschaftssprache geworden ist, zweifelt aber doch, daß diese Provinz noch jetzt als die Stütze der Sprache angesehen werden müsse. Ich werde diesen Zweifel am Ende zu heben suchen; hier halte ich mich nur bey dem gegebenen Beyspiele auf. „Gesetzt, heißt es, jemand reisete, um sich zu unter„richten in das neue, (eigentlich schon dritthalb Jahr„hundert alte) Athen; soll er, sobald er da einige Leu„te reden höret, nun was er hört, sogleich für richtig „halten? Herr A. selbst sagt, es gebe auch in Obersach„sen Provinzial-Dialecte, es giebt niedrige Stände, „die falsch sprechen, es giebt auch wohl einen Fehler, „den selbst gebildetere begehen. Wie soll es nun der „aus der Provinz kommende Lehrling machen? wie soll „er prüfen? Ohne Zweifel doch durch die klassischen „Schriftsteller.“ — Gut, aber was sind classische Schriftsteller? worin sind sie classisch? oder wonach muß ihr classisches Ansehen beurtheilet werden? gesetzt, ein

solcher Lehrling lieset in einem classischen Schriftsteller: es thut mir ahnde, man hat ihn todter fortgetragen, er lieset im Gellert: o thäte nicht sein böser Hund! muß er nun das, was er liest, sogleich für richtig halten? Beyde befinden sich in einer und eben derselben Verlegenheit, und ich weiß für beyde nur ein einiges Mittel, sich aus derselben zu helfen, wenn sie wirklich noch Lehrlinge sind, d. i. den Grad der feinen Empfindung noch nicht haben, der das Schickliche oder Unschickliche in der Sprache dunkel empfindet. Die Natur der Sprache und allgemeine Regeln entscheiden hier nichts, weil wir keine allgemeine Deutsche Sprache haben, aus welcher nebst der Schriftsprache alle übrigen Mundarten hergeflossen wären, und ich getraue mir jeden Sprachfehler, jeden Barbarismum und jede Provinzial-Eigenheit aus der Natur der Sprache zu rechtfertigen. Soll der Ausdruck classische Schriftsteller kein leerer Schall seyn, so muß sich doch ein Grund angeben lassen, warum ein Schriftsteller classisch ist, und es muß sich zeigen lassen, in wie fern er es ist. Dieser Probierstein ist nun seit der Schöpfung her die gesellschaftliche Sprache der ausgebildetsten Provinz in den obern Classen gewesen, und ich bin überzeugt, daß kein anderer möglich ist. Nimmt man diese Stütze weg, so fällt aller Begriff von classischen Schriftstellern von selbst dahin.

dahin. Daß der durch alle Provinzen zerstreute ausgebildetste Theil einer Nation dieser Probierstein nicht seyn könne, weil unter diesem keine einförmigen Analogien möglich sind, hoffe ich im vorigen gegen den Deutschen Merkur erwiesen zu haben.

„Die Prüfung nach classischen Schriftstellern, fährt „Herr Biester fort, ist auch auf den Fall desto sicherer, „wenn eine andere Provinz das Recht gebrauchte, wel„ches Obersachsen gebraucht hat, eine andere Schrift„sprache einzuführen.“ Ich bemerke dabey: 1. Man kann wohl nicht eigentlich sagen, daß Obersachsen eine Schriftsprache eingeführet hat. Die Obersächsische Mundart ist von den übrigen Provinzen nach und nach freywillig angenommen worden, und zwar aus eben den Ursachen, warum die Mundart des in einem eingeschränkten Raume lebenden ausgebildetsten Theiles einer jeden andern Nation zur Schriftsprache angenommen worden. 2. Sollte ja einmahl die Mundart einer andern Provinz Deutschlands Schriftsprache werden, wozu doch noch gar kein Anschein vorhanden ist, so würden auch unsere bisherige classische Schriftsteller ganz natürlich aufhören, classisch zu seyn, und zwar eben so sehr, als die Schriften des Schwäbischen Zeitpunctes jetzt nicht mehr classisch sind. Es würde alsdann nichts classisch

seyn

seyn können, was nicht den Analogien der neuen Schriftsprache gemäß ist, und nur in so fern, als es ihr gemäß ist.

Herr Biester fängt seinen dritten Abschnitt, welcher die Litteratur betrift, mit der Frage an: „Sind wirklich alle unsere guten Schriftsteller in Obersachsen gebohren?“ Ich sehe nicht ein, was denselben zu dieser Frage bewegen konnte, finde auch nicht, daß sie aus meinem Hauptsatze folgt. Ich behauptete nur, daß Schriftsteller in Rücksicht der Sprache nur in so fern gut und classisch seyn können, als sie die in Obersachsen veredelten Analogien in Rücksicht alles dessen, was blos zufällig und conventionell ist, befolgen; und das können sie nun ohne Rücksicht auf ihren Geburtsort. Es ist mir das Gegentheil so wenig eingefallen, daß ich auch die Vorwürfe, welche mein Gegner in dem Deutschen Merkur Gottscheden und durch ihn der Obersächsischen Sprache und Litteratur machte, nicht einmahl damit niederzuschlagen suchte, daß er kein Obersachse, sondern ein Preusse war.

Ich komme auf das wichtigste in Herrn Biesters Widerspruche, und damit es desto mehr einleuchte, und ich mich desto kürzer fassen könne, so will ich es mit meinen Gegengründen in Verbindung bringen.

1. Ich

1. Ich fange wieder bey der Einheit an, und frage Müssen Sprache und Litteratur, wenn sie schöne National-Sprache und Litteratur seyn sollen, eine gewisse Einheit haben oder nicht? Ich habe immer geglaubt, daß diese Frage nicht leicht verneinet werden könnte, weil Einheit in der Mannigfaltigkeit mit zu dem Begriffe der Schönheit gehöret, und bey der Sprache das Wesen und die Absicht derselben ganz auf dieser Einheit beruhet. Allein Hr. D. Biester scheinet anderer Meinung zu seyn, indem er es als einen Vortheil für Deutschland ansiehet, daß die Nation in der Sprache noch keine Fesseln trägt, keine Akademie wie in Frankreich, kurz für die Sprache noch kein symbolisches Buch *) hat. Läßt sich das erweisen, nun so muß ich frey-

*) Herr Biester ist überhaupt kein Freund von symbolischen Büchern; allein, so fern sie dazu dienen, Einheit in der Mannigfältigkeit im Aeußern zu erhalten, so scheinen sie mir nicht allein sehr unschädlich, sondern unter gewissen Umständen auch sehr nothwendig zu seyn. Der mit ihnen verbundene Zwang ist für die Freyheit des Menschen zugleich sehr unnachtheilig, weil die Verbindlichkeit, die er auflegt, völlig freywillig ist. Wenigstens finde ich sie weit menschlicher, als wenn man Despotismus und große stehende Armeen zu dem Mittelpuncte der Einheit macht. Ueberhaupt ist es seit einiger Zeit Mode geworden, auf alle Einschränkungen der bürgerlichen Gesellschaft zu zürnen; ohne zu bedenken, daß natürliche Freyheit und bürgerliche Gesellschaft ohne Widerspruch nicht zusam-

freylich meinen ganzen Satz aufgeben; aber dann müssen wir auch allen Ansprüchen auf Schönheit und nationale Eigenthümlichkeit der Sprache und Litteratur entsagen, weil sich beyde ohne Einheit in der Mannigfaltigkeit nicht gedenken lassen. Allein in ein Paar andern Stellen empfiehlet Herr Biester doch die Reinigkeit der Sprache und spricht von classischen Schriftstellern. Beyde stehen mit der vorigen Behauptung in einem Widerspruche, weil sie eine Einheit voraus setzen, wenn sie sich sollen denken lassen. Doch vielleicht verstehen wir nur einander nicht, daher ich mir über diesen Punct nähere Erläuterungen ausbitten muß. Fällt die Ein-

zusammen gedacht werden können, und daß der Mensch schlechterdings immer mehr von seiner natürlichen Freyheit aufopfern muß, je näher die bürgerliche Gesellschaft zusammen rückt, oder mit andern Worten, je mehr ein Staat an Volksmenge, Wohlstand und Cultur zunimmt. Freylich sind diese Einschränkungen sehr vielfacher Modificationen fähig; allein ich würde doch immer symbolische Bücher vielen andern vorziehen, welche man in manchen Staaten an ihre Stelle setzt. Der Einwurf, daß durch dergleichen Verbindlichkeit alle Kraft des Geistes und des Genies eingeschränket werde, sagt viel zu viel. Die bürgerliche Gesellschaft schränkt auch die Kraft des Körpers ein, und eine unbegränzte Anwendung beyder gehöret in die Canadischen Wildnisse, wo für beyde Feld genug ist. Die gesellschaftliche Verbindung bestehet ja eben in der Einschränkung der Kräfte so wohl des Leibes als des Geistes auf gewisse bestimmte Punkte.

Einheit weg, so hat unser ganzer Streit ein Ende; erhält sie sich aber, so ist nun freylich zu untersuchen:

2. Worin diese Einheit bestehet, worauf sie sich erstrecken muß, und was ihr unbeschadet mannigfaltig seyn kann? In Ansehung der Sprache ist diese Frage sehr bald beantwortet; denn so wenig alles in derselben ganz willkührlich ist, so sehr ist doch alles in derselben conventionell, daher es hier nur darauf ankommt, daß die für eine Schriftsprache einmahl angenommenen Analogien beobachtet werden. Auch bey der strengsten Befolgung derselben bleibt immer noch erlaubter Stoff genug zur Mannigfaltigkeit übrig, weil jene sich nur auf das erstrecken, was zur Erreichung der Absicht der Sprache, der möglichst leichten Verständlichkeit, gehört. In Ansehung der Litteratur scheinet sich die Frage ein wenig schwerer beantworten zu lassen; allein ich glaube, die Schwierigkeit wird sich heben lassen, wenn man schöne Litteratur überhaupt von der schönen National-Litteratur absondert, und die Begriffe beyder weiter verfolgt. Da dieser ganze Punct für mich nur Nebensache ist, so werde ich mich auch nicht lange dabey aufhalten. Die schöne National-Litteratur setzt die schöne Litteratur überhaupt voraus, so wie positive Gesetze natürliche voraus setzen. Die erste schränkt die

letztere ein, und dient ihr zur nähern Bestimmung. In der schönen Litteratur überhaupt gründet sich die Einheit auf die allgemeinen Begriffe des Schönen, und diese lassen sich freylich aus den Alten (nach Absonderung dessen, was bey ihnen national war,) herleiten, weil sie uns in Ermangelung des wahren Originales zum Muster dienen. Aber in der schönen National-Litteratur auch? — Gewiß nicht, denn schon der Nahme giebt es, daß hier die Einheit ganz auf das gegründet werden muß, was nach den conventionellen Begriffen jeder Nation schön und wohlanständig ist. Eine Rede des Demosthenes, ein Lustspiel des Aristophanes können Meisterstücke der schönen Griechischen Litteratur und, wörtlich übertragen, für uns abscheulich seyn, weil die Sitten und alle conventionelle Begriffe des Schicklichen und Wohlanständigen so sehr verschieden sind. Was aber eigentlich conventionell oder national ist, kann wohl nicht leicht streitig seyn; es gehöret dahin außer der Sprache und dem darin gegründeten Wohlklange, Ton- und Sylbenmaße, der dem Clima und Volke eigenthümliche Schwung des Geistes, Gang der Begriffe und deren Ausdruck durch Worte, die jeder Nation eigenen Begriffe des Wohlanständigen und Schicklichen, Sitten und Gebräuche, kurz alles, worin sich eine Nation von der andern unterscheidet. Ich überlasse

es

es andern, diese Begriffe zu widerlegen, oder zu erweitern, und leite zu meinem Gebrauche nur folgende Schlüsse daraus her. 1. Ohne Befolgung der allgemeinen Begriffe des Schönen findet keine schöne Litteratur überhaupt Statt. Da nun Regeln verbindliche Vorschriften sind, welche aus diesen allgemeinen Begriffen abstrahiret worden, so läßt sich auch ohne deren Befolgung keine schöne Litteratur denken. *) 2. Ohne Beobachtung dessen, was jeder Nation eigen und in ihr conventionell ist, läßt sich keine schöne National-Litteratur denken. 3. Classische Schriftsteller so wohl in der Sprache als Litteratur können nur diejenigen seyn, welche der Einheit in beyden Stücken am nächsten kommen, und sie sind nur in so fern classisch, als sie diese Ein-

*) Um hier nicht wieder mißverstanden zu werden, bemerke ich, daß ich bloß von dem Herrschenden und Allgemeinen in der Litteratur rede. Wenn ein Mann von der Stärke und Fülle des Geistes und von dem ausgebildeten Geschmacke wie Göthe, einmal ein regelloses Product als ein Spiel der Muse in die Litteratur wirft, so wie sich auch wohl ein Correggio in einer glücklichen Laune eine Caprice erlaubt, so haben beyde gewiß nicht die Absicht, die Befolgung der Regeln, des Costume u. s. f. dadurch zu verbannen, und wenn dann doch ein Heer geist- und verstandloser Nachahmer das aufrasset und das Wesen der schönen Litteratur und Kunst in der Unregelmäßigkeit suchet, so ist das gewiß nicht ihre Schuld.

Einheit erreichen. — Das sind nun freylich Fesseln, welche der Kraft des Geistes und Genies angeleget werden; aber nicht bloß wohlthätige, sondern schlechterdings nothwendige Fesseln, ohne welche das Genie in einem unbegränzten Raume ohne Absicht, Mittel und Endzweck seine Kraft verbrauset. Ein wohl gebautes aber ungebändigtes Roß kann immer ein schönes Roß seyn, aber wer wird ihm nicht ein eben so wohlgebautes Pferd vorziehen, dessen Kräfte auf den engern Punct eingeschränket sind, in welchem es allein nützlich werden kann? Und wenn nun das Roß oben darein übel gebauet ist und nichts regelmäßiges hat? Ich frage nunmehr einen jeden, ob wir mit Verschmähung aller Regeln und Vorschriften wohl eine schöne Litteratur haben können? Und ob wir wohl eine schöne National-Litteratur haben können, wenn mit Beyseitsetzung alles uns Eigenthümlichen das Eigenthum aller andern Nationen auf Deutschen Boden verpflanzt wird? Ob unsere Litteratur eine Einheit hat, wenn bald morgenländische, bald Lapländische Schwünge des Geistes, bald fremde Sylbenmaße *), bald Barden- und Druiden-Religion, u. s. f. darin

*) „Attiker, sagt Herr Biester, erfanden neue Sylbenmaße, „aber Rammler soll das nicht!“ Ich antworte: 1. Erfunden wird in der menschlichen Gesellschaft eigentlich nichts, son-

darin herrschen, kurz wenn unsere schönen Schriftsteller eben so wenig Einheit haben, als hundert Mahler aus

sondern nur aus dem, was Bedürfniß, locale und conventionelle Umstände schon dunkel angegeben hatten, mit klarem Bewußtseyn heraus gehoben, und der Absicht bequemer und angemessener gemacht. Was im eigentlichsten und schärfsten Verstande erfunden wird, ist für die menschliche Gesellschaft nur selten wirklich nützlich. 2. Weder Pindar noch Attiker haben wohl in diesem schärfsten Verstande Sylbenmaße erfunden, sondern was schon in der Sprache, dem Tone, dem Tonmaße, und dem conventionellen Begriffe des Wohlklangs dunkel lag, heraus gehoben, näher bestimmt, und mit Bestimmtheit angewandt. 3. Diese Sylbenmaße waren also für Griechenland national, weil sie aus den conventionellen Begriffen des Volkes und dem Eigenthümlichen ihrer Sprache hergenommen waren. Sind sie das aber auch für uns? Für uns, deren Sylbenmaß von dem prosaischen Tonmaße gar nicht verschieden ist? Für uns, die wir von der musikalischen Declamation, worauf sich das Sylbenmaß der Alten gründete, nicht den mindesten Begrif mehr haben? Können sie also wohl ein Theil unserer National-Litteratur ausmachen? 4. Erfinden, in dem guten und unschädlichen Verstande genommen, ist freylich bey der ersten Einrichtung nothwendig; aber hat es nicht auch seine Gränzen? Will man nur immer fort erfinden und nie anwenden und ausbilden? 5. Rammler, ein mir sehr schätzbarer Nahme, stehet hier gewiß am unrechten Orte. Er, der sich schon als einen der ersten und reinsten National-Dichter gezeiget hat, hat zuverlässig nie die Absicht gehabt, den aus dem Innern unserer Sprache und unserer Begriffe von dem Wohlklange hergenommenen Versbau zu verdrängen, und einen fremden an dessen Stelle einzuführen, der in unsere National-Litteratur nicht paßt.

hundert verschiedenen Schulen, welche sich in weiter nichts ähnlich sind, als daß sie einerley Farben, Firniß und Pinsel gebrauchen, und sich auch wohl noch darin von einander unterscheiden wollen. Die nächste Frage ist nun:

3. Welches der Mittelpunkt dieser Einheit ist, und wie sie erhalten wird? 1. Für Sprache als Sprache, und für schöne Litteratur als schöne Litteratur sind es freylich allgemeine Regeln und Grundsätze, nur mit dem Unterschiede, daß sich in der Sprache sehr wenig darnach bestimmen läßt, weil in allen Sprachen fast alles conventionell ist. 2. Für dieses conventionelle nun, es gehöre übrigens in die Sprache, oder in die Litteratur, oder in den Geschmack überhaupt, kann kein anderer Probierstein der Einheit seyn, als der in einem engen Raume beysammen lebende ausgebildetste Theil der Nation, weil nur hier alles dasjenige Conventionelle entstehen kann, was zu dem Begriffe einer schönen National-Sprache und Litteratur gehöret. Ich habe das im vorigen gegen den Deutschen Merkur erwiesen, und halte mich daher hier nicht weiter dabey auf. Hr. D. Biester scheinet auch darin mit mir einig zu seyn, weil er zugestehet, daß Obersachsen einmahl Deutschlandes Attika gewesen ist.

4. Sind aber Sprache, Litteratur und Geschmack dem Orte nach ganz an diesen im engen Raume beysammen befindlichen ausgebildetsten Theil, oder an die ausgebildetste Provinz gebunden, so daß außer derselben keine gute Schriftsteller möglich sind? — Nichts weniger als das, und ich sehe nicht, wie das aus den vorigen Sätzen folgen kann, obgleich so wohl Herr D. Biester als auch der Deutsche Merkur es daraus herleiten wollen. Es kommt hier bloß auf die oben bestimmte nationelle Einheit an, nicht aber auf die Provinz des Schriftstellers. Die blühendste Provinz und alle einzele Personen außer derselben, welche sich ihre Einheit gefallen lassen, machen nur ein Ganzes aus, und der fernere Unterschied unter ihnen bestehet bloß in den gröfern oder geringern Fähigkeiten des Geistes, und in der grösern oder geringern Befolgung der Einheit; denn selbst in Obersachsen gibt es Schriftsteller genug, welche diese Einheit verfehlen. Also weiter.

5. Ist diese ausgebildetste Provinz auf immer der Probierstein und die Richtschnur der Sprache, der Litteratur und des Geschmackes der Nation, oder ist sie es nur eine gewisse Zeit lang, und wie lange ist sie es? — Ohne Zweifel ist sie es so lange, als sie der ausgebildetste Theil der Nation ist, denn das folgt, so viel ich

sehe, ganz aus den Begriffen so wohl der Ausbildung als der Einheit. Allein den Grad der Ausbildung einer Provinz gegen die andere zu bestimmen, muß man nicht einzele Personen gegen einzele Personen, sondern das Ganze gegen das Ganze setzen. Wenn in diesem Falle andere Entscheidungsgründe fehlen, so ist das Verhältniß der Volksmenge gegen den Raum eines der sichersten, obgleich kein ganz untrügliches *) Mittel. Ich habe in dem vorigen dritten Stücke S. 48. bemerkt, daß in Ober-Sachsen 3000 Seelen auf eine Quadrat-Meile kommen, dagegen Schlesien nur 2150, und die meisten übrigen Deutschen Provinzen deren nur zwischen 1000 und 2000 zählen können. Hier läßt sich also sicher von der Volksmenge auf die Cultur schließen.

6. Ist der Grad der Ausbildung, zu welcher diese blühendste Provinz die Sprache und Litteratur gebracht hat, das non plus vltra zugleich für die übrigen in den Pro-

*) Z. B. da nicht, wo die Volksmenge ganz auf einen einigen unwandelbaren Punct gestimmt ist, wie in Holland auf die Handlung. Auch da nicht, wenn eine sehr bevölkerte und folglich auch sehr ausgebildete Provinz außerordentlich entvölkert wird, wo bey den übrig gebliebenen eine Zeitlang mehr Cultur übrig bleibt, als sich aus dem Verhältnisse ihrer Anzahl zu dem Raume schließen läßt, und so auch umgekehrt.

Provinzen zerstreuten Glieder, oder können diese Sprache und Litteratur weiter fortbilden? Wenn die Fortbildung mit der strengsten Befolgung der einmahl festgesetzten Einheit geschiehet, so sehe ich nicht ein, warum ich nicht die letzte Frage bejahen sollte, weil alle, die diese Einheit annehmen, Theile eines einigen Ganzen sind.

7. Kann nicht Deutschlands Attika an Geist und Kraft erschlaffen, und auf seinen Lorbern entschlummern? Und soll es, wenn es das thut, dennoch überall dem Griechischen Attika verglichen werden, immer noch das Tribunal der Sprache und Litteratur der übrigen Provinzen seyn? Dieß ist eigentlich Hrn. Biesters Hauptfrage, die er verneinet, um dem mächtigen Genie alle Schranken wegzunehmen, damit es Sprache und Litteratur nach eigenem Gutdünken weiter fortbilden könne. Nach dem, was im vorigen voraus geschickt worden, wird sich leicht darauf antworten lassen. 1. Ich gebe es zu, daß Sachsen erschlaffet ist, und daß es auf seinen Lorbern schlummert, und habe eben daraus im ersten Stücke dessen verlohrnen Einfluß auf die Provinzen hergeleitet. Aber wenn nun Sachsen gleich schlummert, so schlummert doch die von demselben gegründete Einheit nicht, oder sollte vielmehr nicht schlummern.

War der Gang, welchen unsere Litteratur von 1740 bis 1760 hatte, an und für sich, ohne auf den Grad der innern Stärke zu sehen, ein reiner guter National-Gang, so muß er es auch noch jetzt seyn, Sachsen mag so fest schlummern, als es will, und sollte es auch auf ewig entschlummern. Ich sehe wenigstens nicht ein, wie wir sonst eine schöne National-Litteratur behaupten wollen, wenn jeder Schriftsteller in der Provinz, bloß weil Sachsen schlummert, sich eigene Wege bahnen, und das Eigenthümliche der Nation nach seiner individuellen Willkühr bestimmen will. Es mag immer seyn, daß Sachsen selbst in seinem blühendsten Zustande sich nicht in allen Fächern zeigen konnte; man fülle diese Lücken aus, man gehe weiter, man übertreffe Sachsen, so weit man will, nur verletze man die Einheit nicht. Athen hatte Jahrhunderte auf seinen Lorbern geschlummert, und dessen Litteratur behielt immer die Stimmung, welche es ihr gegeben hatte. Herr Biester findet die Vergleichung zwischen Attika und Obersachsen übertrieben. Allein man erwäge, was Obersachsen seit dem 16ten Jahrhunderte für Deutschlands Religion, Gelehrsamkeit, Kunstfleiß, schöne und bildende Künste, Sitten, und kurz, gesunden Menschenverstand gethan hat, so wird man nicht behaupten, daß ihm durch diese Vergleichung zu viel Ehre wiederfahre. 2. Herr Biester giebt zu,

daß

daß Sprache und Litteratur von 1740 bis 1760 eine gewisse Einheit hatten, wünscht Deutschlande aber von ganzem Herzen Glück, „daß es diese Einheit nicht mehr „hat, daß jeder Schriftsteller sich des Rechts, Original zu „seyn, bedienen kann, und in Sachen der Aufklärung und „des Genies kein non plus vltra kennet.“ Das heißt mit andern Worten, daß Deutschland weder eine schöne Schriftsprache noch eine schöne National-Litteratur mehr hat, sondern in Ansehung beyder ein wahres Babel ist. „Wir haben, heißt es, einen guten oder gar vortreflichen Anfang gemacht, (nämlich in dem Zeitpunkt von „1740 bis 1760,) alles ist noch im Gähren, im Werden, alle Kräfte sind gespannt. Wer kann jetzt schon „an Stillstand denken, und wer kann also völlige Ruhe „erwarten?“ Freylich ist jetzt alles in einer Gährung; aber in was für einer? Es gibt auch eine Gährung, welche eine Folge der Auflösung ist, und ich befürchte sehr, daß unsere Gährung von dieser Art ist. Die vorher gegangene Einheit von 1740 bis 1760, welche Herr Biester einräumet, läßt solches befürchten, und ich sehe nicht ein, wie aus diesen aufgelöseten, heterogenen Theilen je wieder ein schönes Ganzes werden soll. Daß eine andere Deutsche Provinz zu dem Grade der Ausbildung und des Geschmackes gelangen solte, welchen Obersachsen jetzt noch hat, ist sobald nicht zu erwarten; am

wenigsten aber in solchen ökonomisch-militärischen Staaten, als Brandenburg und Österreich sind, wie mein Gegner im Merkur vermuthete. Sollte es aber ja geschehen, so würde eine solche Provinz doch wieder von dem Grade, worin Sachsen 1760 Sprache und Litteratur gelassen hat, ausgehen, und in dieser Einheit fortschreiten müssen. Aber es erfolge, was da wolle, so arbeiten unsere gegenwärtigen Schriftsteller, von welchen jeder Original seyn will, ganz wider ihre eigene Absicht, und verkürzen sich die Ewigkeit, welche sie nach dem natürlichen Laufe der Dinge etwa haben könnten, muthwillig selbst. Denn die Gährung mag so fortdauren, oder man mag, (wie in Italien in einem ähnlichen Falle geschehen ist,) wieder zu dem Zeitpuncte von 1740 bis 1760 zurück gehen: so werden sie bey allen Vorzügen des Geistes und des Witzes dennoch sehr bald vergessen werden; am geschwindesten aber alsdann, wenn die gegenwärtige Gährung noch eine geraume Zeit fortdauern sollte; weil sich die wenigen noch übrigen Reste der ehemaligen Einheit immer mehr verlieren müssen.

Die drey Fragen, welche Herr Biester mir am Ende vorlegt, sind theils schon im vorigen da gewesen, theils nunmehr sehr leicht zu beantworten.

1. „Ob in Absicht der Aussprache nicht die beste Or„thographie unserer bewährten Schriftsteller, sondern „das jetzt lebende Obersachsen Muster seyn müsse.“ Ich frage dagegen, welches sind die bewährten Schriftsteller, deren Orthographie Muster seyn könnte? Seit 1760 will jeder Schriftsteller auch hierin Original seyn, und bildet sich seine Orthographie selbst, bloß, um sich von der bisherigen schönen Einheit auszunehmen. Sind die bewährten Schriftsteller vor 1760 darunter zu verstehen, nun so ist deren Orthographie wieder ganz auf die Sächsische Aussprache gegründet. Überhaupt scheinet mir diese Frage unnöthig, weil die der Obersächsischen Aussprache vorgeworfenen Mängel noch unbewiesen sind, unsere mächtigen Genies aber ihr Originelles, so viel ich wenigstens weiß, noch nicht bis auf die Aussprache ausgedehnet haben.

2. „Ob in Absicht der Sprache nicht unsre classischen „Schriftsteller, sondern das jetzt lebende Obersachsen „Muster seyn müsse?“ Wie aber, wenn unter classischen Schriftstellern in Absicht der Sprache, sich nur solche denken lassen, in welchen die Obersächsische Mundart am reinsten erscheinet? Kann mir Herr Biester von dem, was in der Sprache classisch ist, einen andern Entscheidungsgrund angeben, so läßt sich weiter darüber sprechen. Und

3. „Ob

3. „Ob in Absicht der gesammten schönen Litteratur „und des Geschmackes nicht das Studium der Alten, „noch der auf Kenntniß des menschlichen Herzens gegrün„dete Beobachtungsgeist, noch die mächtige Erfindungs„kraft wahrer Genies, sondern die Obersächsischen Schrift„steller uns zu Mustern und Führern dienen müssen?“ Wenn nur zu erklären wäre, wie wir auf diesem Wege den Begrif einer schönen National-Litteratur behaupten könnten, welche nicht allein Einheit, sondern auch eine schöne Einheit hat. Die mächtige Erfindungskraft wahrer Genies ist hier gewiß der schwankendste Bestimmungsgrund, der nur möglich ist, weil auch das wahreste Genie einer höhern Leitung unterworfen seyn, und in dem, was schön und nakional seyn soll, nach einem höhern Originale beurtheilet werden muß. Das größte Kunstgenie ist an das Costume, die Regeln der Täuschung, u. s. f. gebunden, warum nicht auch das Sprach- und Litteratur-Genie? Und wenn Herr Biester dieses einräumt, und diese Regeln aufrichtig verfolgen will, so werden wir uns, ehe wir es vermuthen, wieder in Obersachsen zusammen finden.

In einer Anmerkung wird mir noch der Vorwurf gemacht, daß ich in den Stellen, welche ich in meiner Sprachlehre aus Herrn Engels Lobrede auf den

Kö-

König angeführet, Veränderungen vorgenommen, und ihnen dadurch „einen unnennbaren Reitz an Wohlklang, „Nachdruck und Schönheit, kurz ihren hohen vortrefli„chen Numerus und Rhythmus genommen habe.“ Diese Beschuldigung ist hart, ich gestehe es, und sie würde hart seyn, auch wenn ich nicht die Erlaubniß hätte, mich Herrn Engels Freund zu nennen; ich muß mich daher darüber erklären. Es sind der angeführten Stellen, so viel ich weiß, nur drey, welche S. 569, 570 und 571 stehen. Ihre Abweichungen von der Urschrift sind von dreyfacher Art. 1. Einige sind wahre Druckfehler, deren meine Sprachlehre ohne mein Verschulden mehr hat, als ein solches Buch haben sollte, dahin gehören in der zweyten Stelle S. 569. nur der Unverstand meistert und sieht erstaunt, für stehet; und in der dritten S. 571, theils, was für Forderungen für (für an) einen König, theils, die Auslassung des Wortes großen vor Maschine. Ob in eben dieser Stelle, daß keine zum Ruin des Ganzen übertrieben werde, und doch auch keine mangele, für ermangele, gleichfalls ein Druckfehler ist, will ich nicht gewiß behaupten, glaube es aber. Denn obgleich ermangeln für mangeln seltener vorkommt, so ist es doch nicht ungewöhnlich. 2. In manchen Ausdrücken habe ich einige kleine Härten wegzuschaffen gesucht, besonders durch Hinzuse-

zusetzung des ausgelassenen Biegungs e, wie mit tiefem Blicke für Blick, so viele andere Talente für viel, des Wortes für Worts, muthmaßet für muthmaßt, überschauen für überschaun. Ferner in der ersten Stelle: wer nur denjenigen groß nennet, der in einem ungewöhnlichen Grade alles ist, was er soll, wo ich theils für das der, welches der feyerlichen Rede minder angemessen ist, das wahre und bestimmte Relativum welcher gesetzt, theils vor dem soll das ausgelassene Verbum seyn eingeschaltet habe, welches mir aus einem Druckfehler weggeblieben zu seyn schien, weil dessen Abwesenheit nicht allein Härte, sondern auch Dunkelheit macht. Und endlich in der dritten Stelle, wie das größte fremde Interesse, mit welcher Vorsicht (es) in das eigene zu verweben, wie ich mir das fehlende es auch nicht anders, als durch einen Druckfehler zu erklären wußte, daher ich es hinzusetzte, weil dessen Abwesenheit den ganzen Verstand verderbt. Die 3te und wichtigste Veränderung bestehet endlich darin, daß ich in der ersten Stelle das niedrige Pronomen Identitatis der nehmliche mit dem weit bessern eben derselbe vertauschelt habe. Ich gestehe es, dieses Wort schien mir in einem solchen Meisterstücke, denn dafür halte ich Engels Rede wirklich, so unerträglich, daß es mir unmöglich war, es beyzubehalten. Die Ursache, warum

ich

ich dieſe kleinen Veränderungen vornahm, war, weil ſie in einem für Unerfahrne beſtimmten Lehrbuche zu Muſtern dienen ſollten, wo man nicht ſorgfältig genug ſeyn kann, alles das wegzuſchaffen, was einigen Anſtoß verurſachen kann. Man weiß, wie geneigt Unkundige ſind, wahre Schönheiten zu überſehen, und ſie in auffallenden Nebendingen zu ſuchen. Allein ich kann mich ohne Bedenken auf die Empfindung eines jeden und Herrn Engels ſelbſt berufen, ob durch dieſe kleinen Veränderungen ein unnennbarer Reiz an Wohlklang, Nachdruck und Schönheit, kurz, der hohe vortrefliche Numerus und Rhythmus weggeſchaffet worden? Sollte etwas davon wohl in kleinen Sprachhärten liegen können; ſo müßten die Slavoniſchen Mundarten, welche die meiſte Härte im Baue der Wörter haben, auch den meiſten Reiz, Wohlklang und Numerus haben. Auch der Numerus der Rede kann dadurch unmöglich ſeyn zerſtöret worden, weil derſelbe von dem Baue der Perioden abhängt, und durch den geſchickten mündlichen Vortrag ſeine Vollkommenheit erhält.

Inhalt.

1. Von dem Geschlechte der Substantive, Seite 3.

2. Von der Declination fremder Wörter und Nahmen, S. 21.

3. Von neuen Wörtern durch die Ableitung, S. 36.

4. Über die Frage: Was ist Hochdeutsch? Gegen den Deutschen Merkur, S. 79.

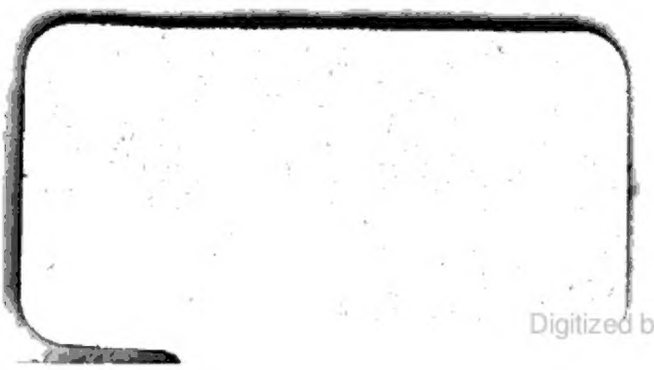
5. Über die schöne Litteratur der Deutschen; auch gegen den Deutschen Merkur, S. 112.

6. Ulrichs von Thürheim Wilhelm von Oranse, heraus gegeben von Herrn Casparson, S. 127.

7. Noch etwas über Deutsche Sprache und Litteratur, auf Veranlassung der Berlinschen Monathsschrift, S. 134.

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google